

François Höpflinger

**Störenfried & Co – drei hyperaktive
Bergsenioren in Aktion**

Im Dorf Fatal – ein pensionierter Unterländer mischt mit

Es gibt nur wenige Leute, die das Schweizer Bergdorf Fatal auf Anhieb zu lokalisieren vermögen. Fatal ist zwar ein schmuckes Bündner Dorf in einem Seitental des Rheins, aber mit seinen rund 400 Einwohnern ist es touristisch völlig unbedeutend. Es liegt auf einer Sonnenterrasse, und da die Sonne den Schnee nur zu rasch wegschmilzt, wird das Dorf von den skifahrenden Horden auf ihren Raubzügen links liegengelassen. Auch im Sommer verirren sich nur wenige Touristen nach Fatal, da dem Dorf die Attraktivität eines nitratblauen Bergsees oder eines himmelsstürmenden Berges fehlen. Für Gastlichkeit sorgen nur die Dorfbeiz Alpina und ein rosarotes Kleinhotel.

Fatal hat sich somit eine gewisse ländliche Unberührbarkeit und Unschuld erhalten, selbst wenn nur eine Minderheit der Einwohner von Landwirtschaftssubventionen lebt.

Wie die meisten kleinen Schweizer Berggemeinden ist auch Fatal ein ruhiges Gemeinwesen, in dem jeder Bürger mit Hingabe sein Auto pflegt. Das Dorf ist historisch weder durch besondere Taten noch durch besondere Ereignisse aufgefallen (abgesehen davon, dass es 1624 von den Österreichern heimtückisch in Brand gesteckt wurde).

Die satte Ruhe von Fatal sollte sich mit der Ankunft von Eduard Keller leider unwiderruflich ändern. Denn Eduard Keller war ein Mann, der keinen Stein unverrückt lässt, wenn er sich davon verspricht, etwas aufzustöbern (und sei es auch nur einen weiteren Stein).

Eduard Keller hatte sich erst vor kurzem in Fatal niedergelassen. Vorher hatte er im Unterland gelebt und sich sein Brot - d.h. sein Einfamilienhaus, sein Personenwagen und sein Sparguthaben - als Personalchef einer mittelgrossen Uhrenfirma verdient. Die Computerrevolution war seiner Firma zum Verhängnis geworden, und er war kurzfristig entlassen worden. Zum Glück hatte er ein Leben lang gespart. Finanziell war er damit keineswegs schlecht gestellt. Nur leider, mit achtundfünfzig Jahren, ohne Stellung. Er wusste, es war sinnlos, sich mit Stellenbewerbungen zu demütigen. Das Pensionskassengesetz war Garantie genug, dass ihn kein Arbeitgeber beschäftigen würde. Als arbeitslos wollte Eduard Keller aber unter keinen Umständen gelten. So vermied er Arbeitsamt und Kollegen. Der Gedanke, dass ihn seine Bekannten und Nachbarn bemitleiden könnten, wurde ihm so unerträglich, dass er kurzerhand beschloss, wegzuziehen. Er war unverheiratet und brauchte so auf niemanden Rücksicht zu nehmen. Er verkaufte sein Einfamilienhaus zu Höchstpreisen und interessierte sich - auf eine Anzeige hin - für ein kleines Ferienhaus in Fatal. Der Kauf kam, da Eduard jeden Einheimischen überbot, rasch zustande.

Somit lebte Eduard Keller offiziell in diesem kleinen Bergdorf, wo er sich dem Gemeindeführer als selbständigen Organisator vorstellte. Er besass die feste Absicht, sich und der Welt zu beweisen, dass er noch lange nicht zum alten Eisen gehörte.

Eduard Keller war hager, nicht besonders kräftig, aber kerngesund. Zudem hatte er sich dank jahrelangem Training einen stolz aufrechten Gang angeeignet. Aufrechter Gang verrät aufrechte Gesinnung, war ihm in seiner Jugend eingebläut worden. Nicht, dass er solchen simplen Volkssprüchen Glauben schenkte. Aber wer aufrecht geht, ist gruppendynamisch immer im Vorteil. Als ehemaliger Personalchef und gewesener Leutnant der Schweizer Armee wusste er mit Leuten umzugehen. Unter seiner Führung liess sich garantiert jeder chaotische Haufen in eine schlagkräftige Mannschaft umwandeln. Davon war Eduard Keller überzeugt, und erfüllte sich dazu geboren, Menschen anzuleiten und zu führen.

Deshalb hatte er sich, kaum in Fatal angekommen, sofort nach geeignetem Menschenmaterial umgesehen. Da sich die Einheimischen allerdings als ausgesprochene Individualisten verstehen, war ihm bisher wenig Erfolg beschieden. Alle Versuche, sich mit weltmännischer Gewandtheit und dynamischer Kollegialität an die Männer des Dorfes anzubiedern, prallten an der geballten Schweigsamkeit der Bewohner ab. Die meisten Dorfbewohner waren zudem

zu beschäftigt, um mit ihm über den Niedergang der Zivilisation zu diskutieren oder sich seine langatmigen Ausführungen zu den Grundsätzen erfolgreicher Personalpolitik anzuhören.

Nach systematischem Abklopfen verblieben am Schluss nur zwei Personen, die bereit schienen, sich von Eduard zu neuen Horizonten führen zu lassen (zumindest solange Eduard ihnen ihr Bier bezahlte).

Die erste Zielperson war Arnold Gerber, von seinen Freunden kurz Arno genannt. Arno war ein kleiner, rundlicher und freundlicher Mann von dreiundsechzig Jahren. Er lebte seit seiner frühesten Kindheit in Fatal und war früher als Maler beim lokalen Malermeister beschäftigt gewesen. Seit das Malergeschäft von den Söhnen übernommen worden war, hatte er sich vom Betrieb zurückgezogen. Ihm genügte die Lebensversicherung seiner vor drei Jahren verstorbenen Frau, zumindest was seine bescheidenen Bedürfnisse anbetraf. Er übernahm nur noch selten Malerarbeiten, etwa wenn ihn Bekannte um eine Gefälligkeit baten. Im Übrigen nahm er das Leben von der gemütlichen Seite. Nach einem arbeitsreichen Leben besass er dazu das volle Recht.

Da war Eduard Keller anderer Ansicht. Er nahm sich vor, das immense psychische Potential von Arno endlich zum Blühen zu bringen, und sollte dieser sich noch so wehren. Eduard war überzeugt, dass in Arno weit mehr steckte, als es den Anschein machte, wenn man ihn stundenlang auf seiner Holzbank dösen sah.

Bei der zweiten Zielperson, Hardy, war sich Eduard weniger sicher. Hardy war ein schwieriger Fall. Ein gewiefter Menschenkenner wird aber gerade durch schwierige Fälle zu Höchstleistungen angespornt.

Hardy hiess in Wirklichkeit Bernhard Hitsch. Aber jeder nannte ihn einfach Hardy. Er war ein gebürtiger Fataler und galt damit als Einheimischer, obwohl er praktisch sein ganzes bisherige Leben ausserhalb der Schweiz verbracht hatte. Hardy, ein mittelgrosser, kräftiger Mann mit ungepflegtem schwarzem Bart, war jahrelang in der Welt herumgereist. Als Strassenfeger, Gefängniswärter oder Hilfsmatrose hatte er sich in Amerika und Asien durchgeschlagen. Er war überall gewesen, wo es laut und lustig zugegangen war; wo getrunken, geflucht, gekämpft und gehurt worden war.

Wieso er sich kürzlich urplötzlich, mit neunundfünfzig Jahren, in sein abgelegenes Heimatdorf zurückgezogen hatte, blieb ein Rätsel. Man munkelte von Frauengeschichten und davon, dass er in den USA von der Polizei gesucht werde. Genaues wusste niemand. Es war einzig bekannt, dass ihm seine verstorbene Schwester eine reparaturbedürftige Hütte, etwas Weideland und ein bisschen Geld hinterlassen hatte. Da das geerbte Geld bald erschöpft war, hielt sich Hardy durch allerlei Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Er verkaufte alte Pneus und Ersatzteile für Landwirtschaftsmaschinen. Daneben verkaufte er naiven Unterländern seine selbstgefertigten Antiquitäten.

Eduard Keller war sich über Hardy ungewiss. War sein vagantenhafter Lebensstil wirklich echt oder nicht vielmehr - wie Eduard vermutete - eine geschickte soziale Mimikry, um sich vor jeder ordentlichen Arbeit zu drücken. Trotzdem, es war durchaus möglich, diesen chaotischen Vagabunden in eine Perle der Gesellschaft zu wandeln. Zweifellos eine harte Herausforderung, aber Eduard war sich sicher, auch dieser Herausforderung gewachsen zu sein.

Arno und Hardy, als Material für einen ehemaligen Personalchef mit Ambitionen nicht viel, wird mancher einwenden. Zugegeben, es war wenig, und jeder andere hätte verzweifelt aufgegeben. Nicht aber Eduard Keller.

Der Einkaufsbummel – und seine unerwarteten Folgen

Hardy sass selbstzufrieden vor der Fataler Dorfkirche auf einer Bank. Er liess sich seinen schwarzen Bart von der Sonne wärmen. Nach einiger Zeit kam sein Freund Arno und setzte sich neben ihn auf die Bank. Gemeinsam sahen sie einem kleinen, schmutzigen Mädchen zu, das tatkräftig versuchte, seinem schmutzigen Stoffbären gute Manieren beizubringen. Seine Bemühungen waren erfolglos. Auf alle wohlgemeinten Ermahnungen reagierte der Bär nur mit stummem Starrsinn. Das kleine Mädchen wurde ungeduldig und tauchte den Bären tief in den Dorfbrunnen. Auch dies brachte ihn nicht zur Besinnung, und so hüpfte das Mädchen weg. Den Stoffbären liess es im Brunnen liegen.

Zufällig kam Eduard Keller herangeschlendert. Neugierig blickte er in den Brunnen.

"Hallo Arno, hallo Hardy. Was tut eigentlich dieser Bär im Brunnen?"

"Nur eine kleine Bärenwäsche, ein echter Waschbär" grinste Hardy.

Eduard zog den tropfnassen Stoffbären vorsichtig aus dem Wasser. "Typisch für die Kinder von heute. Lassen alles liegen. Keine Zucht und Ordnung" empörte er sich, und er schüttelte wütend das arme Stofftier. Dem Bären platzte das Fell, und ganze Wolken von Holzwolle fielen in den Brunnen.

Eine Frau kam vorbei. Nicht zu glauben. Erwachsene Männer, die mit Stofftieren spielten. "He, Sie, das geht nicht, einfach den Brunnen zu verschmutzen, Sie Umweltverschmutzer!" Sie eilte auf Eduard zu und zwang ihn, die Holzwolle aus dem Brunnen zu fischen. Erst als auch die letzte Faser wieder im Bauch des Bären verschwunden war, ging sie weiter. Wie Kinder, diese alten Männer. Keine Zucht und Ordnung.

Verärgert warf Eduard den nassen Bären hinter den Brunnen und wandte sich prompt Hardy zu.

"Wie läufst du herum? Eine Schande! Schau dir nur deine Hosen an, und erst deine Schuhe, beide völlig zerschlissen.

Tatsächlich war Hardy in seinen mehrfach geflickten Hosen und seinen zerdrückten Schuhen alles andere als ein Schmuckstück der ordnungsbewussten Schweiz. Aber er fühlte sich wohl.

Eduard blieb unerbittlich: "Wir fahren nach Chur zum Einkaufen, und zwar noch heute. Du brauchst unbedingt ein neues Paar Hosen und neue Schuhe. In deinen jetzigen Klamotten kannst du keinesfalls weiter herumlaufen. Was sollen die Touristen von uns denken?"

Hardy weigerte sich verzweifelt. Ihm graute vor jenen sauberen Kleidergeschäften, wo Hunderte von frischgebügelten Anzüge darauf warten, unschuldige Käufer zu umgarnen, sich schamlos an ihre Hüften anzuschmiegen und ihnen die Brust einzuengen. Zudem: reihenweise Hosen; ein Graus. Und erst diese geschäftigen Verkäufer, die ihm immer einen zu engen Hosenbund aufzwingen wollten. Neue Hosen waren unbequem. Hardy wusste dies aus bitterer Erfahrung. Erst nach langem Tragen gewannen Hosen jene seidige Geschmeidigkeit, die er so liebte. Geflickt oder nicht, nur alte Hosen waren bequem.

Sein Widerstand nützte wenig, da sich auch Arno verräterisch für die Idee eines Einkaufsbummels erwärmte. Um nichts in der Welt würde er sich das einmalige Schauspiel von Hardy in neuen Hosen entgehen lassen.

Unter dem vereinten Ansturm von Eduard und Arno brach Hardys Widerstand zusammen. Resigniert erklärte er sich zu einem Einkaufsbummel nach Chur bereit. Nur kurz, um sich rasch die neue Herrenmode einmal anzusehen.

Kummervoll stieg Hardy in Eduards rotem Kleinwagen ein. Er verfluchte das kleine Mädchen, das mit seinem unschuldigen Spiel die ganze Angelegenheit ins Rollen gebracht hatte.

"Halt!" schrie Eduard und zog Hardy wieder aus dem Wagen. "Du willst nicht etwa in diesen verschlissenen Klamotten nach Chur zum Einkaufen. In diesen geflickten Hosen

kannst du kein anständiges Kleidergeschäft besuchen. Rasch, zieh dir saubere Kleider an."

Hardy wehrte sich. Sich umzuziehen, am helllichten Tag? Dies fehlte noch. Auch Arno fand, dass Eduard übertreibe. Neue Hosen anziehen, um sich neue Hosen zu kaufen? Es ging zu weit.

Aber Eduard liess nicht locker. "Wer in ein anständiges Kleidergeschäft geht, muss anständig angezogen sein. Kommst du in Lumpen, wird man dir den letzten Dreck, die Mode vom letzten Jahr, andrehen."

Somit sah sich Hardy zu seinem grossen Ärger gezwungen, den Sonntagsanzug aus dem Schrank zu stöbern. Irgendwie war der Anzug eingegangen, und die Hosen drückten, als ob sie neu wären. Dabei besaß er diesen Anzug schon seit Jahren. Da die Knöpfe nur noch an wenigen Fäden hielten, wagte es Hardy kaum, Luft zu holen. Mit steifen Schritten stieg er in Eduards Wagen.

Von Fatal fuhren sie in gemächlichem Tempo ins Tal, um in die Hauptstrasse nach Chur einzuspüren. Ihr gemächliches Tempo ärgerte einige geschwindigkeitsbesessene Jungmanager. Eduard liess sich jedoch keineswegs drängen. Zu schnelles Fahren schadet dem Wald, dachte er befriedigt, als sich hinter ihm ein kleiner Stau bildete.

Nach gut zwanzig Minuten erreichten die Chur, und sie liessen den Wagen in einer unterirdischen Betongarage stehen, um ungestört ihren Geschäften nachzugehen.

Die Stadt Chur, Hauptstadt des Kantons Graubünden und zwischen Bergen eingezwängt, erstreckt sich wie eine Geröllhalde ins Rheintal: oben der altehrwürdige Sitz des obersten Seelenhüters der Region, des Bischofs von Chur; weiter unten die Altstadt, die Warenhäuser, der Bahnhof und dann die seelenlosen Wohnkästen und Hochhäuser der Moderne; kurz und gut, eine mittelalterliche Altstadt, die weiter unten von grauem Beton umlagert wird.

Das Herz von Chur, die Altstadt, wirkt nach aussen gut erhalten, sauber und malerisch, zum Entzücken der vielen Touristen. Aber hinter den altbürgerlichen Fassaden hat sich nur allzu oft die moderne Dienstleistungsgesellschaft eingenistet: teure und konkursanfällige Boutiquen, Schönheitssalons und psychiatrische Praxen aller Art oder die Büros hochbezahlter Anwälte, die hinter alten Fassaden internationale Steuersünden verbergen.

Als Hauptstadt des Kantons Graubündens ist Chur sowohl administratives Zentrum des Bergkantons als auch Einkaufsparadies für die Bewohner abgelegener Bergtäler. So sieht man in Chur neben grundsoliden Beamten immer auch aufgeweckte Bauernfrauen mit riesigen Einkaufstaschen, dazwischen scharenweise Mittelschüler und Touristen aus aller Welt. Kurz und gut: ein buntes Gemisch von Lacktaschen, Bergschuhen, Jeans, Feldstechern, Hosenträger, Filzhüten und Brillanten.

Für Eduard symbolisierte diese Kleinstadt die grundanständige schweizerische Bürgerordnung: sauber und überschaubar, aber weltoffen. Auch Arno liebte es, in Chur zu spazieren. Die vielen Geschäfte und Kaufhäuser lockten. Von der unermesslichen Vielfalt an nutzlosen Konsumartikeln konnte er sich zwar nur selten etwas leisten. Vieles war zu teuer, aber anschauen konnte man den Luxus dennoch nach Herzenslust. Darin war er sich mit vielen anderen Einheimischen einig: man sah sich zuerst ausgiebig in den teuren Geschäften um, um zum Schluss im Migros einzukaufen.

Diesmal blieb Arno leider keine Zeit, sich genussvoll das reichhaltige Angebot an Fleischwaren, Porno-Heften, Kameras und Videofilmen anzusehen. Eduard drängte ihn und Hardy ungeduldig in ein mehrstöckiges Kleidergeschäft, das sich seiner einzigartigen, nie dagewesenen Tiefstpreise rühmte. 'Herrenabteilung im Obergeschoss' stand auf einer Tafel, und so liessen sie Röcke, Unterwäsche und Kinderkleider unter sich zurück.

In der Herrenabteilung erwartete sie ein lebhafter, graugekleideter Verkäufer.

"Was darf es sein, meine Herren? Aha, ein neues Paar Hosen für den geehrten Herrn. Sehr gut. Etwas sportlich Leichtes? Weniger. Dann lieber was modisch Solides, für jeden Tag. Ganz recht."

Rasch hatte er seine Kunden eingeschätzt: alles Eingeborene aus den umliegenden Bergdörfern. Wollen möglichst günstig einkaufen und dabei das Gefühl haben, den Duft der grossen, weiten Welt einzusaugen. Werden wir gleich haben. Nur nichts Schickes und Modisches. Da werden diese Eingeborenen gleich misstrauisch.

So führte der Verkäufer seine drei Kunden nach hinten, wo sich die letztjährigen Hosen befanden, die das Zürcher Hauptlager noch loswerden will.

"Hier haben wir sicherlich die passenden Hosen für Sie, meine Herren. Geeignet für jedes Alter, zeitlos jugendlich, aber sehr preiswert. Unauffällig elegant und trotzdem sehr solide."

Hardy war verwirrt. So viele Hosen. Wie konnte er aus dieser Menge die Richtige wählen? Abgesehen davon gefiel ihm keine dieser Hosen richtig, alle waren geschniegelt neu und garantiert unbequem.

Eduard setzte eine fachmännische Miene auf, strich mit den Fingern über den Stoff und überfiel den Verkäufer mit technischen Fragen zur Qualität der Textilfasern. Der Verkäufer, von den Fragen überfordert, wandte sich rasch einem neuen Kunden zu und liess sie in Ruhe.

"Probiere einige dieser Hosen an" schlug Arno vor. "Dann siehst du, welche dir passen oder nicht."

"Bist du verrückt. Ich ziehe keine fremden Hosen an. Ich laufe nicht in Hosen herum, die mir nicht gehören. Sonst denkt man, ich wolle sie klauen. Nein, ob mir eine Hose passt oder nicht, erkenne ich mit blossem Auge." Hardy konnte sich nicht entscheiden, und er lief unruhig von Gestell zu Gestell.

"Nimmt doch einfach diese blauen Hosen mit den weissen Seitenstreifen, oder dann diese dreifach verbilligten karierten Jagdhosen" ermunterte Arno. Hardy liess sich nicht drängen. Auch als Eduard ihm seine Lieblingshosen aufzuschwatzen versuchte, blieb er störrisch. Der Verkäufer kam zurück und versuchte ihm Freizeithosen aus waschschonendem Mischgewebe anzuschmeicheln. Aber es nützte nichts, Hardy von allen Seiten mit Vorschlägen zu bombardieren. Er konnte und wollte sich nicht entscheiden.

Ein Kunde mischte sich ein und war nicht davon abzubringen, dass für Hardy allein schwarze Jeans passend seien. Dem widersprach ein zweiter Verkäufer, der auf helles Grau beharrte und darüber mit dem ersten Verkäufer in Streit geriet. Das Wirrwarr wurde vergrößert, als Arno aus allen Gestellten immer wieder neue Hosen in allen Formen und Längen hervorzog.

Während man sich in der Herrenabteilung immer heftiger um die Hosenmode stritt, entzog sich Hardy, von den anderen unbemerkt, der Verkaufsschlacht und schlüpfte in eine Umkleidekabine. Dort rauchte er in aller Ruhe eine Pfeife und liess sich von der lauten Diskussion nicht stören. Als eine Verkäuferin aus der Damenabteilung lauthals um Ruhe bat, waren sich die beiden Verkäufer mit Eduard rasch darüber einig, dass Frauen in Sache Herrenmode nichts zu sagen haben.

"Männer sind in Modesachen immer vernünftiger als Frauen" behauptete Eduard. "Keinem Mann würde es je einfallen, in lächerlich kurzen Minijupes herumzulaufen oder ein Vermögen für ein winziges Bikini auszugeben."

Die beiden Verkäufer nickten zustimmend, was die Verkäuferin aus der Damenabteilung so ärgerte, dass sie zwei weitere Verkäuferinnen zur Stärkung ihres Standpunktes mobilisierte. Damit wurde der Streit über Mode, Gott und die Welt weiter angeheizt.

Erst der Filialleiter brachte wieder eine gewisse Beruhigung in die überbordende Verkaufsfrent. Mit barschen Worten verwies er alle Verkäuferinnen von der Herrenabteilung.

"Frauen meinen immer, Männer seien völlig unfähig, sich rasch und vernünftig zu entscheiden" erklärte er einem Kunden, der beifällig nickte und unschlüssig von Gestell zu Gestell wanderte.

Eduard war diese Bemerkung des Filialleiters nicht entgangen. Sehr richtig. Während Frauen sich nie entscheiden und deshalb von Geschäft zu Geschäft wandern, ist dies bei Männern anders: ein, zwei Blicke und die Entscheidung ist gefallen; kühl, rationell und ohne

grosses Brimborium. Um sich selbst recht zu geben, entschloss sich Eduard rasch für den Kauf einer graugestreiften Hose im Mehr-Falten-Look, was ihm den offenen Beifall des zweiten Verkäufers eintrug. Allein der erste Verkäufer schien mit der Wahl nicht ganz zufrieden zu sein, und so ermunterte Eduard seinen Freund Arno zum Kauf einer blaukarierten Hose aus Mischgewebe. Dies schien auch den ersten Verkäufer zu befriedigen, und somit wagte sich auch Hardy aus seiner Umkleidekabine hervor.

Eduard und Arno waren mit ihrem Kauf sehr zufrieden. Ein neues Paar Hosen, unverhofft und erst noch preiswert. Sie lobten sich gegenseitig. Dass Hardy ohne neue Hosen aus dem Geschäft trat, war unwichtig. Selber schuld, wer sich einen einmaligen Gelegenheitskauf entgehen lässt.

Nachdem sie sich am Schaufenster eines Delikatessengeschäftes satt gesehen hatten, schlenderten sie an einem Schuhgeschäft vorbei. Hardy wollte weiter, aber Eduard hielt ihn zurück.

"Hier, dieses Schuhgeschäft hat vernünftige Preise, nicht wie der Bally weiter vorne. Hardy, diesmal gehst du allein in den Laden. Wir warten draussen, und komme ja nicht ohne neue Schuhe aus dem Laden!"

Er schubste Hardy durch die automatische Türe ins Geschäft, einer hageren Verkäuferin direkt in die Arme. Gemeinsam mit Arno bewachte Eduard den Eingang.

Sie warteten und warteten, doch Hardy kam nicht wieder aus dem Schuhgeschäft.

"Hardy kann sich wieder nicht entscheiden" knurrte Arno. "Ich gehe rasch nachsehen, was los ist." Er ging in das Schuhgeschäft und rannte nach einer Weile wieder aufgeregt heraus. "Die Verkäuferin will Hardy keinen Schuh verkaufen" rief er Eduard zu. "Sie sagt, es gehe nicht. Er könne diesen Schuh nicht kaufen."

"Was soll der Unsinn? Immer dieser Ärger mit Hardy." Eduard rannte rasch ins Schuhgeschäft. Hinten, in einer Ecke sah er Hardy stehen, einen schwarzen Halbschuh in der linken Hand. Neben ihm standen zwei Verkäuferinnen, die miteinander tuschelten.

"Edi, gut dass du kommst. Die beiden Zwetschgen wollen mir den Schuh nicht verkaufen. Dabei passt er mir wie angegossen."

Die jüngere der beiden Verkäuferinnen wandte sich an Eduard. "Dieser unmögliche Mensch will nur den linken Schuh kaufen. Er weigert sich, auch den rechten Schuh zu nehmen." Sie kicherte. Dies war ihr noch nie vorgekommen. Ein Kunde, der nur ein halbes Paar Schuhe wollte. Behauptet, sein rechter Schuh sei noch ganz in Ordnung, er brauche nur den linken Schuh. Sie musste es heute Abend ihrem Mann erzählen.

Für Hardy war alles glasklar: dieser Schuh lag zum Verkauf bereit. Er wollte ihn haben, und damit Schluss. Wieso sollte er zu diesem Schuh für teures Geld noch einen zweiten kaufen, wo er nur den linken Schuh ersetzen wollte.

"Hör mal gut zu, Hardy. Es ist üblich, dass man immer ein Paar Schuhe kauft" setzte ihm Eduard auseinander. "Du hast schliesslich zwei Füsse. Davon abgesehen, du kannst immer nur ein Paar Schuhe haben und nicht ein Einzelstück. Es ist so Sitte, und damit basta."

Hardy war nicht überzeugt. Sein rechter Schuh war noch ganz in Ordnung. Herausgeworfenes Geld, zwei Schuhe zu kaufen, wenn man nur einen brauchte. Aber er sah ein, dass ihm nichts anderes übrig bleiben würde. So war es im Leben. Die kleinen Leute wurden immer übers Ohr gehauen. Immer profitgierig, diese Schuhhändler.

"Also gut, bringt mir den zweiten Schuh" erklärte er endlich. Erleichtert ging eine der beiden Verkäuferinnen in den Lagerraum, ihm den zweiten Schuh zu holen.

"Was, der sieht genauso aus wie der erste Schuh!" staunte Hardy. "Wenn ich mein gutes Geld schon für zwei Schuhe ausgeben muss, möchte ich den Unterschied sehen. Vielleicht ein brauner Schuh."

Die Verkäuferinnen blickten verwirrt zu Eduard, der langsam die Geduld verlor. "Trottel, beide Schuhe sehen gleich aus, damit sie passen. Du willst nicht etwa mit einem braunen und

einem schwarzen Schuh herumlaufen, lächerlich."

Damit konnte Hardy nicht einig gehen. Schliesslich trug er am rechten Fuss einen blauen Socken und am linken Fuss einen roten Socken, und niemand hatte sich je beklagt. Er hatte jedoch genug von diesem unmöglichen Schuhladen, und so gab er klein bei. Widerwillig bezahlte er an der Kasse für beide Schuhe. Er beeilte sich, wieder an die frische Luft zu kommen. Widerlich, dieser Zwang zur körperlichen Symmetrie.

Jetzt, da sie ihre Geschäfte alle erledigt hatten, blieb ihnen Zeit, sich unbeschwert in der Stadt umzusehen. Im Warenhaus Vilan sahen sie zu, wie ein Verkäufer ein garantiert rostfreies Chernobyl Taschenmesser mit zwanzig Klingen und eingebautem Geiger-Zähler anpries und wie ein junger Mann mit dünnem Bart von einem stämmigen Hausdetektiv abgeschleppt wurde. Sie sahen zu, wie sich ein japanisches Ehepaar für ein faltbares Taschenalphorn begeisterte und wie am Postplatz ein Polizist den Verkehr behinderte. Ungeduldige Autofahrer liessen ihre Motoren aufheulen, während daneben an einem offenen Stand für einen wirksamen Umweltschutz geworden wurde. Rasch unterschrieben die drei eine Volksinitiative, die ihnen von einer hübschen Mittelschülerin schmackhaft gemacht wurde. Gegen Umweltschutz liess sich nichts einwenden, und zudem war es einfacher, rasch seine Unterschrift hinzuschmieren, als sich tatkräftig mit dem Problem zu befassen.

Vergnügt schlenderten sie in der Altstadt umher. In einer Buchhandlung kaufte Eduard sich noch rasch den neuesten Bestseller "Die Kunst, Egoist zu sein". Nicht, dass er das Gefühl hatte, es fehle ihm an Durchsetzungsvermögen, im Gegenteil. Es ist jedoch immer nützlich, seinen Egoismus psychologisch abzustützen.

Das ziellose Herumschlendern war ermüdend, und so setzten sie sich im Fontana-Park auf eine Bank. Interessiert sahen sie zu, wie sich auf der Bank gegenüber einige Kantonsschüler mit der Lektüre von Goethes' Faust abquälten.

"Faust von Wolfgang Goethe, eine sehr empfehlenswerte Lektüre" meinte Eduard bildungsbeflissen. "Wimmelt nur von weisen Sprichwörtern, die der alte Goethe gesammelt hat."

"Faust? Ist dies nicht jener bekannte Boxerroman, der kürzlich verfilmt wurde?" fragte Hardy verschmitzt. Er zog eine Pfeife und einen Beutel Tabak aus seinen Hosentaschen. Leider war der Tabakbeutel leergefegt, und Hardy wanderte zum nächsten Kiosk, um sich neu einzudecken.

Kaum war er verschwunden, eilte eine junge Frau auf Arno und Eduard zu. Neben ihr hüpfte ein kleines, blondgelocktes Mädchen, Marke Einzelkind.

"Ich gehe rasch einkaufen. Bleibe schön hier, bei diesen zwei netten alten Männern. Ich komme bald wieder zurück. Spiel schön!" sagte die junge Frau zum Mädchen, das fröhlich an einem lockeren Milchzahn zupfte. "Nicht wahr, Sie werden schon auf mein Mädchen aufpassen" wandte sich die junge Mutter an Eduard. Er blickte beleidigt auf. Alte Männer, so eine Frechheit. Kein Respekt vor dem Alter. Aber bevor er reagieren konnte, war die Frau schon weggeeilt, in jeder Hand mit einer Einkaufstasche bewaffnet.

Das kleine Mädchen blickte ihr nach. Dann fasste sie sich ein Herz und kletterte zu Arno auf die Bank. Sie zupfte ihn an den Hosen. "Komm spielen!"

"Wie heisst du?" fragte Arno erstaunt.

"Katharina, aber du kannst mir Tina sagen. Komm jetzt spielen!" Als Arno nicht sofort reagierte, übernahm sie die Initiative. Sie kletterte ihm rasch auf die Schultern und schaukelte sich hin und her. "Hü Ross, hoppe, hoppe reite!" Dabei riss sie ihn an den Haaren.

Hardy kam zurück. "Was soll das? Kaum gehe ich für zwei Minuten weg, bekommt Arno Nachwuchs, einfach so, wie aus heiterem Himmel."

"Hör schon auf. Ihre Mutter ging rasch einkaufen. Wir sollen inzwischen kurz auf sie aufpassen. He, reiss nicht so an den Haaren!"

"Kurz aufpassen" höhnte Hardy. "Den Trick kenne ich. Jede Wette, die Mutter lässt sich

nicht mehr blicken. Erst kürzlich habe ich gelesen, wie einem Junggeselle ein fremdes Kind vor die Tür gestellt wurde. Ein Riesentheater bis der arme Mann nachweisen konnte, dass nicht er der Vater sei."

"Stimmt, ein beliebter Trick, unerwünschte Kinder loszuwerden. Geschieht jeden Tag, selbst in Chur" stichelte Eduard weiter, als er merkte, dass Arno die Sache ernst nahm. Heute, mit diesen freien Sitten, war alles möglich, dachte sich Arno. Man las oft von Wegwerfwindeln, warum sollte es nicht auch Wegwerfkinder geben. Unmöglich war heute nichts. Er glaubte zwar fest daran, dass Katharinas Mutter zurückkehren würde, sonst... Unvorstellbar, was sollte er mit einem kleinen Mädchen anfangen.

"Nicht wahr, Tina. Deine Mutter kommt zurück, ganz bestimmt?" fragte er das kleine Mädchen erwartungsvoll.

Katharina sah sich um. Seine Mutter war weit und breit nicht zu sehen. "Nein, meine Mutter kommt nicht zurück" meinte sie altklug. "Macht nichts, du bist ja da. Komm spielen!"

Die Antwort versetzte Arno in Panik. Was sollte er nur machen. Hilfesuchend wandte er sich an Eduard. "Wir müssen unbedingt seine Mutter wiederfinden, und zwar sofort. Ich kann das Kind unmöglich bei mir aufnehmen."

"Wieso nicht? Es wird dir nichts anderes übrig bleiben. Wer ein Findelkind findet, muss es versorgen. Das ist Gesetz" spaste Hardy.

Eduard winkte ab. Der Spass ging zu weit. Er versuchte, Arno zu beruhigen. "Keine Sorge, ihre Mutter wird bestimmt zurückkehren, keine Frage. Und wenn nicht, dürfte es einfach sein, das Kind nach Hause zu bringen. Wir brauchen Tina nur nach Name und Adresse zu fragen, und die Sache ist geritzt. Mein Kind, wie heisst du, und wo wohnst du?" Er strich Katharina über die blonden Locken.

Aber das kleine Mädchen schüttelte nur energisch den Kopf. "Rate mal, wie ich heisse? Und wo ich wohne, verrate ich nicht. Meine Mami hat es mir verboten. Sonst kann jeder bei uns einbrechen."

"Sehe ich wie ein Einbrecher aus?" fragte Eduard pikiert.

Das Mädchen blickte ihn aus grossen blauen Augen nachdenklich an. "Nein, du siehst eher wie der Postmann aus. Mein Vati sagt, Einbrecher sehen nie wie Einbrecher aus. Aber der Mann neben dir, der mit dem schwarzen Bart, sieht aus wie der Räuber Hotzepotz."

Vergnügt hüpfte Katharina um Hardy herum. "Räuber Hotzepotz, Räuber Hotzepotz" kreischte sie vergnügt. Bald kam ihr eine neue Idee. "Komm, spielen wir Räuber und Polizei."

Katharina liess nicht locker, so dass sich Hardy resigniert bereit erklärte, mitzuspielen. Irgendwie hatte das Mädchen die Spielregeln missverstanden, jedenfalls beharrte es darauf, die Rolle des bösen Polizisten zu spielen, der vom tapferen Räuber Hotzepotz gejagt wird.

Eifrig rannte Katharina auf ihren kurzen Beinchen im Park herum, und Hardy gab sich alle Mühe, sie nicht einzuholen. Mit verbissenem Gesicht, schliesslich spielte sie den bösen Polizisten, rannte sie Hardy davon. Dabei kreischte sie lauthals: "Hilfe, ein Räuber, Hilfe, ein Räuber!"

Sie blickte nach hinten, um sich zu vergewissern, dass ihr Hardy hart auf den Fersen blieb. Unversehens rannte sie in eine Gruppe älterer Frauen, die von einer erfolgreichen Einkaufstour zurückkehrten.

"Hilfe, ein Räuber!" schrie Katharina, vom Zusammenstoss erschreckt. Die Frauen blickten auf und sahen zu ihrer einhelligen Empörung einen schwarzbärtigen Vagabunden, der offensichtlich ein kleines Mädchen verfolgte. Kein Wunder, war das arme, kleine Ding so erschreckt.

"Sie Unhold!" empörte sich eine der Frauen, und auch die übrigen Frauen zögerten nicht und stürzten sich mit vollen Einkaufstaschen auf Hardy. Der wich vor ihrem wütenden Ansturm zurück. Er wollte gerade die Flucht ergreifen, als ihn ein herbeigeeilter Beamter ergriff. "Sie brutaler Mensch, kleine Mädchen zu erschrecken!" Wütend stiess er ihm seinen prallen Aktenordner in den Bauch. Hardy wehrte erschrocken den Schlag ab und stiess den

Beamten zurück. Der stolperte und stiess heftig gegen eine der Frauen. Beide fielen zu Boden, und der Entwurf eines neuen Forstgesetzes vermengte sich mit Bananen, Äpfeln und Teigwaren. Die übrigen Frauen schrien empört auf, und sie wollten sich voller Wut auf Hardy stürzen. Aber ihr lautes Geschrei und das Handgemenge am Boden liess neugierige Passanten scharenweise heranspringen, und im Nu beschimpften gut zwanzig, bald schon dreissig Leute den verdutzt am Boden liegenden Beamten als Mädchenschänder und Schweinehund. Seine Erklärungen nützten ihm nichts, im Gegenteil, seine lauten Unschuldsbeteuerungen lockten nur weitere Leute an.

"Was ist los?" wollte ein junges Paar von Hardy wissen, der sich unauffällig und mit Geschick aus der erregten Menge gelöst hatte. "Nichts Besonderes. Nur ein Wahnsinniger, der unschuldige Bürger belästigt."

Hardy zog sich zu Katharina zurück, die dem aufgeregten Treiben vergnügt zusah. Eduard eilte in die immer mehr anwachsende Menschenmenge, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Als ihm ein aufgeregter Zuschauer auf die Füsse trat, zog er sich jedoch wohlweislich zurück. Das Ganze ging ihn nichts an.

"Ich glaube, wir fahren besser wieder nach Fatal zurück. Es wird langsam spät" erklärte er Arno und rieb sich seine wunden Füsse. Arno war einverstanden, aber was sollte mit Katharina geschehen?

Glücklicherweise kam in jenem Moment Katharinas Mutter von ihrem Einkauf zurück, bass erstaunt, den Fontanapark voller aufgeregter Menschen vorzufinden. "Was ist passiert?" fragte sie einen Mann, der sich gerade vom Menschenknäuel befreit hatte.

"Grauenhaft, ich sage ihnen: grauenhaft. Jener Unhold dort hat versucht, eine Gruppe von harmlosen Frauen zu überfallen und zu belästigen. Und dies in unserer Stadt, am helllichten Tag."

Besorgt sah sich Katharinas Mutter nach ihrer Tochter um. Sie war erleichtert, als sie Katharina von den drei netten, alten Männern beschützt sah. Sie umarmte ihre Tochter und drückte allen dreien dankbar die Hand. "Vielen Dank, dass Ihr auf mein Mädchen aufgepasst habt. Wer weiss, was sonst passiert wäre. Ihr habt es sicher gehört, dieser Lustmörder dort."

Rasch zog sie ihre Tochter vom Platz, obwohl Katharina nur zu gern weiter mit dem freundlichen Räuber Hotzepotz gespielt hätte.

"Nun können wir unbesorgt heimwärts fahren" seufzte Arno erleichtert auf.

"Einverstanden, in Chur ist doch nichts los" stimmte ihm Hardy zu. Nur Eduard hätte gerne zugesehen, wie ein Polizist sich bemühte, den armen Beamten aus der empörten Menge zu befreien. Aber da seine Freunde beharrten, blieb ihm nichts anderes übrig, als den Fontana-Park zu verlassen. Jedenfalls hatte sich der Einkaufsbummel nach Chur gelohnt, und zufrieden beschnupperte er seine neuen Hosen.

Der Spitalbesuch – wer sich nicht wehrt, wird nicht gepflegt

Es war ein sonniger, warmer Sommertag. Die Wiesen blühten, die Grillen zirpten, und die Wälder schoben das Sterben noch hinaus. Über dem Schweizer Bergdorf Fatal glitten Deltaflieger im sanften Wind.

Eduard Keller hatte kein Auge für die Schönheiten der Natur. An seinem Automobil war der Auspuff zerbrochen. Ärgerlich. Er hatte keine Lust, die Ferien eines Automechanikers zu berappen. Vielleicht konnte ihm Hardy helfen. Hardy war zwar ein Chaot, aber handwerklich sehr geschickt.

So fuhr Eduard mit seinem knatternden Automobil bei Hardy vor. Der war gerade dabei, einige WurmLöcher in einen alten Stuhl zu bohren. Sieht nun echt antik aus, dieser Stuhl, dachte Hardy zufrieden.

"Edi, was ist mit deinem Wagen los? Ich glaube, dein Auspuff ist kaputt. Du brauchst unbedingt einen neuen Auspuff."

"Weiss ich. Deshalb komme ich vorbei. Kannst du den Auspuff zusammenflicken?"

Hardy zog sich einen schmutzigen Overall über und kroch unter den Wagen. "Rettungslos zerbrochen. Ich kann nur versuchen, die beiden Stücke zusammenzubinden. Hole mir ein breites Heftpflaster, hinten im Schuppen, direkt neben den Zahnbürsten."

Eduard ging in den mit vielerlei Gerümpel verstopften Schuppen und kam nach einigem Suchen mit dem Heftpflaster zurück.

"Genau richtig, her damit!" Hardy kroch wieder unter den Wagen und klebte den Auspuff notdürftig zusammen. "Nicht schlecht. Es sollte wieder gehen, zumindest für die nächsten paar Kilometer."

In diesem Augenblick kam Arnold Gerber vorbei. "Was macht ihr da? Aha, der Auspuff ist zerbrochen. Schön. Habt ihr es schon gehört: mein Nachbar, der alte Peter, liegt in Schiers im Spital. Eine alte Magengeschichte. Er soll morgen operiert werden. Ich hoffe, alles geht gut. Sein Hund würde ihn sehr vermissen."

"Ärzte sind heute sehr geschickt. Die können fast alles flicken" beruhigte ihn Eduard fachmännisch. "Die heutige Medizin ist hoch entwickelt. Da kann der eine Arzt einem Patienten den Arm amputieren, und der nächste Arzt vermag ihn wieder anzunähen, alles ohne Probleme."

"Stimmt, Ärzte sind wahre Nähkünstler" krächte Hardy. "Ich habe es selbst erlebt, in New York. Ich ging dort in eine Hafenbar und stellte mich vor, wie dies bei höflichen Menschen der Brauch ist. Hitsch, Bernhard Hitsch, sagte ich zum Barkeeper. Doch der verstand "Bitch" und drückte mir eine zerbrochene Bierflasche zwischen die Rippen. Ich blutete wie ein Schwein, aber der Arzt, der mich behandelte, war Klasse. Mit nur wenigen Stichen nähte er die Wunde zusammen. Man sah die Narbe kaum. Als ich ihn bat, mir auch die Hemdenknöpfe wieder anzunähen, warf er mich raus. Dabei hatte er Nadel und Faden schon in der Hand."

"Verständlich, ein Arzt ist kein Schneider. Ein Arzt hat seinen Berufsstolz" belehrte ihn Eduard. "Ein Arzt tut nur, was er muss, und nicht einmal das. Für alle schmutzigen Arbeiten sind die Krankenschwestern zuständig. Ein Arzt ist ein Fachmann. Er kennt seine Patienten von innen wie von aussen. Er braucht einen Patienten nur anzublicken, und er weiss, der Mann ist klinisch so gut wie tot."

"Schrecklich, so ein Spital" schauderte Arno. "Da liegen nur Kranke. Ich war auch einmal im Spital, wegen einer Magenentzündung. Ich werde es nie vergessen. Da gab es das beste Essen, das man sich vorstellen konnte. Aber mir gaben sie tagelang nur warmen Tee, und dies nur, weil mich die Schwester nicht leiden mochte. Der Arzt war nett, aber gegenüber der Oberschwester war er machtlos."

"Ein modernes Spital ist ein Grossbetrieb. Es funktioniert nur, wenn alles durchorganisiert ist und jedes Rädchen ineinandergreift."

"Wenn der Arzt sich die Schwester greift" unterbrach Hardy frech. Eduard liess sich nicht irritieren: "Wie gesagt: in einem modernen Spital muss es wie am Schnürchen klappen. Küche, Putzpersonal, Wachdienst, Operationsaal. Alles muss organisiert sein. Da bleibt kein Platz, sich um jeden einzelnen Patienten zu kümmern. Nur durch eine rationelle Spitalorganisation ist es möglich, zum Beispiel zwanzig Blinddärme pro Stunde zu operieren. Der Patient ist das Produkt des Spitals: er kommt krank rein und gesund raus."

"Oder mit den Füßen voran" schrie Hardy dazwischen. "Ich habe einige gekannt, die das Spital im Sarg verlassen haben."

"Dies sind einige wenige Ausnahmen, die hochgespielt werden" entgegnete ihm Eduard. Er besass volles Vertrauen in das schweizerische Spitalwesen. Er war zwar noch nie im Spital gewesen, aber er kannte deren Organisationspläne, logisch gegliedert und hierarchisch aufgebaut: an der Spitze der Chefarzt, ganz unten der Patient.

"Vielleicht ist es besser, den alten Peter noch heute zu besuchen, noch vor der Operation" schlug Arno vor. Man wusste nie.

"Gute Idee" unterstützte ihn Hardy. "Fahren wir ins Tal, nach Schiers. So können wir auch testen, ob der Auspuff hält."

Eduard überlegte. "Warum nicht? Der alte Peter wird sich freuen, wenn wir ihn besuchen. Gerade vor einer schweren Operation ist jeder für eine Aufmunterung dankbar. Es gibt viele, die vor einer Operation zittern, und da kann es nur nützlich sein, wenn ihnen ein Freund fachmännisch die Sache erklärt." Er hatte vor kurzem ein medizinisches Handbuch durchgeblättert und brannte darauf, sein Wissen weiter zu geben. Der alte Peter war sicher froh, wenn ihm jemand in einfachen Worten erklärte, um was es ging. Ärzte mit ihrem Operationslatein waren dafür denkbar ungeeignet.

Sie waren sich somit einig, dem alten Peter einen Besuch abzustatten. Eduard und Hardy wollten gerade in den Wagen einsteigen, als sie Arno zurückrief.

"Ein Geschenk! Wir haben das Geschenk vergessen. Bei einem Spitalbesuch bringt man immer etwas mit. Aber was sollen wir Peter bringen? Eine Wurst oder eher eine Flasche Schnaps?"

"Nein, in keinem Fall. Einem Patienten bringt man immer Blumen. Es ist so Sitte, und es bringt Farbe ins Krankenzimmer."

"Und falls die Operation schief läuft, haben wir die Blumen schon gespendet" meinte Hardy, praktisch veranlagt.

So pflückten sie gemeinsam in einer ungemähten Wiese hinter Hardys Schuppen nach Blumen. "Es macht sich gut, zwischen den Blumen einige Gräser zu stecken", empfahl Eduard. Gesagt, getan, und jeder der drei pflückte einen riesigen Strauss, der jede Ziege in helles Entzücken versetzt hätte. Die drei Blumensträuße zusammen füllten den ganzen Kofferraum des Wagens.

Zufrieden fuhren sie die schmale Strasse ins Tal hinunter. Der geflickte Auspuff hielt, und sie waren guter Laune. Schliesslich, was gibt es für einen Gesunden Edleres als einem kranken Mitmenschen sein Dasein zu versüssen (und dies im stolzen Bewusstsein der eigenen Gesundheit).

Eduard stellte seinen Wagen auf den Besucherparkplatz, und zu dritt betraten sie das Krankenhaus. Mit beiden Händen umfassten sie ihre riesigen Blumensträuße.

Die Empfangsschwester traute ihren Augen nicht. Drei wandernde Wiesenstücke? Eilig kam sie angesprungen. "Was soll das? Krankenvisite? Die Besuchszeit beginnt erst in einer halben Stunde. Solange müsst Ihr wohl noch warten. Im Übrigen: Ihr kommt mir mit dieser Wiese nicht ins Haus. Gebt das Gras einer Kuh, und bevor Ihr rausgeht, wischt Ihr mir bitte das Gras vom Eingang!"

Tatsächlich war der ganze Eingang mit Wiesenblumen und Gras bestreut, und auf dem

Eingangsteppich hüpften einige Heuschrecken. Betreten wischten unsere drei Freunde den Eingang sauber und warfen ihre sorgfältig gepflückten Sträusse in zwei Abfalleimer.

"Was machen wir jetzt? Der alte Peter wird traurig sein, wenn wir mit leeren Händen antraben. Oh, schaut, diese schönen Rosen!" Begeistert wies Arno auf einige halbverblühte Rosenstöcke, die den Rasen rund um das Krankenhaus zieren sollten. "Schade, dass Peter diese Rosen nicht sehen kann."

Hardy war nicht um eine Idee verlegen. "Wieso bringen wir ihm nicht einige Rosen aufs Zimmer? Es hat so viele, dass keiner merkt, wenn einige fehlen."

Eduard winkte ab. "Dies wäre Diebstahl. Wir können nicht einfach Rosen pflücken."

"Warum nicht? Wir zeigen sie Peter und bringen sie später wieder zurück. Das ist nicht gestohlen."

"Du meinst, wir sollen uns einige Rosen ausleihen. Keine schlechte Idee. Dort hinten stehen einige leere Blumentöpfe. Wir graben ein oder zwei Rosenstöcke ein, stellen sie in die Töpfe, und später graben wir sie wieder ein. Damit hat alles seine Ordnung."

Eifrig gruben sie drei Rosenstöcke aus und stopften sie in die Blumentöpfe. Ein junger Assistenzarzt kam vorbei. "Ihr drei, was macht Ihr mit den Rosen?"

"Wir wollen diese schönen Rosen nur unserem Freund im Spital zeigen. Wo sie jetzt stehen, kann er sie nicht sehen. Also bringen wir sie ihm rauf."

"Wäre es nicht einfacher, Eurem Freund frische Blumen zu kaufen? fragte der junge Arzt verdutzt.

Blumen kaufen? Auf diese Idee wären weder Hardy noch Arno gestossen. Gutes Geld für etwas ausgeben, das in jeder Wiese und in jedem Garten wild wuchs?

Eduard rettete die Lage. "Wir leihen uns die Rosenstöcke nur aus. Wir zeigen sie unserem Freund und pflanzen sie später wieder ein."

Der junge Arzt schüttelte den Kopf und liess die Sache auf sich beruhen. Schliesslich lag der Garten nicht in seiner Verantwortung. Sollte sich der Gärtner mit diesen Irren herumschlagen.

Endlich durften sie das Spital betreten. Die offizielle Besuchszeit hatte begonnen. Eduard fragte die Empfangsdame nach der Zimmernummer, und auf Drängen von Hardy liessen sie sich mit dem Patientenlift ('Nicht für Besucher!') in den ersten Stock tragen, jeder mit einem Blumentopf in der Hand.

Das gesuchte Zimmer lag gegenüber der Lifttüre. Verlegen öffneten sie die Türe und traten ins Krankenzimmer. Es war ein helles Zimmer mit zwei Betten, kleinen Nachttischen, weissen Wandschränken und einer Blumentapete. Im ersten Bett lag ein eingeschienter Beinbruch. Im zweiten Bett lag der alte Peter, etwas blass, aber sonst guter Dinge.

"Nett, dass ihr mich besucht. Begann schon, mich zu langweilen. Mein Bettnachbar, der mit dem doppelten Beinbruch, ist nicht sehr unterhaltsam. Er ärgert sich zu Tode, dass er sich sein Bein brach, mitten im Sommer. Dabei befährt er im Winter die steilsten Abhänge. Nie hat er sich etwas gebrochen. Und nun: stolpert über einen Kehrrichtsack, stürzt die Treppe hinunter, und schon war es passiert. Dabei wollte er mit seiner Freundin ans Meer fahren. Ärgerlich, nicht wahr Walti?"

Mitleidig wandten sie sich dem doppelten Beinbruch zu, aber der grunzte nur und drehte sich zur Wand.

"Wie geht es dir?" wollte Arno von Peter wissen.

"Soweit gut. Alles ist schön sauber. Auch das Essen ist nicht schlecht. Nur die Krankenschwester mag mich nicht. Kaum angekommen, befahl sie mir, alle Kleider auszuziehen. In die Reinigung mit diesen schmutzigen Klamotten, rief sie aus. Dabei hatte ich meine Sonntagskleider angehabt. Und dann, denkt euch, musste ich ein Bad nehmen, an einem gewöhnlichen Wochentag! Es war so peinlich: ich ganz nackt in der Badewanne, und dieses Weib kommt rein, als ob nichts wäre und reibt mich ab. Zum Schluss hat sie mich

eingepudert wie ein Baby, und ich musste dieses weibische Zeug anlegen."

Er zupfte verärgert an seinem blütenweissen Krankenhemd mit Schleifen. "Also, ich muss schon sagen, diese Krankenschwester hat mich ganz dreckig behandelt. Selbst meine Pfeife hat sie mir weggenommen."

"Hygiene muss sein. Man kann die Bakterien nicht einfach frei herumlaufen lassen", belehrte ihn Eduard. Geschah ihm ganz recht, diesem alten Schmutzpeter. Auch Hardy hätte ein Vollbad dringend nötig, und er blickte missbilligend zu Hardy, der in seinen geflickten Hosen und seinem schmutzigen Hemd herumstand und an Peter schnupperte. "Du riechst wie ein Säugling, pfui!" schrie Hardy. "Hier nimm meine Pfeife. Das vertreibt den schlechten Geruch."

Dankbar nahm Peter die Pfeife entgegen und versteckte sie unter sein Kopfkissen.

"Wie ist es? Stimmt es, dass du morgen operiert wirst? fragte Arno mitleidig. Ein armer Kerl, in seinem Alter so schikaniert zu werden. Nicht sehr rücksichtsvoll von der Krankenschwester, ihn ohne Fragen zu baden, und dies erst noch vor einer schweren Operation.

"Die Krankenschwester hat mir fest versprochen, dass ich schon morgen um drei Uhr unter das Messer komme. Ich würde allerdings nichts merken, da ich bei der Operation tief schlafen werde. Komisch! Nachmittags um drei schlafe ich sonst nie. Um diese Zeit kann ich einfach nicht einschlafen. Ich kann machen, was ich will. Ich habe die Schwester gewarnt, aber die hat nur gelacht und ist gegangen."

Eduard grinste. Eine medizinische Banause, der Peter. "Es ist ganz einfach: für die Operation wirst du narkotisiert, sozusagen betäubt. Man gibt dir ein Schlafgas, und im nächsten Augenblick bist du weg, voll betäubt. Von der Operation merkst du nichts."

Peter war entsetzt: "Betäubt! Man will mich betäuben. Nicht mit mir. Operieren kann der Arzt, solange er will. Aber betäuben lasse ich mich nicht!"

"Stell dich nicht so an!", unterbrach Hardy sein Gejammer. "Eine Narkose ist nichts, wie ein Schlag auf den Kopf: im einen Augenblick bist du wach, im nächsten bist du weg, merkst nichts mehr."

Der alte Peter liess sich durch diese trostvollen Worte nicht beruhigen. "Ein Schlag auf den Kopf, schrecklich! Und ich merke nichts von der Operation, bin ganz weg. Wie weiss ich, dass der Arzt alles richtig macht. Er kennt mich kaum. Und erst die Krankenschwester. Wer weiss, was dieses grobe Weib mit mir alles anstellt, wenn ich betäubt daliege. Nein, das lasse ich nicht zu!"

Erregt wollte er aus dem Bett springen. Eduard konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten.

"Beruhige dich. Es ist alles zu deinem Besten. Die Narkose ist notwendig, damit dir die Operation nicht weh tut."

"Was die Operation tut weh? Dabei hat mir der Arzt hoch und heilig versprochen, es sei alles schmerzlos, Operation und alles."

"Natürlich ist alles schmerzlos. Genau damit alles schmerzlos verläuft, macht man eine Narkose. Deine Nerven werden betäubt, dein Gehirn abgeschaltet, als wenn du tot wärst."

"Tot? Ich will nicht tot sein, ich will nicht sterben!" schrie Peter erschrocken.

"Blödsinn, nach der Operation wachst du wieder auf, und alles ist wie vorher."

"Wieso macht man dann diese blödsinnige Operation, wenn alles beim Alten bleibt. Dafür brauche ich keine teure Operation."

Eduard wurde langsam ungeduldig: "Jetzt höre gut zu: Während du in der Narkose liegst, operiert der Arzt, und wenn du aufwachst, bist du gesund. So einfach ist die Geschichte."

"Wenn du aufwachst", warf Hardy dazwischen. Er war skeptisch. "In San Francisco traf ich jemanden, dessen Freund operiert worden war. Die Operation war ein voller Erfolg. Der Mann war praktisch wieder gesund und fit. Nur aufwachen wollte er nicht. Er blieb im Spital, tagelang, wochenlang, was weiss ich, jahrelang."

"Oh Peter, ich hoffe, dass alles gut geht! Was geschieht sonst mit deinem Barry. Der Hund

hängt so an dir." schluchzte Arno. Der alte Peter sah so blass aus. Würde er die Operation überleben? Er war ja mit neunundsechzig Jahren nicht mehr der Jüngste. Erst kürzlich war der achtundneunzigjährige Martin Walser im Spital gestorben. Er hatte sich unwohl gefühlt, man hatte ihn ins Spital geschleppt, und am nächsten Tag war er gestorben. Dabei wurde er nicht einmal operiert. Einfach Herzschlag, hatte es geheissen.

Arno drückte Peter die Hand. "Keine Sorge. Wir werden auf jeden Fall für deinen Barry sorgen. Mag passieren, was will."

"Was redet ihr für einen Blödsinn! Ihr bringt Peter mit eurem dummen Geschwätz völlig durcheinander! rief Eduard verärgert. "Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen. Du wirst sehen, in zwei, drei Tagen ist alles vorbei."

Peter liess sich nicht mehr beruhigen. Alles vorbei, hatte Eduard gesagt, und der musste es wissen. Der war ja so intelligent. Gut, sterben muss jeder einmal, und er hatte seinen guten Teil des Lebens hinter sich. Doch sein Hund tat ihm leid. Er hatte sich von Barry nicht einmal richtig verabschiedet.

"Ich muss meinen Barry nochmals sehen. Helft mir, ihr seid meine einzigen Freunde. Ich muss mich noch von Barry verabschieden." schluchzte er laut. "Helft mir bitte!"

Arno und Harry waren gerührt. "Klar, wir helfen dir", riefen sie. Eduard wies sie zurecht. "Macht kein Theater. In einigen Tagen, nach der Operation, kommt Peter wieder zu seinem Hund zurück, Ehrenwort."

Peter liess sich nicht beirren. "Ich will zu meinem Barry, im Adieu sagen, und zwar jetzt", schrie er widerspenstig. Er war von diesem Gedanken nicht abzubringen. Arno und Hardy unterstützten ihn, und allmählich wurde auch Eduard weich. Wieso sollte es einem alten, einsamen Mann nicht erlaubt sein, sich vor einer schweren Operation von seinem treuen Hund zu verabschieden.

Der alte Peter wollte das Bett verlassen. Da stutzte er. Im Krankenhemd konnte er unmöglich nach Fatal fahren. Die Krankenschwester würde ihm zudem nie erlauben, das Spital zu verlassen, und sei es auch für nur kurze Zeit. Erst vorher hatte sie ihn streng ermahnt, endlich im Bett zu bleiben und nicht immer umherzuwandern. Sein Einwurf, er müsse dringend auf die Toilette, hatte nichts bewirkt, und sie hatte ihm noch seine letzte Zigarre geraubt.

"Was soll ich tun? In diesem Nachthemd kann ich nicht wegrennen! Und was machen wir mit der Krankenschwester? Die erlaubt so etwas nie."

Arno und Hardy blickten sich ratlos an. Eduard überlegte angestrengt. Eine Lösung sollte sicher möglich sein. Es gibt immer eine Lösung, hatte ihm sein Mathematiklehrer versichert. Er blickte von Peter zu Arno. Die beiden waren ungefähr gleich gross. Ihm kam eine Idee.

"Es gibt nur eine Lösung." flüsterte er. "Peter zieht sich Arnos' Kleider an und schleicht sie aus dem Spital. Ihr beiden seid gleich gross und auch sonst sehr ähnlich. Während Peter seinen Barry besucht, muss halt Arno das Bett hüten."

Arno erblasste, aber als ihn Peter bittend ansah, nickte er resigniert.

"Wann kommt die Krankenschwester wieder vorbei?" wollte Eduard wissen. "Aha, erst mit der Arztvisite, frühestens in einer Stunde. Damit haben wir reichlich Zeit, deinen Hund zu besuchen und wieder zurückzukehren."

So blieb Arno nichts anderes übrig, als seine Kleider auszuziehen und in das feuchtwarme Krankenhemd von Peter zu steigen. Der doppelte Beinbruch im Nachbarbett sah ihm verblüfft zu. Verlegen legte sich Arno ins Krankenbett.

"Gute Besserung und grüsse die Krankenschwester" rief Hardy grinsend, und zusammen mit dem neu eingekleideten Peter verdrückte er sich aus dem Krankenzimmer.

"In ungefähr einer halben Stunde sollten wir wieder zurück sein. Es wird schon nichts schief laufen." munterte Eduard Arno auf, und auch er verliess das Zimmer.

Arno war sich keineswegs sicher, ob alles gut gehen würde. Was sollte er tun, wenn

plötzlich die Krankenschwester ins Zimmer treten würde. Unwillkürlich zog er sich die Bettdecke übers Gesicht. Im Nachthemd fliehen? Unmöglich. Vielleicht würde alles gut gehen. Er blickte zum doppelten Beinbruch, aber der grinste nur schadenfroh. Hoffentlich werden seine Freunde pünktlich wieder auftauchen. Er blickte auf seine Uhr. Erst fünf Minuten waren vergangen, dabei steckte er schon eine kleine Ewigkeit in diesem unbequemen Bett.

Als zehn, fünfzehn Minuten vorübergegangen waren, ohne dass sich plötzlich die Türe geöffnet hätte, begann Arno aufzuatmen.

Er hatte sich zu früh gefreut. Weil ein Kollege aus dem Unterland zu Besuch kam, beschloss der Chefarzt, die Arztvisite jetzt vorzunehmen. So sah Arno zu seinem Erschrecken unverhofft den Chefarzt und zwei Assistenzärzte ins Zimmer treten.

"Guten Tag, meine Herren", begrüßte sie der Chefarzt. "Aha, Herr Casanova. Ihr Bein sollte in kurzer Zeit wieder in Ordnung sein. Keine Beschwerden? Nein. Sehr gut.

Und wen haben wir hier? Ein neuer Patient, sehr schön." Er blätterte im Untersuchungsbericht des einweisenden Arztes. "So, der Herr Peter Aliesch aus Fatal, sehr schön. Sie werden ja morgen von mir operiert." Arno verdrückte sich unter die Decke. "Sie brauchen vor mir keine Angst zu haben. Ich bin kein Menschenfresser."

Die Assistenten lachten pflichtbewusst, und Arno schob vorsichtig die Bettdecke zurück.

Der Chefarzt wandte sich den beiden Assistenzärzten zu. "Nun, meine Herren, Ihre Diagnose."

Rasch bückten sich beide Assistenten über Arno und stupften ihn mit kalten Fingern in den Bauch, an die Brust, sahen ihm tief in die Augen, die Ohren, den Mund. Zum Schluss blickten sie sich ratlos an.

"So, was ist Ihre Diagnose? Kurz und deutsch. Der Patient will es auch verstehen."

Der erste Assistenzarzt zupfte an seinem Kragenknopf. "Nach dem ersten Augenschein würde ich sagen, der Mann ist kerngesund, aber.." Er klopfte Arno nochmals auf die Brust. "Es scheint, nein, es ist eine schwere Angina pectoris."

Arno wurde übel. Er krank, an einer schweren lateinischen Krankheit leidend? Dabei hatte er sich bisher pudelwohl gefühlt.

Der Chefarzt wandte sich an den zweiten Assistenzarzt. "Und was ist Ihre Diagnose?"

Der zweite Assistenzarzt lächelte überlegen. "Der Patient hat meiner Meinung nach einen Lungenabszess auf dem rechten Lungenflügel."

Arno war einer Ohnmacht nahe. Auch seine Lungen waren beschädigt. Er bekam kaum mehr Luft und musste erbärmlich husten. Der zweite Assistenzarzt lächelte siegesgewiss.

Der Chefarzt knurrte nur. "Tapfer geraten, aber falsch. Ihr habt beide zu hoch gegriffen. Dies ist ein klassischer Fall eines Magen-Ulcus. Schon ein, zwei Griffe hier, in der Bauchgegend zeigen dem geübten Arzt, wo der Hase im Pfeffer liegt.

Er drückte Arno die beiden Zeigefinger in den Magen. Arno blieb ruhig und wagte sich nicht zu rühren.

"Tut es nicht weh?" wollte der Arzt wissen und drückte stärker.

"Nein", sagte Arno gepresst. "Weh tut es nicht. Nur ihre Finger drücken."

"Komisch", murmelte der Chefarzt. Nach dem Untersuchungsbericht des einweisenden Arztes sollte der Patient heftige Unterleibsschmerzen aufweisen. Hatte der einweisende Arzt eine falsche Diagnose gestellt, oder war eine Komplikation aufgetreten? Möglich war alles. Aber er hatte heute keine Zeit. Er musste seine Arztvisite beenden. So befahl er dem ersten Assistenzarzt, den Mann nochmals zu untersuchen. "Hier der Bericht des einweisenden Arztes. Machen Sie einen zweiten Untersuchung, zur Sicherheit. Ich will morgen bei der Operation keine Überraschung erleben." Dann verließ der das Krankenzimmer, gefolgt vom zweiten Assistenzarzt.

Der erste Assistenzarzt las mit gerunzelter Stirne den Untersuchungsbericht. Wortlos

wandte er sich dann dem Patienten zu und begann ihn nach bestem Wissen und Gewissen zu untersuchen. Er stufte mit seinem rechten Zeigefinger in alle Weichteile, klopfte Arno mit der Faust auf den Rücken und schlug ihm mit einem kleinen Hammer auf das linke Knie. Arno sah ihm entsetzt zu. Er musste schwer krank sein, dass der junge Arzt so ein Aufheben machte. Und hatte der Arzt nicht schon wieder die Stirn gerunzelt und seufzend in seinen Papieren geblättert. Vielleicht war er ein hoffnungsloser Fall. Jetzt holte der Arzt eine Spritze hervor. Das war schlimm. Sicher wollte man ihn betäuben, um eine Notoperation vorzunehmen.

Arno wehrte heftig ab, als der Arzt mit der Spritze an sein Bett trat. Er wollte nicht operiert werden, auf keinen Fall.

"Machen Sie kein Theater! Ich will Ihnen nur ein wenig Blut nehmen, zur Analyse." erklärte der junge Assistenzarzt. Resigniert liess sich Arno in den Finger stechen. Blut konnte der Arzt nehmen so viel er wollte, wenn man ihn nur nicht operierte. Er hatte schon mehrmals Blut gespendet, für das Rote Kreuz. Aber diesmal nahm der Arzt nur wenig, kaum einen Fingerhut voll.

"Sie können mir schon mehr Blut nehmen. Ich habe noch mehr davon." erklärte ihm Arno. Der Arzt winkte ab und verliess das Krankenzimmer.

Nur wenige Augenblicke später öffnete sich die Türe, und der alte Peter schlich sich ins Zimmer. "Arno, alles in Ordnung? Du bist so blass."

Arno war zutiefst erleichtert. "Schnell, bevor der Arzt wieder kommt!" Schleunigst zog er das Nachthemd aus, um sich wieder in seine eigenen Kleider zu zwängen. Diesmal liess ihn das unverschämte Grinsen des doppelten Beinbruchs kalt. Rasch verzog er sich aus dem Krankenzimmer und aus dem Spital. Beim Eingang erwarteten ihn Eduard und Hardy. "Schnell weg, nur schnell weg!" schrie er ihnen zu.

Unterdessen hatte sich Peter wieder in seinem Krankenbett breitgemacht, zufrieden mit sich und der Welt, trotz der Magenschmerzen. Er hatte sich ausgiebig von seinem treuen Hund Barry verabschiedet, für alle Fälle. Zur Erinnerung hielt er in der linken Hand einen Hundekuchen. Er versteckte ihn unter dem Kopfkissen, neben Hardys' Pfeife.

Der junge Assistenzarzt kehrte zurück und blieb verwirrt an der Türe stehen. Da lag ein anderer Patient im Bett. Hatte er sich im Zimmer geirrt? Nein, daneben lag wie immer der doppelte Beinbruch.

"He, Sie da, was machen Sie in diesem Bett? Gehen Sie sofort in ihr eigenes Zimmer! Wo ist eigentlich Herr Aliesch?"

Der alte Peter blickte ihn mit grossen Augen an. "Ich bin der Aliesch, Peter Aliesch, nicht wahr Walti!"

Der doppelte Beinbruch nickte und konnte nur mit Mühe ein Lachen verkneifen.

Der junge Arzt wurde ungeduldig. "Ihr wollt mich wohl zum Narren halten. Das werden wir gleich erledigen." Er eilte aus dem Zimmer, und man hörte ihn im Gang nach der Krankenschwester rufen.

Bald war er wieder zurück, mit der Schwester im Schlepptau. "So Schwester: Wer ist dieser Patient hier? Behauptet frech, Herr Aliesch zu sein."

Die Krankenschwester blickte ihn verblüfft an. "Dies ist Herr Aliesch, Sie wissen doch, der Patient, der morgen operiert werden soll. Magen-Ulcus."

"Sind Sie sicher?"

"Natürlich bin ich sicher. Herr Aliesch hat immer in diesem Zimmer gelegen. Wir haben ja sonst alle Betten belegt."

"Wer war dann der andere Mann, den ich vor kurzem untersucht habe, hier in diesem Zimmer, in diesem Bett?" schrie der junge Assistenzarzt erregt.

"Welcher andere Mann?" riefen die Krankenschwester, der alte Peter und der doppelte Beinbruch wie aus einem Mund.

Was war mit dem jungen Arzt nur los, dachte sich die Schwester. Er war sonst so vernünftig. "Herr Aliesch war immer in diesem Zimmer, nicht wahr?"

Der alte Peter nickte, und der junge Arzt schluckte leer. Hatte er sich getäuscht. Hatten ihm seine Nerven einen Streich gespielt. Er fühlte sich plötzlich müde und überspannt. Ohne sich nochmals umzusehen, eilte er aus dem Zimmer.

Die Krankenschwester blickte ihm nach. Der war mit den Nerven fertig. Hielt die Anforderungen eines Spitals nicht aus. Dabei war diese Woche sehr ruhig verlaufen. Sie musste mit dem Chefarzt darüber reden.

"Macht mir keine Dummheiten!" ermahnte sie Peter, und dann verliess auch sie das Krankenzimmer.

Die Ziege – und das Stadtkind

Während den Sommerferien musste Arno den sechsjährigen Roman, Sohn eines Neffen, bei sich aufnehmen. Für zwei Wochen, bestimmten Romans' Eltern. Sie hatten einen Städteflug nach New York gebucht und gefunden, ihrem Sohn würde das Landleben gut bekommen.

Roman war ein aufgewecktes Einzelkind, das gelernt hatte, mit Erwachsenen umzugehen; ein echtes Zürcher Stadtkind, das von seinen Eltern mit teurer Bio-Kost aufgezogen wurde. Er weigerte sich deshalb, Rüben und Salate zu essen, die Arno frisch aus seinem Garten gepflückt hatte. "Da fehlt das Gütezeichen!" rief Roman empört, und er öffnete sich eine Schachtel Alpen-Müsli (biorein, fünfundzwanzig Vitamine), der er von zuhause mitgebracht hatte.

Ganz allgemein vermochte ihn das Landleben nicht zu begeistern. Diese ungepflegten Wiesen und wildwachsenden Blumen, und dazu dieser Schmutz. Allein schon diese Kühe, die ohne jede Hemmung alle Wiesen mit ihren Fladen verschmutzten. Umweltverdreckung im höchsten Masse. Er war sehr erstaunt, dass diese dreckigen Tiere Milch gaben. Aber Roman traute der Kuhmilch aus der Dorfsennerei nicht, und er beharrte auf seiner gewohnten UP-Milch.

Auch das Frühstücks-Ei erregte sein Misstrauen. "Ich esse keine Eier von Batteriegehühnern, unter keinen Umständen", schrie Roman. Arno musste ihn zum Hühnerstall führen. Sorgfältig beobachtete Roman die vier Hühner, die im Dreck herumpickten. Da er bei keinem der Hühner eine Batterie oder einen Druckknopf entdecken konnte, ass er dann brav sein inzwischen kaltes Frühstücks-Ei.

Arno wusste nicht recht, wie er den Knaben beschäftigen sollte. Er führte Roman ein-, zweimal in den Wald. Schliesslich sollte der Knaben einen Wald erleben, solange es ihn noch gab. Aber Roman war vom sterbenden Wald keineswegs beeindruckt. "Kranke Bäume haben wir auch in Zürich, und erst noch viel schönere", meinte er abfällig.

Da sich Roman auch nicht mit den Nachbarsknaben verstand - die sich aus unverständlichen Gründen weigerten, mit ihm Zürcher Wahlkampf zu spielen - war Arno schon nach zwei Tagen ratlos, was er mit diesem Kind tun sollte. Heutige Kinder waren anspruchsvoll geworden. Sie waren nicht damit zufrieden, Tannzapfen zu werfen oder Heuschrecken zu fangen. Zum Glück freundete sich Roman plötzlich mit einer schwarzweissen Ziege an, die hinter dem Haus graste. Stundenlang sprach er mit dem Tier, und er sah zu, wie die Ziege mit vorgeschobenen Lippen nach dem Gras jenseits des Zaunes knabberte. Dann wiederum holte Roman Papier und Farbstifte. Wie ein gekonnter Künstler malte er seiner geliebten Zicki bunte Bilder von Autos, Flugzeugen oder Raketen, die um den Saturn rasten. Das arme Tier hatte schliesslich immer nur langweilige Wiesen und Berge erblickt. Zicki nahm die Zeichnungen freudig entgegen und frass sie auf, zum hellen Entzücken des Knabens. Jetzt hat Zicki meine Zeichnungen gespeichert, freute sich Roman. Nicht vergebens hatte er schon frühzeitig gelernt, den Home-Computer seines Vaters fachgerecht zu bedienen.

Diese Idylle dauerte leider nur wenige Tage, denn Hardy kam vorbei. Er stellte sich neben Roman an den Zaun. Gemeinsam sahen sie zu, wie die schwarzweisse Ziege im Schatten eines Apfelbaumes graste.

"Gutes Tier" brummte Hardy. "Leider gibt sie nur wenig Milch. So wird sie halt nächstens geschlachtet. Wird sicher ein prächtiges Fell."

Roman sah Hardy entsetzt an. Das liebe Tier schlachten? Es durfte nicht wahr sein. Er kehrte sich um und rannte brüllend zu Onkel Arno.

Hardy zuckte die Schultern. Komisch diese Stadtkinder. Haben Angst vor einer harmlosen

Ziege. Er reichte ihr ein Büschel Gras.

Der weinende Knabe kam mit Arno zurück. "Hardy, was fällt dir ein, Roman so zu erschrecken!" schrie Arno empört. "Er sagt, du willst die Ziege töten!"

"Unsinn! Was geht mich dieses blöde Tier an? Euer Nachbar hat mir erzählt, die Ziege komme zum Metzger, morgen oder übermorgen."

Roman schluchzte laut auf.

"Mach kein Geschrei. Essen und Gefressen werden, so ist das Leben. Wegen einer blöden Geiss so ein Theater zu veranstalten. Wenn du brav bist, bekommst du sicher ein Stück Fell."

Diese Worte schienen Roman nicht zu beruhigen, im Gegenteil. "So ein liebes, so ein schönes Tier", brüllte er lauthals. Dann stockte sein Gebrüll plötzlich. Ihm war eine Idee gekommen. "Ich werde Zicki verstecken. So kann sie der Metzger nicht finden." stiess er triumphierend hervor. "Nicht wahr, Onkel Arno, wir verstecken Zicki, bitte!"

"Unmöglich. Das Tier gehört dem Nachbarn, nicht mir." antwortete Arno verlegen. Aber der Knabe liess sich von seinem Plan nicht abbringen. Er bettelte. Das Tier dürfe nicht geschlachtet werden. Er werde dafür immer brav sein und sogar Kuhmilch trinken. Arno und Hardy mussten ihm beipflichten: ein prachtvolles Tier. Aber, wenn der Nachbar recht hatte, völlig unwirtschaftlich: zu wenig Milch und zu wenig Subventionen. Was unwirtschaftlich ist, darf in der reichen Schweiz nicht am Leben bleiben, erklärte Hardy.

Roman sah bald ein, dass er mit Bitten und Betteln nicht weiter kam. Daher verlegte er sich auf Drohungen. "Wenn die Zicki zum Metzger kommt, esse ich nichts, rein gar nichts, bis ich ganz mager bin. Und dann erzähle ich alles meinem Vater, und mein Vater bringt dich vor Gericht, garantiert!"

Ratlos blickte Arno zur schwarzweissen Ziege hinüber, die friedlich unter einem Obstbaum schlummerte. Er konnte doch nicht seinem Nachbarn die Ziege wegstehlen. Andererseits wollte er sich mit diesem Knaben keine Schwierigkeiten einhandeln. Der war imstande, den Rest seiner Ferien zu trotzen. Vor Trotzreaktionen hatte Arno mächtige Angst. Er konnte sich gut erinnern, wie seine Frau einen ganzen Monat kein Wort gesprochen hatte, nur weil sie im Hühnerstall ein Pornoheft gefunden hatte, das er sich dummerweise von einem Kollegen ausgeliehen hatte. Und jetzt sah ihn dieser sechsjährige Grossneffe ebenso trotzig an, wie er es bei seiner Frau gefürchtet hatte. Lieber klein begeben als den Trotz herausfordern.

"Was soll ich nur tun?" fragte er Hardy. Der überlegte eine Weile und flüsterte: "Wir tun so, als ob wir die Ziege verstecken. Wenn Roman wieder weg ist, kann der Metzger das Vieh ungestört schlachten. Deinem Nachbarn kann es egal sein, ob ihr das Fell früher oder später über die Ohren gezogen wird."

"Was flüstert ihr?" fragte Roman misstrauisch. Wenn Erwachsene miteinander flüstern, war höchstes Misstrauen am Platz. "Onkel Arno, was hat Hardy gesagt? Ich will es wissen!" Er stampfte mit den Füßen.

Arno wich aus: "Wir haben uns nur überlegt, wo wird die Ziege verstecken können."

"Kein Problem" warf Hardy dazwischen. "Ich kenne einen Alteisen-Händler in Domat-Ems. Bei ihm können wir die Ziege unbesorgt verstecken, bis..."

"Bis was?" wollte Roman wissen. Er traute diesen Eingeborenen nicht.

"Bis der Metzger die Suche aufgibt", meinte Hardy leicht verlegen.

Arno war mit dem Plan einverstanden. Es würde ein Leichtes sein, die ganze Sache dem Nachbarn zu erklären, später, wenn Roman wieder zu seinen Eltern zurückgekehrt war. Da war nur noch ein Problem. "Wie bringen wir die Ziege zu deinem Freund, nach Domat-Ems?"

Daran hatte Hardy nicht gedacht. Von Fuss von Fatal nach Domat-Ems war viel zu weit. Vom Tal aus mit der Rhätischen Bahn nach Chur? Hardy war unsicher, ob die Leute von der Bahn ihnen erlauben würden, eine Ziege mit ins Abteil zu nehmen. In dieser Hinsicht war die Bahn stur. Schon das Theater, das ihm widerfuhr, als er einmal ein einfaches Huhn mitschleppte, und dabei hatte er das Tier schön brav an einer Leine mitgeführt. Nein, die Bahn kam nicht in Frage. Der öffentliche Verkehr war für eine so heikle Mission zu

öffentlich. Übrig blieb nur der Privatverkehr.

"Es ist ganz einfach: wir nehmen Edis' Wagen. Er wird uns sicher helfen. Am besten ist, wir fragen ihn gleich."

So begaben sie sich rasch zu ihrem Freund Eduard und liessen Roman bei der Ziege zurück.

Eduard war gerade daran, sich den neuen Bestseller "Steuerhinterziehung für Anfänger" zu Gemüte zu führen, als sie beide in seine Wohnstube platzten. Sie erklärten ihm aufgeregt, um was es ging.

"Seid ihr nicht bei Trost! Eine Ziege zu entführen. Erstens ist dies ein kriminelles Delikt, und zweitens stinkt eine Ziege jämmerlich. Nie werde ich erlauben, dass ihr mein Auto benützt!"

"Ich glaube, Edi hat Angst. Arno komm, fragen wir jemand mit mehr Mumm in den Knochen."

"Ich Angst, nie im Leben!" empörte sich Eduard. "Gut, wenn ihr unbedingt wollt. Aber meine Hände wasche ich in Unschuld. Falls die Ziege meinen Wagen verdreht, seid ihr für die Reinigung verantwortlich. So eine blödsinnige Idee, eine Ziege zu entführen!"

Als es an die Ausarbeitung der Entführung ging, war Eduard jedoch eifrig dabei. Im Nu entwarf er einen ausgeklügelten Schlachtplan, wobei er sich auf das Standardwerk 'Berühmte Entführungen der Weltgeschichte' stützte. Auf einem grossen Bogen Papier hakte er die wichtigen strategischen Punkte ab: Betäubung des Entführungsopfers? Nicht notwendig, ein Strick sollte genügen. Erpresserbrief? Entfiel ebenfalls, und da die Ziege nachts über unbewacht auf der Wiese blieb, entfielen - zu Eduards Bedauern - auch alle taktischen Täuschungsmanöver, wie Ablenkung der Wache, die Duplikation des Stallschlüssels oder ein dramatisches Abseilen über steile Klippen. Kurz und gut: nach reiflicher Überlegung reduzierte sich der Meisterplan darauf, die Ziege frühmorgens ins Auto zu stossen und mit ihr rasch nach Domat-Ems zu fahren. Dort sollte das Entführungsoffer einige Tage grasen, bis Roman wieder zu seinen Eltern zurückgekehrt war. Arno konnte dem Besitzer der Ziege die ganze Angelegenheit bei günstiger Gelegenheit erklären, irgendwann.

Der ganze raffinierte Plan wurde von den drei tapferen Helden bei einem Glas Wein besiegelt, und die Aktion "Zicki I" konnte beginnen.

Am nächsten Morgen, kurz nach dem ersten Morgengrauen, schlich sich Hardy zur Einzäunung, wo die schwarzweisse Ziege friedlich döste. Er warf ihr geschickt einen Strick über den Hals, gab ihr einen Apfel und zog mit dem erstaunten Tier bis unter das Dorf, wo die übrigen Entführer in Eduards' Wagen warteten. Roman sprang draussen aufgeregt herum und befahl seiner Ziege, ruhig zu bleiben.

Hardy wollte das Tier in den Wagen bugsieren, aber dies erwies sich als schwieriger denn geplant. Die Ziege weigerte sich standhaft, ins Innere zu klettern. Eduard und Arno konnten sie noch so ziehen und schieben, sie blieb lieber draussen und schnupperte an den Autorädern. Erst als Hardy auf beide Vordersitze Salz streute, steckte sie Kopf und Vorderfüsse in den Wagen. Ein gezielter Stoss, und die verdutzte Ziege sass auf dem Vordersitz eingeklemmt. Sie knabberte am Steuerrad. Es schmeckte ihr nicht, und so versuchte sie es mit den Autopolstern. Auch diese behagten ihr wenig. Sie wand sich hin und her, um diesem futterlosen Loch zu entkommen, aber es war zu spät. Die Türe war geschlossen. Arno, Hardy und Roman machten sich auf den Hintersitzen bequem, und mit vereinten Kräften versuchten sie die Ziege daran zu hindern, das Steuer zu übernehmen.

Naserümpfend setzte sich Eduard neben der Ziege auf den Fahrersitz. Als der Wagen losfuhr, bäumte sie sich nochmals gegen ihr Schicksal auf, doch Hardy hielt sie von hinten fest. So blieb sie ruhig, aber man merkte ihr an, dass sie das Autofahren gar nicht liebte. Erst als Eduard, vom Gestank der Ziege halb betäubt, alle Wagenfenster öffnete, kam sie auf den

Geschmack. Sie streckte den Kopf weit aus dem Seitenfenster und liess sich den morgendlich kühlen Fahrtwind um die Ohren wehen.

So fuhren sie vom Dorf Fatal ins Tal, um durch die Klus ins Rheintal zu gelangen. Alles ging gut. Nur von Zeit zu Zeit schlug die Ziege mit den Beinen aus, was die Fahrkunst Eduards nicht gerade verbesserte. Unter diesen Umständen die Autobahn zu benutzen, erschien ihm doch zu riskant, und so folgten sie der alten Landstrasse.

Dies sollte sich als taktischer Fehler erweisen. Im Dorf Zizers verengte sich die Strasse abrupt. Eduard musste anhalten und den Wagen halb auf den Fussweg fahren, um einem breiten Lastwagen Platz zu machen. Diese Situation nützte Zicki hemmungslos aus. Sie streckte ihren Kopf weit aus dem Fenster und riss einem vorbeigehenden ahnungslosen Arbeiter seine Mütze vom Kopf. Der Arbeiter starrte verblüfft auf die freche Ziege, öffnete rasch die Autotür und riss ihr seine Mütze vom Maul. Der Ziege wollte dies nicht gefallen, und sie sprang aus dem Wagen. Der Lastwagenfahrer hupte warnend. Dies erschreckte die Ziege so, dass sie zwischen den Autos über die Strasse hüpfte und in einer engen Seitengasse verschwand.

Bis es Arno und Hardy gelang, sich aus dem Wagen zu befreien, war das Tier schon am oberen Ende der Gasse angelangt, wo sie die Geranien vor einem Küchenfenster wegfrass. Arno und Hardy eilten ihr entgegen, aber die Besitzerin der Geranien kam ihnen zuvor. Wütend jagte sie die Ziege weiter das Dorf hinauf und stellte sich Hardy in den Weg. "Ist das Eure Geiss? Sehen Sie, was das blöde Vieh angerichtet hat. Meine schönen Blumen!" Sie packte Hardy mit beiden Händen. "Meine schönen Blumen!" jammerte sie wütend.

Als sich Hardy und Arno gebührend entschuldigt hatten, war die Ziege schon lange verschwunden. Und sie blieb verschwunden.

Arno und später auch Eduard konnten das Dorf noch so durchkämmen, von der schwarzweissen Ziege war keine Spur zu finden. Auch Hardy war nicht mehr Glück beschieden, obwohl er sorgfältig in allen Wirtshäusern nachsah und selbst die Weinkeller nicht vernachlässigte.

Nach zwei, drei Stunden kannten sie zwar das Dorf Zizers wie ihre eigenen Hosentaschen, aber das maleverdeite Tier blieb unauffindbar. Roman war zuerst untröstlich, aber er beruhigte sich, als ihm Hardy erklärte, dass unter diesen Umständen auch der Metzger keine Chance habe, das Tier zu finden.

"Es hat keinen Zweck, weiter zu suchen", schlug Eduard vor, von der vergeblichen Suche erschöpft. "Jemand wird die Ziege sicher finden, und dann können wir sie immer noch abholen." Die anderen waren zu müde, ihm zu widersprechen, und so fuhren sie wieder heimwärts, nachdem sie an der Dorfpost noch eine Notiz (Schwarzweisse Ziege entlaufen) angebracht hatten.

"Du wirst sehen, in ein oder zwei Tagen wird sich ein Finder melden, garantiert!" versuchte Eduard den betrübten Arno aufzuheitern.

Leider war Eduard wieder einmal zu optimistisch gewesen. Es meldete sich kein Finder, was Arno weit mehr bedrückte als Roman. Der fand in Hardys' Schuppen ein altes Radio, das er andächtig auseinandernahm. Spannender als diese Ziege, die nichts anderes tat, als blödes Gras zu fressen. Roman vergass Zicki, und damit liess auch Arno die Sache auf sich beruhen.

Nur sein Nachbar wunderte sich, wohin seine Ziege urplötzlich verschwunden war. Er hatte jedoch anderes zu tun, als sich gross um das Schicksal dieses Tieres zu kümmern, ausser, dass er den Verlust seiner Viehversicherung meldete.

Im Dorf Zizers wurde die schwarzweisse Ziege von Zeit zu Zeit von Schulkindern gesichtet, und einige Frauen am Dorfrand beklagten sich über Verwüstungen in ihrem Gemüsegarten. Aber sonst blieb es um Zicki ruhig, und das Tier erlebte in aller Freiheit einen schönen Sommer.

Im Herbst allerdings wurde sie von einem alten, etwas kurzsichtigen Jäger mit einem Reh

verwechselt und kurzerhand erschossen. Diese Heldentat erregte unter Bündnern Jägern allgemeine Heiterkeit, und einem Lokalreporter war die Sache sogar ein Foto wert.

Der Ehestreit – und seine unbeholfenen Schlichter

Arnold Gerber trat mit einer voll beladenen Einkaufstasche aus dem Dorfladen von Fatal. Da kam ihm die hagere Gestalt von Eduard Keller entgegen. Neben ihm lief Hardy, ein mittelgrosser Mann mit schwarzem Bart, schmutzdeligem Hemd und geflickten Hosen.

"Hallo Arno. Einkaufen gegangen?" riefen sie schon von weitem. Sie schlenderten heran, und Hardy guckte neugierig in die Einkaufstasche. "Den halben Laden ausgeräumt! Du feierst wohl wieder eine Fressorgie?"

"Sei nicht so neugierig!" wies ihn Eduard zurecht. "Was Arno einkauft, ist seine Privatsache. Nicht wahr, Arno. Ein schöner Schinken, den du da hast. Und auch zwei Flaschen Veltliner. Sehr schön. Man muss die Feste feiern, wie sie fallen."

"Von Fest kann nicht die Rede sein", wehrte sich Arno. "Ich habe nur einen Neffen zu Besuch."

"Ein Besuch, wie nett." Eduard war eifersüchtig. Es war schon eine kleine Ewigkeit, seit ihn einer seiner Verwandten besucht hatte. "Ein Neffe? Wohl der Vater von Roman? Nein, sein jüngerer Bruder. Ein Besuch von einem braven Neffen bringt immer Frohsinn in die Stube."

"Das würde ich nicht sagen", antwortete Arno und stellte die Einkaufstasche auf den Boden. "Mein Neffe ist sehr unglücklich. Seine Frau hat ihn aus der Wohnung geschmissen. Nun wohnt er bei mir, der arme Kerl."

Eduard und Hardy waren sofort hoch interessiert. Ein Ehestreit, wie spannend. Sie wollten mehr wissen. "Wie kam es zum Streit? Hat dein Neffe mit einer anderen Frau angebändelt? Kam er zu spät aus dem Wirtshaus? Geschieht ihm ganz recht!"

"Nein, um Himmels willen, nein. Mein Neffe ist ein anständiger junger Mann. Eine läppische Nichtigkeit hat den Streit ausgelöst. Ich glaube, sie haben sich wegen der EU gestritten. Sie war dafür, dass die Schweiz der EU beitrifft. Er war dagegen, oder umgekehrt. Wie auch immer: die Diskussion endete damit, dass Lucy, die Frau meines Neffen, ihn einen starkköpfigen, patriotischen Trottel nannte. Wer nicht in die Europäische Gemeinschaft eintreten will, kann aus dieser Wohnung austreten, hat sie geschrien, und ihn einfach aus der Wohnung gejagt. Lucy ist eben eine emanzipierte Frau."

Hardy war entsetzt: "Emanzipiert, mein Gott der arme Mann. Da hilft nur eine rasche Scheidung. Auf meinen Reisen habe ich schon mehr als eine emanzipierte Frau erlebt, meine Seele. Ich erinnere mich noch gut an die Matrosen-Nora in Hamburg. Ein tolles Weib, stark, mit Muskeln wie ein Preisboxer. Nora konnte lauter fluchen und weiter spucken als jeder Vollmatrose. Eine Nora als Ehefrau, nein danke!"

"Muskeln haben nichts mit Emanzipation zu tun", belehrte ihn Eduard. "Emanzipation ist eine politische Strömung. Es geht um die Gleichberechtigung der Frauen. Dagegen lässt sich wenig sagen. Ein bisschen Gleichberechtigung kann nie schaden. Nur wird heute oft übertrieben. Wenn Frauen sich anmassen, ihre Männer aus den Wohnungen zu vertreiben, geht es zu weit. Zuviel Gleichberechtigung hat einen schlechten Einfluss auf unser Vaterland, da gehe ich mit den Appenzellern einig."

Arno war beeindruckt. Dass Frauen gleichberechtigt sein könnten, war ihm nie in den Sinn gekommen. Er hatte sich darum nie gekümmert. Für ihn waren Frauen einfach anders, und damit war die Sache erledigt. Seine verstorbene Frau hatte ihm befohlen, was er zu tun habe, und er hatte stillschweigend gehorcht. Aber nie hatte sie mehr Gleichberechtigung verlangt. Aber seither hat sich die Situation radikal geändert: Moderne Frauen sind emanzipiert, ob sie es wollen oder nicht.

"Wir müssen deinem Neffen unbedingt helfen. Wir Männer müssen zusammenstehen",

erklärte Eduard voller Überzeugung. "Ich hatte früher, als Personalchef, täglich mit Eheproblemen zu tun. Immer wieder kamen Arbeiterinnen in mein Büro und heulten sich über ihre Männer die Augen aus. Verträge euch mit eurem Mann, habe ich allen geraten, oder ihr könnt euren Lohn in einer anderen Firma verdienen. Eheprobleme wirken sich für die Produktivität schlecht aus. Nur eine gute Ehe gibt die Kraft und den Mut, sich voll im Berufsleben einzusetzen."

Er hatte in dieser Hinsicht viel Erfahrung. Gerade als alter Junggeselle, so schien ihm, hatte er die notwendige Distanz, um sich objektiv mit allen möglichen Ehefrauen auseinander zu setzen. In dieser Hinsicht war es sich voll mit dem Papst einig.

"Wie auch immer, dein Neffe braucht fachmännische Hilfe und Beratung. Arno, du kannst fest auf mich zählen. Ich werde alles tun, ihm zu helfen. Was hat dein Neffe bisher unternommen?"

"Nichts. Er sitzt bei mir in der Wohnung und bläst Trübsal. Ich habe ihm angeraten, sich bei seiner Frau zu entschuldigen. Es spielt wirklich keine Rolle, ob die Schweiz in der EG ist oder nicht, abhängig sind wir ja jetzt schon. Mein Neffe wollte davon nichts wissen. Er ist genauso starrköpfig wie seine Frau." Arno konnte ihn nicht verstehen. Es lag gar nicht in der Familie, sich aufzulehnen. Er zum Beispiel hatte sich immer der Meinung seiner Frau angeschlossen. So kam es kaum je zu Streitigkeiten.

"Klein begeben, sich entschuldigen, ist immer das einfachste Mittel, einen Ehestreit zu beenden", meinte er nachdenklich.

Da war Eduard völlig anderer Ansicht: "Nie klein begeben! Das ist der Anfang vom Ende. Man gibt einer Frau ein kleines Taschengeld, und schon will sie die ganze Kreditkarte."

Hardy konnte ihm nur beipflichten. "Genau, so ist es. Ich kannte einen Schulkollegen. Eines Tages kam so eine Frau aus dem Unterland. Sie fragte ihn: Wollen wir tanzen? Er sagte ja, und zwei Monate später war der arme Kerl rettungslos verheiratet. Und war hat er davon: wenn ich friedlich im Wirtshaus saufe, muss er zuhause mit seiner Frau Fernsehreportagen ansehen, der arme Kerl."

Ebenso wie Eduard war auch Hardy ein überzeugter Junggeselle geblieben. Auf seinen Reisen rund um die Welt hatte er zwar immer wieder Frauen geliebt, aber er hatte da immer einen festen Preis ausgehandelt, und die Sache war bald erledigt. Für eine feste Beziehung war ihm nicht genügend Ruhe geblieben, und mit den Jahren hatte er sich davon überzeugt, nichts verpasst zu haben. Doch der arme Neffe von Arno war nun einmal verheiratet, und da galten andere Gesetze. "Arno, wir werden deinem Neffen helfen, garantiert. Edi weiss sicher weiter."

Im Augenblick fehlten zwar Eduard die Ideen, aber er liess sich dadurch nicht aufhalten. Eine Lösung würde sich schon ergeben. "Wichtig ist, dass wir psychologisch vorgehen. Mit geschickter Psychologie lässt sich alles einrenken. Es gibt Leute, die für einen Psychiater ein Vermögen ausgeben, dabei müssten sie nur die richtige Psychologie anwenden."

Er hatte schon viele psychologische Bücher verschlungen. Erst kürzlich hatte ihn das Buch "Psychotherapie - Do-it-yourself" tief beeindruckt. Noch Tage später hatte er vor dem Spiegel stundenlange Selbstgespräche geführt und alle seine Träume in ein umfangreiches Traumbuch eingetragen. Mit der Zeit hatte er allerdings gefunden, dass es weitaus interessanter war, sich mit der Psychologie der Mitmenschen zu beschäftigen, als sein Wissen mit Selbstanalysen zu verträdeln. Schliesslich, was sollte er, eine reife, gesunde Persönlichkeit, sich mit seinem eigenen Ich befassen, wenn in der nächsten Nachbarschaft auf Schritt und Tritt interessante Neurosen und Psychosen zu heilen waren.

Daher war es nicht erstaunlich, dass Eduard sich begeistert auf dieses Eheproblem stürzte. "Wir müssen mehr wissen, bevor wir deinem Neffen helfen können. Wir brauchen eine vertiefte psychologische Problemanalyse. Eheprobleme sind kompliziert, weil immer zwei Personen beteiligt sind. Da kann es ganz komplexe Neurosen-Knoten geben. Das Beste ist,

wir besprechen die ganze Angelegenheit zuerst mit deinem Neffen."

Arno war einverstanden. Auch Hardy nickte zustimmend, und er blickte sehnsüchtig auf die Weinflaschen in Arnos' Einkaufstasche.

Die Wohnung von Arno lag mitten im Dorfkern. Er hatte sich nach dem Tod seiner Frau eine kleine Wohnung mit zwei Zimmern, Bad und Küche gemietet. Da er jedoch alle Möbel von früher behalten hatte, war sie rettungslos vollgestopft. Allein in der Wohnstube, vor dem Fernseher, war noch etwas freier Raum. Hier sass Karl, sein jüngster Neffe, und sah sich die Kinderstunde an. Der Rauswurf aus der ehelichen Wohnung hatte ihm sehr zugesetzt, und er hatte sich deshalb bei seinem Arbeitgeber als krank abgemeldet. Karl war achtundzwanzig Jahre jung, schlank mit nur leichtem Bauchansatz und einem runden bartlosen Gesicht, das von kurzen, braunen Haaren umrahmt wurde.

"Ich habe zwei Freunde mitgebracht, die dir helfen wollen." rief ihm Arno zu.

"Mein Gott, lasst mich in Ruhe!" war der einzige Kommentar, und Karl starrte weiter unbewegt in den Bildschirm, wo eine junge Dame den Kleinen zeigte, wie man mit buntem Papier, Schere und Kleister einen lustigen Vogel basteln konnte.

"Sieht schlecht aus. Apathische Depression" flüsterte Eduard. "Ich glaube, wir besprechen den Fall besser in der Küche. Dort sind wir ungestörter."

So zogen sie in die Küche und liessen die Jammergestalt im Wohnzimmer zurück. Arno putzte rasch den Küchentisch sauber, nahm einige ungewaschene Teller von den Stühlen und stellte sie in den Schrank. Zur Freude von Hardy zog er drei Gläser aus einer Schublade. Er rieb sie am Küchenvorhang sauber und holte eine halbvolle Weinflasche aus dem Kühlschrank. Sie setzten sich an den Tisch, füllten die Gläser und prosteten sich zu. Hardy war selig. Eine heimelige Küche und vom Fenster sah man auf den Hof, wo ein fettes Jungschwein im Dreck schnüffelte.

"Ein richtiger Fresser" erklärte Arno. "Das Schwein gehört der Frau, die die untere Wohnung gemietet hat. Eine nette Frau. Du solltest einmal ihren Holunderschnaps probieren."

"Zur Sache!" unterbrach ihn Eduard ungeduldig. "Wie gesagt: Wir müssen psychologisch vorgehen. Unser Ziel ist, beide zu versöhnen, und zwar ohne dass Karl klein beigegeben muss. Alle damit einverstanden?"

Arno und Hardy nickten und blickten ehrfurchtsvoll zu Eduard. Toll wie der mit schwierigen Lebensfragen umsprang.

"Unsere Aufgabe ist schwierig, jedoch keineswegs unlösbar. Wir müssen nur erreichen, dass Lucy von sich aus ihren Karl zurückholt. Um dies zu erreichen, müssen wir auf einen altbekannten psychologischen Trick zurückgreifen. Was verträgt keine Ehefrau, und sei sie noch so zahm?"

"Schmutzige Schuhe, Zigarrenasche auf dem Bett oder dass der Mann ständig im Wirtshaus hockt" versuchte Hardy zu erraten. "Vielleicht weisst du es besser, Arno. Du warst ja verheiratet."

"Ich kenne Frauen nicht sehr gut. Gerade als ich begann, mich für Frauen zu interessieren, kam etwas dazwischen."

"Was?"

"Meine Heirat", antwortete Arno grinsend. "Meine Frau hasste es, wenn ich zu anderen Frauen freundlich wurde."

"Arno hat den Nagel auf den Kopf getroffen!" brüllte Eduard begeistert. "Keine Frau verträgt es, wenn eine andere Frau ihr den Mann wegschnappt, und sei sie noch so emanzipiert. Ein allgemeines psychologisches Grundprinzip: Was jemand anders begehrt, wird begehrenswerter. Es ist ganz einfach: wenn Lucy ihren Karl mit einer anderen Frau trifft, wird sie alles tun, ihn zurück zu erobern."

"Stimmt, sie wird ihn in Stücke reissen, wenn es sein muss." krächte Hardy dazwischen. Er hatte in seinem Leben manche Eifersuchtsszenen miterlebt. Oft endeten sie in einer

grossartigen Schlägerei. Sicher würde es auch diesmal hoch und lustig zugehen. Er rieb sich zufrieden seine Fäuste und nahm sich einen grossen Schluck Wein.

Nur Arno hatte seine Bedenken. "Karl wird nie mit einer anderen Frau gehen. Dafür ist er zu stark in Lucy verliebt. Diesen Plan könnt ihr vergessen."

"Unsinn. Wenn Karl von unserer Idee erfährt, wird er begeistert sein. Er muss ja nicht richtig mit einer anderen Frau anbändeln, sondern nur so tun als ob. Wichtig ist allein, dass Lucy eifersüchtig wird."

"Karl hat aber keine andere Frau."

"Kein Problem. Ich werde Susanne fragen", schlug Hardy vor. "Ihr kennt doch die Susanne aus dem Bäckerladen. Auf dieses Mädchen wird jede Frau eifersüchtig, garantiert. Sie wird auf jeden Fall mitmachen. Sie ist für jede Dummheit zu haben."

Eduard war nicht voll überzeugt. War Susanne nicht jene dämlich-dicke Verkäuferin, die in unmöglich kurzen Röcken umherlief. Er wusste jedoch keine bessere Alternative, und so stimmte er zu.

Schon nach kurzer Diskussion hatten die drei Freunde einen raffinierten Schlachtplan ausgearbeitet. Jetzt galt es nur noch, den Neffen davon zu überzeugen. Sie gingen in die Wohnstube zurück, wo sich Karl gerade einen chinesischen Kochkurs ansah. Sie zwangen ihn, sich ihren Plan anzuhören. Karl war alles andere als begeistert. Undankbar wies er den ganzen Plan zurück.

Aber Eduard liess nicht locker. "Du kannst nicht einfach passiv bleiben, sei ein Mann. Im Übrigen ist die Sache ohne Risiko, psychologisch bis ins Detail ausgetüfelt. Du wirst sehen, deine Lucy wird dich auf den Knien bitten, zu ihr zurückzukehren. Es gibt viele historische Beispiele, wo Eifersucht Wunder wirkte. Denke nur an Heinrich VIII mit seinen Frauen."

Leider nützte auch die Anspielung auf historische Vorbilder wenig. Karl war dagegen und blieb dagegen. Er starrte verdrossen in den Fernseher, wo eine neue salmonellenfreie Suppe angepriesen wurde.

Hardy wurde die Sache zu blöd. "Lassen wir ihn in seiner eigenen Suppe schmoren. Lucy wird rasch wieder einen Mann finden. Es gibt genügend, die auf sie scharf sind."

Karl sprang erregt vom Sofa und packte Hardy am Bart. "Ich werde jeden verprügeln, der sich meiner Frau nähert. Ich lasse es nie zu, nie. Bis zum letzten Atemzug werde ich um Lucy kämpfen!"

Sein Mut verliess ihn rasch wieder. Resigniert wandte er sich an Eduard: "Dein Plan ist Wahnsinn, aber macht, was ihr wollt."

Bevor Karl es sich anders überlegte, eilte Hardy zum Telefon und mobilisierte seine Bekannte für die Aktion "Eifersucht".

Lucy arbeitete bis ungefähr fünf Uhr in einem Büro in Landquart. Da Karl und seine Frau in einem nahegelegenen Wohnblock lebten, ging sie zu Fuss nach Hause. Auf dem Heimweg sollte sie, wie zufällig, Karl mit Susanne in einer verfänglichen Situation erwischen. Danach würde alles wie am Schnürchen ablaufen, versicherte Eduard. Voll von Eifersucht würde sie Karl von diesem unverschämten Mädchen wegriessen und ihn schluchzend bitten, sie ja nie mehr zu verlassen.

Nach dem vierten Glas Wein und der fünften Beschreibung der Versöhnungsszene begann auch Karl, das Gelingen des Planes nicht mehr anzuzweifeln.

Um halb fünf Uhr brachen sie auf. Mit dem Automobil von Eduard fuhren sie zum Bäckerladen im Tal, um Susanne abzuholen. Sie erwies sich als dickliche junge Frau mit ausladendem Busen und kurzen Beinen, die durch einen grüngelben Rock nur ungenügend abgedeckt blieben.

"Ein nettes Mädchen, nicht wahr!" strahlte Hardy. Susanne begrüsst ihn mit freudigem Kichern und quetschte sich mühsam in den Wagen. Durch die Klus fuhren sie nach

Landquart, wo sie den Wagen in der neuen Parkgarage parkierten. Eduard schaute sich nach einem geeigneten Ort um, wo Lucy ihren Mann mit Susanne überraschen sollte. Ein Wirtshaus mit drei, vier Tischen auf dem Vorhof erwies sich als strategisch günstiger Ort. Sie würde auf ihrem Heimweg unweigerlich hier vorbeikommen und ihren Ehegatten in stiller Vertraulichkeit mit dem Mädchen ertappen. Dies würde ihre Eifersucht auf den Siedepunkt bringen, meinte Eduard. Er schickte Arno voraus, um Wache zu schieben. Die übrigen setzten sich an einen Tisch, bestellten ihr Bier und warteten ab.

Eduard lächelte; ein selbstzufriedener Regisseur eines sich anbahnenden Dramas. Karl starrte unbeweglich in die Ferne, während Susanne steif neben ihm sass und auf ihr Stichwort wartete. Hoffentlich führt diese Frau keine Messer bei sich, dachte sie ängstlich. Sie hatte mehr als einen Liebesroman gelesen, wo Eifersucht in Mord und Totschlag endete. Wie hiess doch jener Roman, in dem sich der vor Eifersucht wahnsinnige Graf auf Maria stürzte? Und erst letzthin hatte sie im "Blick" gelesen, wie jemand seine ehemalige Freundin erdrosselt hatte, nur aus Eifersucht. Mein Gott, auf was hatte sie sich da eingelassen. Sie wollte aufstehen und weglaufen, da kam Arno erregt herangesprungen.

"Lucy ist unterwegs. Sie kommt." Rasch versteckte er sich im Wirtshaus. Er wollte der Frau seines Neffen nicht begegnen, jedenfalls heute nicht.

Erwartungsvoll sah Eduard eine junge, schlanke Frau herankommen, hübsch, elegant gekleidet und selbstsicher. Er gab Susanne einen Wink und pflichtbewusst drückte sich das Mädchen näher an Karl, der sich nicht zu rühren wagte.

Die junge Frau schritt vorbei, blickte abfällig in ihre Richtung und stutzte. Sie blieb stehen, blickte genauer hin und kam kurzentschlossen auf ihren Tisch zu. "Karl, was machst du da?" Sie schluckte leer. "Ich hoffte, du würdest beim Geschäft vorbeikommen und mich abholen. Und alles wäre wieder in Ordnung." Sie stupfte sich ein Staubkorn aus dem linken Auge. "Aber nein, du lässt dich treiben, nichtsnutzig!" Sie ereiferte sich immer mehr. "Bleibst von der Arbeit weg und treibst dich mit Vaganten umher, mit diesem schmutzigen Schwarzbart und dieser schlampigen Fettsau. Wenn dir das lieber ist, ist es deine Sache. Meinetwegen kannst du den Rest deines Lebens mit diesem hageren Don Quijote und seiner Bande verbringen."

Sie kehrte sich wütend um und eilte davon. Sie war so schön in Stimmung gewesen, sich mit Karl zu versöhnen. Und was tut dieser Idiot: verdirbt alles. Sollte er selber sehen, wie er weiterkam. Sie war sicher, dass er über kurz oder lang wieder zu ihr zurückkehren würde, ohne dass sie gezwungen war, klein beizugeben. Männer waren wie Kinder. Wenn man ihnen zu viel erlaubte, wurden sie verwöhnt und nahmen alles, was ihre Frau tat, als selbstverständlich entgegen.

Susanne und Hardy waren empört. "Fettsau hat sie gesagt, die dürre Bohne!" schrie sie Karl ins Ohr. "Schmutziger Schwarzbart, Vagant. Dabei habe ich erst letzte Woche gebadet" brummte Hardy beleidigt, und zum Trost bestellte er ein weiteres Bier.

Arno kam interessiert aus dem Wirtshaus gesprungen. "Hat alles geklappt? Nein! Was ist geschehen?"

Karl winkte resigniert ab. Hätte er sich nur nicht auf diesen idiotischen Plan eingelassen. Lucy und eifersüchtig, lachhaft.

Kurz und gut: es herrschte ein allgemeiner Katzenjammer. Nur Eduard liess sich durch den geringfügigen Rückschlag nicht entmutigen. Der Vergleich mit Don Quijote ärgerte ihn zwar, aber dies durfte ihn nicht daran hindern, sich weiterhin für eine Versöhnung von Karl und Lucy einzusetzen.

"Hört mit dem Gejammer auf!" rief er selbstbewusst. "Der Plan ging schief, und zwar nicht, weil der Plan schlecht war, sondern weil wir die Psychologie von Lucy etwas falsch eingeschätzt haben. Sie ist nicht wie jede andere Frau. Karl, es ist dein Fehler, uns dies verschwiegen zu haben. Du hättest uns sagen sollen, dass sie eine Frau, mit aussergewöhnlich

starkem Charakter ist. Nun, in welcher Weise ist Lucy aussergewöhnlich?"

Er blickte zu Karl. Der schüttelte nur den Kopf. Er wusste keine Antwort. Diese Frage hatte er sich nie gestellt. Es stimmt zwar, dass Lucy aussergewöhnlich war, aber aus welchem Grund wusste er nicht zu sagen.

"Ich sage es dir: Lucy wurde zwar eifersüchtig, wie geplant. Deshalb hat sie euch beschimpft. Reine Eifersucht auf deine Formen, Susanne. Doch während gewöhnliche Frauen offen um ihren Mann kämpfen, ist Lucy dazu viel zu gediegen, viel zu stolz; nicht wahr Karl?"

Karl nickte zustimmend. So hatte er die Angelegenheit nicht betrachtet.

"Wie gesagt: Lucy ist zu stolz, öffentlich um ihren Mann zu streiten. Sie will ihn zurück, kein Zweifel. Sie will jedoch nicht um ihn kämpfen, sondern sie erwartet, dass er um sie kämpft. Sie will keinen Waschlappen, sondern einen aktiven Mann, sozusagen einen kleinen Held."

"Karl, da gibt es nur eine Lösung" schrie Hardy dazwischen: "Ein Kampf mit einem Drachen. Du bringst Lucy den Kopf eines Drachen, und sie wird dich als Helden in die Arme schliessen. Ich kenne einen alten Drachen, hinten im Tal. Er heisst Irma, und kein Mann hat es je gewagt, sich ihr zu nähern." Er kicherte und umarmte Susanne, die Eduard mit offenem Mund zugehört hatte. Ein gescheiter Kerl, dieser Edi, wusste fast so viel vom richtigen Leben wie ein Blick-Reporter.

Arno war skeptisch. "Karl ein Held? Jeder der ihn kennt, weiss, dass er keiner Fliege was tut."

"Das mit dem Helden verstehe ich mehr symbolisch" erklärte Eduard verärgert. "Wichtig ist nur, dass Lucy den Eindruck gewinnt, dass ihr Mann um sie kämpft, sich für sie einsetzt."

"Er könnte ihr Blumen schenken" schlug Susanne vor. Arno pflichtete ihr bei: "Blumen können Wunder wirken. Ich kann mich erinnern, wie ich einmal meiner Frau Rosen heimbrachte. Sie war sprachlos wie nie."

Hardy konnte der Idee von Blumen keinen Geschmack abgewinnen. Blumen waren nichts Besonderes. Die wuchsen wild auf jeder Wiese und in jedem Garten. "Blumen sind nichts. Sie kosten ein Heidengeld und verwelken rasch. Ein guter Salami oder zur Not auch eine Literflasche Parfüm wirken besser."

All diesen Vorschlägen konnte Karl nicht zustimmen. "Lucy kauft sich ihre Blumen und ihr Parfüm selbst. Sie behauptet, ich hätte einen grauenvollen Geschmack."

"Ich habe es mit Karl" intervenierte Eduard. "Blumen sind zu wenig. Blumen kann jeder kaufen. Nein, was sich Lucy im tiefsten Herzen wünscht, ist ein Beweis für Karls Liebe. Das Beste wäre natürlich, wenn er seine Frau aus einer Gefahr rettet."

"Wir können nicht warten, bis Lucy zufällig in den Rhein fällt, nur damit Karl sie herausfischen darf", spottete Arno.

"Oh, ich würde sie nur zu gern in den nächsten Bach schmeissen. Schmutziger Schwarzbart hat sie gesagt."

"Untersteh dich, meiner Frau auch nur ein Haar zu krümmen."

Eduard kam auf eine glänzende Idee: "Sagen wir, ein Mann pöbelt deine Frau auf offener Strasse an. Du kommst vorbei und vertreibst den Unhold in tapferer Weise. Was wird deine Frau tun? Karl, mein Retter in der Not, oder etwas ähnliches, wird sie schluchzen. Zitternd wird sie sich an die klammern, und die Sache ist geritzt."

"Ich kann nicht auf den Strassen herumlungern, bis jemand meine Frau anpöbelt. Hier in Landquart kann ich lange warten. Ja, wenn wir in Zürich wären, wäre es anders" erwiderte Karl missmutig.

"Es ist unnötig zu warten. Das Anpöbeln wird von uns arrangiert. Also hört gut zu: Hardy lauert deiner Frau auf, pfeift, pöbelt, und was weiss ich. In diesen Dingen ist er der Experte. Nun der zweite Akt: wie zufällig kommt Karl vorbei, sieht wie Hardy seine Frau belästigt und vertreibt ihn tapfer. Vielleicht könnt ihr kurz miteinander kämpfen, zum Schein. Eine

totsichere Sache, und im Nu ist Karl ein gefeierter Held."

Hardy war sofort begeistert. "Pöbeln, das lasse ich mir gefallen. Aber wehe, wenn Karl mich hart anfasst. Zudem muss er mir eine Flasche Wein versprechen. Anpöbeln ist nicht einfach. Es muss gelernt sein."

Karl überlegte angestrengt. Der Plan war nicht schlecht, und eigentlich konnte nichts schief gehen. Hardy sah genügend gefährlich aus, um Lucy Angst einzujagen. Nein, schief gehen konnte bei diesem Plan nichts.

Um sicher zu gehen, wollte Eduard die ganze Szene proben, und so begann Hardy Susanne anzugreifen, aber das Mädchen kicherte nur dämlich. Verärgert brach Eduard die Probe ab, und sie fuhren in ihr Dorf zurück, nicht ohne vorher Susanne beim Bäckerladen zu verabschieden.

Hardy winkte ihr lange nach. "Ein nettes Mädchen.. Immer zu allen Spässen bereit. Ihre Mutter war ähnlich, höchstens etwas dünner. Ich war mit Susannes Mutter vor Jahren eng befreundet. Nicht unmöglich, dass ich der heimliche Vater des Mädchen bin. Ist euch nicht eine gewisse Ähnlichkeit aufgefallen?"

Arno und Eduard lachten, und im Dorfgasthaus Alpina tranken sie noch bis spät abends auf die neu entdeckte Vaterschaft von Hardy.

Am nächsten Morgen fuhren sie schon früh wieder Richtung Landquart. Hardy sollte Lucy auf ihrem Arbeitsweg überraschen. Karl befand sich seit dem Morgenessen in aufgeräumter Retterstimmung, und er war nur mit Mühe daran zu hindern, Hardy nicht schon jetzt in die Flucht zu schlagen.

Hinter einer hohen Steinmauer versteckt, warteten sie auf Karl's Frau. Als sie erschien, stiess Eduard Hardy vor. So ging ihr Hardy mit breit gespreizten Beinen entgegen. Sie sah im erstaunt zu. Der Mann schien rettungslos betrunken. Hardy verstellte ihr den Weg und schmatzte laut.

Das genügte ihr. War dies nicht jener schwarzbärtige Vagant, der ihren Karl zum Saufen anhielt. Der sollte nur versuchen, sie zu belästigen. Kurzentschlossen kickte sie ihm mit ihrem spitzen Schuh ins Schienbein und schlug ihm eine gerollte Morgenzeitung ins Gesicht. Hardy war zu verblüfft, sich zu wehren, und ohne sich weiter aufzuhalten, eilte Lucy weiter und verschwand hinter einer Hausecke.

Karl hatte zu lange gezögert, denn als er wie ein strahlender Retter hinter der Mauer hervorschoss, war alles schon vorbei. Er fand nur noch Hardy, der sich sein Schienbein rieb. "Deine Frau ist ein Grobian. Die gehört eingesperrt!"

"Was schwafelst du? Du bist ein Schwächling. Du bist nicht mal in der Lage, eine Frau richtig anzupöbeln!"

Als Eduard und Arno vorsichtig über die Mauer guckten, waren Karl und Hardy in einen heftigen Kampf verwickelt. Recht so, sah verdammt echt aus. Aber wo war Lucy?

Erstaunt trennte Eduard die beiden Kämpfenden, und Karl erzählte ihm grimmig, was vorgefallen war.

"Zu blöd, dass Hardy alles verpatzt hat. Den gleichen Plan können wir nicht zweimal benützen. Ich weiss nicht, Karl, ich glaube, dir bleibt nur noch der Weg der Blumen. Es ist allerdings wichtig, dass du den psychologisch richtigen Moment abwartest. Zum Beispiel nach dem Mittagessen, wenn deine Frau gemütlich am Verdauen ist. Mit vollem Magen ist man nie aggressiv."

Karl nickte resigniert. Es sah ebenfalls keine andere Lösung, als sich zu entschuldigen. Er hätte dies schon am ersten Tag tun sollen, anstatt sich auf hirnverbrannte Pläne einzulassen.

Allein Hardy war gegen eine versöhnliche Note. "Blumen? Fehlt gerade noch! Versohle ihr tüchtig den Hintern, das wird deine Frau schon zur Vernunft bringen."

Arno lachte. "Karl, du kannst ja Hardy vorschicken. Wer dann wen versohlt, ist nicht

schwer zu erraten."

Hardy war tief beleidigt, und schmollend verzog er sich ins nächstgelegene Wirtshaus.

Die übrigen gingen in ein Konsumgeschäft, um Blumen zu kaufen. "Nur keine Rosen, das zeugt von einem schlechten Gewissen", erklärte Eduard. Auch Vergissmeinnicht sind schlecht, viel zu unscheinbar. Nein, dieser Strauss Crysanthemen sollte gerade richtig sein: wirkt gross und ist zudem nicht teuer."

Karl fand allerdings, dass Blumen allein nicht genügten, und am Ende schleppte er neben zwei riesigen Blumensträssen auch eine grosse Schachtel Pralinen, zwei Taschenbücher, ein Badezusatz sowie einen blauen Plüschteddybär aus dem Laden.

"Am besten, du legst ihr die Geschenke gleich nach dem Mittagessen vor die Füsse. Wo isst sie zu Mittag? In der Kantine?"

"Nein, immer in dem kleinen Café beim Bahnhof."

Um sich die Zeit bis zur Mittagsstunde zu verkürzen, gingen sie ins Wirtshaus, wo sie wieder Hardy antrafen. Sie jassten friedlich zusammen. Zu seinem Ärger verlor Karl seinen blauen Teddybär an Arno.

Kurz vor Mittag eilten Eduard und Karl ins kleine Café, um Lucy zu überraschen. Hardy wollte ebenfalls mitkommen, aber Eduard blieb hart. "Wenn Lucy dich sieht, wird sie wild. Wir wollen dein Leben nicht ein zweites Mal aufs Spiel setzen."

Versöhnungsbereit betrat Karl das kleine Café. Da hinten war seine Frau, mit dem Rücken zur Türe. Aber wer war bei ihr? Er erblasste. Es war seine Schwiegermutter. Dies konnte nichts Gutes bedeuten, und rasch versteckte er sich hinter Eduard.

"Deine Schwiegermutter? Pech! Setz dich hier vorne an diesen Tisch beim Eingang. Da sieht sie dich nicht. Ich setze mich hinten, in der Nähe deiner Frau. Dort kann ich die Stimmung abschätzen. Ist alles in Ordnung, gebe ich dir ein Zeichen, und du kommst hervor. Ist die Stimmung schlecht, müssen wir die Versöhnung auf später verschieben."

So setzte sich Karl in eine verdeckte Nische, neben zwei Lehrlingen, die sich mit Schlagrahmtorten vollstopften. Eduard nahm hinten, in der Nähe von Karls Schwiegermutter Platz. Lucy blickte kurz auf, aber offensichtlich erkannte sie Don Quijote nicht. Eduard nahm sich eine Zeitung und hörte ihnen aufmerksam zu.

"Skandalös. Da verlässt dich dein Mann und lässt sich einfach nicht mehr blicken", liess sich die Schwiegermutter vernehmen. "Bleibt auch von der Arbeit weg. Das beweist endgültig, dass der Kerl nichts taugt."

"Mutter, du übertreibst. Karl ist im Grunde ein braver Kerl", entgegnete Lucy irritiert.

"Ach was. Ich habe dich schon vor der Heirat gewarnt: Lass den Karl, nimm den Fred. Fred ist jetzt ins väterliche Coiffeurgeschäft eingestiegen. Ein tüchtiger Coiffeur und so zuvorkommend. Aber du musstest unbedingt diesen Karl heiraten. Was hast du nun davon? Ein Nichtsnutz, ein Filou, der dir davonläuft!"

"Stimmt nicht", erwiderte Lucy verstimmt. "Karl ist alles andere als ein Nichtsnutz, ganz im Gegensatz zu deinem dummen Fred, der allen Frauen nachgafft. Karl ist immer anständig geblieben. Du magst ihn einfach nicht. Ich kann es nicht verstehen. Ein so lieber, guter Kerl." Sie nahm ein Taschentuch und schneuzte sich.

Eduard gab Karl heimlich ein Zeichen, und der kam eilig herangestolpert, in jeder Hand einen Blumenstrauss.

"Karl, mein Liebling!" schrie Lucy. "Und die schönen Blumen. Für mich? Nein, ist das nicht eine liebe Überraschung, nicht wahr Mutter?"

Diese zog es vor, eifrig ihren Kuchen aufzuessen und die Versöhnungsszene zu übersehen.

"Psychologie ist alles, wenn es darum geht, einen Ehestreit zu beerdigen" erklärte Eduard später, als er mit Arno und Hardy die geglückte Versöhnung feierte. Ein genialer Psychologe, der Edi, dachte sich Arno. Ein genialer Meisterstreich, Karls Schwiegermutter zu mobilisieren.

Der Wahlkampf – der eifrige Wahlmanager

Der Herbst hatte in Fatal, dem kleinen Bündner Bergdorf, dieses Jahr früh Einzug gehalten. Es war nass und kalt. Deshalb blieben alle, die es sich leisten konnten, zuhause, in ihren gemütlichen Stuben. Dies galt auch für unsere drei Freunde. Sie sassen friedlich in Eduards geräumigem Wohnzimmer mit Elektroheizung. Eduard las angestrengt in der Bündner Zeitung. Er fand es wichtig, pünktlich über das Weltgeschehen informiert zu werden. Nur so konnte er zu allen Fragen mitreden und in guteidgenössischer Neutralität alle Grossmächte kritisieren. Arno hingegen interessierte sich kaum für Politik. Viel zu langweilig, diese grauen Herren, die von Konferenz zu Konferenz hüpfen und sich wichtig nahmen. Er las lieber einen spannenden Krimi. Da wurde mit Blut sparsamer und sorgfältiger umgegangen als in der Weltpolitik. Er gelangte in seinem Krimi gerade an die Stelle, wo der bisherige Hauptverdächtige - der geschmeidige Butler - tot aufgefunden wird, vergiftet, wie die vorherigen zwei Opfer.

"Der Butler ist doch nicht der Täter. Er wurde gerade umgebracht." rief Arno Hardy zu, der am Boden sass und genüsslich in alten Playboys blätterte.

"Ein Krimi ist ein armseliges Kunstprodukt, alles fiktiv, unrealistisch", bemerkte Eduard abschätzig. "Da, dieser Wahlkampf in Frankreich, das ist der echte Stoff, spannender als jeder Krimi. Da geht es um die Wurst und nicht nur um einen toten Butler."

"Eine Wurst könnte ich gut vertragen." Und Hardy blickte von den Nacktfotos auf.

"Das mit der Wurst ist nur symbolisch gemeint. Ich will damit sagen, dass ein Wahlkampf das Schicksal von Nationen entscheidet. Ein Wahlkampf bestimmt darüber, welche Partei regiert und welche Politik verfolgt wird."

Hardy war skeptisch. "Es gibt nur eine Politik, die alle Politiker verfolgen: in die eigene Taschen arbeiten."

"Du übertreibst. Es gibt viele Politiker, die sich Tag und Nacht, bis ins hohe Alter, für das Gemeinwohl aufopfern. Ich könnte Hunderte von Beispielen nennen. Man denke nur an...." Eduard schluckte. Er hatte den Namen eben noch auf der Zunge gehabt.

"Zum Beispiel unser Gemeindepräsident, Fortunat Sprecher", half ihm Arno. "Oh weh, jetzt wurde auch noch der Schlossgärtner ermordet!"

"Richtig, der Schlossgärtner, äh, unser Gemeindepräsident. Gegen ihn lässt sich nichts sagen, oder?"

"Der ist schon recht", musste Hardy zugeben. "Er hat mir sogar eine seiner alten Hosen geschenkt. Aber der Fortunat tritt bald zurück."

"Was? Unser Gemeindepräsident will zurücktreten! Davon habe ich noch nichts gehört. Wer wird sein Nachfolger?"

"Ist mir egal. Sollen die nehmen, wen sie wollen, nicht wahr."

Arno blickte von seinem Krimi auf. "Der neue Gemeindepräsident wird in drei Wochen von der Gemeindeversammlung gewählt. Soviel ich gehört habe, bewerben sich Hans Giser und Erwin Gaser für den Posten."

Eduard war heftig interessiert. Politik war schon immer sein heimliches Steckenpferd gewesen. Früher war er oft zu politischen Diskussionen gerannt und hatte sich heftig über den Bau einer neuen Kläranlage oder die Erhöhung der Hundesteuer ereifert. Am spannendsten war es jedoch bei Wahlen, auch wenn ihr Ausgang praktisch zu Beginn feststand. Die Schweiz hatte es in dieser Beziehung ideal: sie kannte spannende und zum Teil sogar heftige Wahlkämpfe, ohne zu riskieren, dass sich Wesentliches ändern würde.

"Zwei Kandidaten für das Gemeindepräsidium! Da wird es sicher einen spannenden Wahlkampf geben."

"Wahlkampf? In unserem Dorf hat es noch nie einen Wahlkampf gegeben, warum auch?"

Man geht an die Gemeindeversammlung und wählt einen der beiden, fertig."

Eduard, als neuer Einwohner der Gemeinde, war entsetzt. Es konnte nicht wahr sein. Dies waren vorsintflutliche politische Verhältnisse. "Kein Wahlkampf! Das ist vollständig undemokratisch. Wie sollen die Stimmbürger sachlich entscheiden, wenn es keinen Wahlkampf gibt? Wie lässt sich richtig wählen, wenn das Stimmvolk nicht über die beiden Kandidaten und ihr politisches Programm informiert ist?"

Erstaunt legte Arno seinen Krimi beiseite. Was sich Edi nur aufregte. Ein politisches Programm? Nie gehört, zumindest nicht im Dorf. Da erklärte jeder Kandidat vor offener Versammlung, er wolle sein Bestes tun, und dann wurde zur Wahl geschritten. "Im Dorf kennt man sich gegenseitig. Da braucht es keinen Wahlkampf", erklärte Arno. Man sah, dass Edi kein Einheimischer war, sondern lange Zeit im Unterland gelebt hatte.

"Alles faule Ausreden, um sich vor einer echt demokratischen Ausmarchung zu drücken. Mit dieser Unsitte, sich um einen Wahlkampf vorbei zu mogeln, ist jetzt endgültig Schluss. Diesmal wird es einen Wahlkampf geben, und wenn ich die ganze Sache allein organisieren muss."

Hardy warf ihm einen Playboy an den Kopf. "Wohl grössenwahnsinnig geworden? Wie willst du einen Wahlkampf organisieren? Du hast von den Verhältnissen im Dorf keine blasse Ahnung, du Unterländer!"

"Und? Gerade weil ich neu im Ort wohne, bin ich eher in der Lage, für einen fairen Wahlkampf zu sorgen. Ich stehe über der Sache. Wer sagt, dass ihr und die übrigen Bewohner besser informiert seid. Ich mache jede Wette, dass ihr die beiden Kandidaten nur oberflächlich kennt."

"Hör auf, gerade den Erwin Gaser kennen wir beide seit unserer frühesten Kindheit, nicht wahr Arno? Weissst du noch, wie er in der Schule dem Pfarrer frech kam und behauptete, Jesus habe es mit der Magdalena getrieben. Der Pfarrer wurde hochrot. Ich werde es nie vergessen."

"Hardy, weissst du noch, wie Erwin dich in den Dorfbach warf, weil du seine Schwester mit einer Spinne erschreckt hast."

"Hört mit diesen Kindereien auf. Zur Sache: Wir werden sehen, ob ihr den Erwin Gaser richtig kennt oder nicht. Zum Beispiel: Wie stellt sich euer Erwin zum neuen Steuerrecht für Banken oder zu den bundesrätlichen Massnahmen zum zollfreien Import von Sauerkraut? Was ist seine Meinung zur aktuellen Weltlage und der grönländischen Frage? Was ist sein politisches Programm?"

Arno und Hardy blickten sich mit grossen Augen an. Solche Fragen hatten sie Erwin nie gestellt. Wieso auch? Sie hatten mit ihm über das Wetter oder seine Hühner gesprochen und sonst über nichts.

"Der Erwin hat sicher kein politisches Programm. Was sollte er damit?" meinte Arno nach längerem Überlegen.

"Unsinn. Jeder Mensch hat ein politisches Programm, aber was ein gerissener Politiker ist, hält mit seinem Programm zurück. Sonst kann man ihn darauf behaften. Das nennt man Taktik. Es ist wie mit dem Geld: man rückt damit nur heraus, wenn man unbedingt muss."

Dies leuchtete Arno und Hardy ein. Ein Schlingel, dieser Erwin, dachte sich Hardy. Besass sicher seit Jahren ein fixfertiges politisches Programm und liess nie etwas verlauten. Ein ganz gerissener Kerl. Er würde sich als Gemeinderat gut machen.

"Ihr seht, Ihr habt keine Ahnung von den politischen Zielen der Kandidaten. Genau deshalb braucht es einen Wahlkampf. Ein Wahlkampf zwingt die Kandidaten, ihre politische Plattform offenzulegen, den Stimmbürger über seine Ziele zu informieren. Nun zum zweiten Kandidaten, dem Hans Giser: Was wisst ihr über ihn?"

"Ein netter Kerl, hat zwei Töchter. Die eine geht im Tal in die Mittelschule, die andere macht in Chur eine kaufmännische Lehre. Daneben züchtet er Hasen, sehr gute Qualität, sehr

zart im Fleisch, nicht wahr Hardy?"

"Stimmt. Ich war letzten Monat bei ihm eingeladen, zu einem Hasenbraten. So einen fein zubereiteten Hasenbraten habe ich seit Hongkong nie mehr gegessen, und der Hase in Hongkong war in Wirklichkeit ein Hund, wie ich später erfuhr."

"Hör mit deinen Hasengeschichten auf", unterbrach ihn Eduard. "Was mich interessiert, ist nicht das Privatleben von Hans und seiner Hasen, sondern die politische Einstellung der Hasen äh von Hans. Ob jemand Hasen züchtet ist für die Entscheidung, ob man die Person zum Gemeindepräsidenten wählen will, völlig egal."

"Dies würde ich nicht behaupten", entgegnete Arno. "Wer eine saubere Hasenzucht führt, dem kann man unbedenklich die Gemeinde anvertrauen."

Hardy kicherte. "Genau. Wie dem Hasen wird auch dem Stimmbürger das Fell über die Ohren gezogen. Nur wählt der Bürger sich seine Metzger selber."

"Stopp mit diesem Blödsinn. Politik ist eine ernste Sache. Ich muss die Sache mit den beiden Kandidaten persönlich bereden, um einen vernünftigen Wahlkampf aufzubauen." Damit stand Eduard auf und ging zu seinem breiten Nussbaumpult, um die Grundzüge einer Wahlkampforganisation zu skizzieren. Einen Wahlkampf musste man gut organisieren, insbesondere in einem kleinen Bergdorf, wo die Eingeborenen von einer gutdemokratischen Auseinandersetzung wenig Ahnung hatten.

Schon am nächsten Morgen wurde Eduard aktiv. Zusammen mit Arno besuchte er Erwin Gaser, den ersten Kandidaten, in seiner Schreinerwerkstatt. Erwin Gaser, ein mittelgrosser, kräftiger Mann, etwa vierzigjährig, mit struppigem Haarschopf und dünnem Schnauz, schien über die Unterbrechung wenig begeistert. Er war gerade daran, ein Brett fein zu hobeln.

Eduard liess sich dadurch nicht stören. "Wie ich gehört habe, Herr Gaser, kandidieren Sie für das Amt des Gemeindepräsidenten?"

"Bin schon interessiert. Warum?"

"Prächtig, dann dürfte es Ihnen sicher willkommen sein, wenn ich Sie in der demokratischen Ausmarchung unterstütze."

Erwin Gaser legte verblüfft den Hobel beiseite und blickte unsicher auf seine Füsse.

"Edi meint, dass er dir helfen will, Gemeindepräsident zu werden", erklärte Arno.

"Sehr freundlich von Ihnen, wirklich sehr freundlich", erwiderte Erwin zurückhaltend und machte sich wieder an seine Arbeit.

"Dann sind Sie also einverstanden, dass ich Ihren Wahlkampf manage!"

Der Hobel fiel krachend zu Boden. "Was sagen Sie: ein Wahlkampf?"

"Nichts natürlicher als das. Wenn Sie Gemeindepräsident werden wollen, braucht es eine Wahlkampagne, möglichst von einem Fachmann wie mir geführt."

"Ich will keine Kampagne. Kommt nicht in Frage. Sonst hat es den Anschein, als ob ich mich vordränge." Erwin nahm den Hobel vom Boden auf. Für ihn war die Angelegenheit erledigt, ausdiskutiert.

Leider liess sich Eduard nicht abschütteln. "Wieso vordrängen? Ihr Gegenkandidat, Hans Giser, wird ebenfalls eine Wahlkampagne betreiben, selbstverständlich."

"Was der Hans will sich vordrängen. Hätte ich vom ihm nie gedacht." Erwin stutzte und wurde misstrauisch. "Woher wissen Sie, was der Hans tun wird?"

"Es ist ganz selbstverständlich, in einer Demokratie. Er wird auf jeden Fall eine Wahlwerbung organisieren, wenn er merkt, dass sie eine aktive Kampagne führen."

"Gesagt habe ich gar nichts!" erzürnte sich Erwin.

"Natürlich haben sie eine aktive Wahlkampagne im Sinn. Gerade vorher haben Sie gesagt, dass Sie sich nicht vordrängen wollen. Genau das ist der Kern einer politischen Kampagne: sich den Anschein geben, dass man das Amt nur wider Willen akzeptiert."

Verwirrt schüttelte Erwin den Kopf. "Was soll der Unsinn?"

"Edi will dir nur helfen", erklärte Arno. Zwar begriff er ebenfalls nicht, wohin dieses

blödsinnige Gerede führen sollte. Allein: Politik war ein schwieriges Geschäft, das man am besten denjenigen überliess, welche die Spielregeln setzten.

Eduard begann nochmals zu erklären: "Das Ganze ist sehr einfach: Es geht darum, dass der beste Mann zum Gemeindepräsidenten von Fatal gewählt wird, einverstanden? Und wie findet man den besten Mann? Einzig und allein durch einen fairen, sachlichen Wahlkampf. Ein Wahlkampf gehört zur Demokratie, ob man will oder nicht. Nur in Diktaturen gibt es keine Wahlkämpfe."

Erwin nickte. Soweit schien alles logisch, aber was hatte es mit seinem Wunsch zu tun, Gemeindepräsident von Fatal zu werden?

Eduard zögerte nicht, zum endgültigen Schlag anzusetzen: "Wahlkampf und Demokratie sind wie ein Paar Handschuhe: sie gehören unwiderruflich zusammen. Herr Gaser, Sie wollen sich doch nicht als undemokratisch hinstellen lassen, indem Sie sich gegen eine faire und sachliche demokratische Ausmarchung stellen? Zudem wird Ihnen die Wahlkampagne keinen roten Rappen kosten."

Der letzte Punkt schien Erwin unwiderlegbar. Keinen Rappen sollte es ihn kosten. Damit erhielt die Angelegenheit ein völlig neues Gesicht. Seine Zweifel waren jedoch nicht ganz ausgeräumt. "Wer bezahlt die Wahlwerbung?", wollte er wissen.

"Ganz einfach: die Werbung wird durch Spenden von Banken finanziert. Dies ist in der Schweiz so üblich.", antwortete Eduard rasch. Die Finanzierung seines Werbefeldzuges für die Wahl von Erwin Gaser war zwar noch offen. Aber wenn die Kampagne lief, würden die Spenden schon fliessen, vor allem, wenn er sein Wahlmotto "Ruhe und Ordnung" betonen würde.

Nun lag Erwin nur noch eine Frage auf dem Herzen: "Wer organisiert eigentlich die Wahlwerbung von Hans?"

Diese Frage traf Eduard völlig unvorbereitet. Daran hatte er nicht gedacht. An und für sich war es Sache des Gegenkandidaten. Er konnte sich allerdings nicht darauf verlassen, dass der Gegenkandidat daran dachte, sich ebenfalls einen Wahlmanager zu suchen. Es wäre zu blöd, wenn er die ganze Wahlkampagne für Erwin Gaser ins Rollen brächte und es würde sich erweisen, dass der Gegenkandidat mit leeren Händen dastand. Die ganze Wirkung seiner Kampagne würde verpuffen, und bei einer Kampagne ist Wirkung alles. "Diese Frage werde ich noch abklären", antwortete er deshalb zurückhaltend. "Ich werde das Problem mit Hans Giser besprechen, um sicher zu gehen."

Damit waren Arno wie Erwin einverstanden. Arno kam auf eine Idee: "Wäre es nicht das Einfachste, wenn Edi auch die Wahlkampagne von Hans in die Hand nimmt. Er kennt sich ja in solchen Dingen am besten aus."

Erwin war damit sofort einverstanden. Niemand könnte dann behaupten, es würde mit ungleich langen Spiessen gekämpft.

Idiotischer Vorschlag, war Eduards erste Reaktion. Je länger er sich jedoch die Sache überlegte, desto mehr überzeugte er sich von der Idee. Dass ein und dieselbe Person die Wahlkampagnen beider Kandidaten managte, war sicherlich ungewöhnlich. Aber gerade das Ungewöhnliche reizte ihn. Eine echte Anforderung, der nur ein geschickter Organisator gewachsen war. In anderen Worten: die ideale Aufgabe für ihn. Schliesslich: Wer anders könnte die Wahlwerbung für Hans Giser so fachmännisch betreuen, und zudem konnte er so sicherstellen, dass es zu einem fairen und sachlichen Wahlkampf kam. Wahlkämpfe besaßen bekanntlich die Tendenz zu entgleisen und zu entarten. Diesmal wäre diese Gefahr von Anfang an gebannt.

"Keine schlechte Idee, Arno", stimmte Eduard somit nach längerem Überlegen zu. "Ich wollte gerade das Gleiche vorschlagen."

Da alle mit dieser Lösung einverstanden waren, akzeptierte Eduard formell den Auftrag, gleichzeitig die Wahlwerbung von Erwin Gaser und Hans Giser zu organisieren.

Jetzt blieb nur noch die Kleinigkeit, den Gegenkandidaten von diesem wichtigen Beschluss zu orientieren. So verabschiedeten sich Eduard und Arno von Erwin, der sich erleichtert wieder seiner Arbeit zuwandte, mit dem guten Gefühl, eine heikle Situation geschickt bewältigt zu haben. Er glaubte nicht, von der Sache je wieder zu hören, aber er sollte sich schwer irren.

Eduard und Arno trafen Hans Giser bei seiner Kaninchenzucht. Er bastelte gerade an einem neuen Stall herum. Hans Giser war ungefähr gleich alt wie Erwin Gaser, aber er war kleiner, rundlicher und erfreute sich schon einer ausgewachsenen Stirnglatze.

"Wollt Ihr einen Hasenbraten kaufen?" fragte er, als sie in seinen Garten stapften.

"Nein, es geht um die Wahl zum Gemeindepräsidenten. Man hört, du stellst dich zur Wahl."

"Ja und? Ist das verboten? Möchtest etwa du Gemeindepräsident werden?"

"Nein, um Himmels willen, nein!", wehrte Arno entsetzt ab. "Es geht allein darum, dass Edi deine Wahlwerbung organisiert."

Hans Giser lachte grimmig. "Wahlwerbung? Da mache ich nicht mit. Ich will mich nicht in einem schmutzigen Wahlkampf verheizen lassen. Dann soll halt der Erwin den Posten übernehmen. Ich ziehe mich zurück."

Eduard war zutiefst beunruhigt. Ein Rückzug der Kandidatur von Hans Giser fehlte noch. Es würde bedeuten, dass die ganze Wahlkampagne ins Wasser fallen würde. Unvorstellbar, nach allen seinen strategischen Vorbereitungen.

Zum Glück rettete Arno die Situation: "Wir haben alles mit Erwin abgemacht. Er würde sich zu Tode ärgern, wenn du dich einfach zurückziehst. Sei kein Spielverderber."

Wenn alles mit Erwin abgesprochen war, sollte es in Ordnung sein, und ein Spielverderber wollte Hans auch nicht sein. So lenkte er ein. "Also gut, macht was ihr wollt. Aber wenigstens einen Hasen könnt ihr mir abkaufen."

Und so sah sich Eduard gezwungen, ein dickgenährtes Kaninchen zu kaufen. Was sollte er sonst tun? Als Wahlmanager war er davon abhängig, seine beiden Kandidaten bei der Stange zu halten.

Jetzt, da er die endgültige Zustimmung beider Kandidaten besass, konnte Eduard endlich damit beginnen, den Wahlkampf generalstabsmässig vorzubereiten. Er holte sich von allen Druckereien der Region genaue Offerten, und er entwarf auf einem breiten Stück Papier, das er an die Wand heftete, einen detaillierten Werbefeldzug.

Bevor er den ersten Teil des Planes in die Tat umsetzen konnte, musste er mit den beiden Kandidaten noch einige Einzelheiten regeln. Er war somit überglücklich, als er abends beide Kandidaten im Wirtshaus zusammen sitzen sah. Erwin und Hans hatten sich zusammengesetzt, um sich über diese blödsinnige Idee eines Wahlkampfes auszusprechen.

Sie kamen nicht dazu. Kaum hatten sie den Schaum vom Bierglas geleckt, kam schon Eduard in die Wirtsstube gehüpft. "Ah, da seid ihr ja. Sehr gut, dass ich beide treffe. Es vereinfacht die Dinge." Er setzte sich an ihren Tisch und zog zu ihrem Erstaunen eine meterlange Blattrolle aus seiner Tasche.

"Als Euer Wahlmanager habe ich die notwendigen Wahlkampf-Statuten aufgesetzt. Ihr müsst hier unterschreiben. Aber vielleicht ist es besser, wenn ich Euch die Statuten zuerst vorlese."

Er las vor, und die beiden Kandidaten hörten ihm verwundert zu, vor Verblüffung zu keiner Gegenwehr fähig.

"Artikel 1: Die beiden Unterzeichner, Kandidaten für die Wahl zum Gemeindepräsidenten von Fatal, übertragen Eduard Keller (im Folgenden als Wahlmanager bezeichnet) die Organisation der Wahlkampagnen bis zum Wahltag. Der Wahlmanager ist zuständig für alle notwendigen Wahlkampfmassnahmen (Finanzierung, Planung, Strategie und Taktik).

Auf gut deutsch bedeutet dies, dass ihr mit dem Wahlkampf so gut wie nichts zu tun habt", erklärte er ihnen. "Ich werde alles organisieren."

Dies gefiel den beiden Kandidaten, die schon befürchtet hatten, sie müssten irgendwelche blödsinnigen Arbeiten übernehmen.

"Nun Artikel 2", fuhr Eduard fort: "Die beiden Kandidaten versprechen sich einen fairen Wahlkampf. Alle persönlichen Verunglimpfungen haben zu unterbleiben. Ebenso zu unterbleiben haben alle Verunglimpfungen des Wahlmanagers. Der Wahlmanager sorgt in eigener Regie für Sauberkeit und Sachlichkeit."

Auch mit diesem Artikel konnten sich die beiden Kandidaten einverstanden erklären. Schliesslich, wer konnte schon etwas gegen Sauberkeit in der Politik einwenden.

"Wir kommen zu Artikel 3: Die beiden Kandidaten geben PresseErklärungen nur mit Zustimmung des Wahlmanagers. Dasselbe gilt für Radio- und Fernseh-Interviews in regionalen und überregionalen Kanälen."

Hans Giser wunderte sich. "Um die Wahl eines Fataler Gemeindepräsidenten kümmert sich doch kein Schwein, schon gar nicht Radio und Fernsehen."

Da Eduard steif auf die Beibehaltung dieses Paragraphen beharrte, liessen sie ihm den Spass. Grössenwahnsinnig geworden, der Edi.

"Nun, der letzte Passus: Die beiden Kandidaten erklären sich bereit, an sieben kontradiktorischen Wahlveranstaltungen teilzunehmen. Diskussionsleiter ist der Wahlmanager."

Diesmal war die Reaktion der beiden Kandidaten heftiger. "Was soll der Unsinn! Sieben Veranstaltungen? Ich mache nicht mit, dies geht zu weit", ereiferte sich Erwin.

"Sieben ist von alters her eine heilige Zahl. Sieben politische Diskussionsrunden sind unbedingt notwendig, um alle wichtigen Themenbereiche abzudecken: Europapolitik, Sozialpolitik, Wirtschaftspolitik..."

"Hör auf. Wir machen nicht mit, und damit basta! krähte Hans.

So sehr Eduard auch mit Argumenten und Drohungen um sich schlug, es half nichts. Der Widerstand der beiden Kandidaten versteifte sich zusehends, und wäre Eduard zum Schluss nicht zu einem Kompromiss bereit gewesen, hätten beide auf ihre Kandidatur verzichtet. So einigte man sich auf eine einzige Veranstaltung.

Von ihrem Sieg über Eduard hochgestimmt, unterschrieben Hans und Erwin rasch die Wahlkampf-Statuten und bestellten sich noch ein Bier. Sie hatten sich zu früh gefreut.

"Die Wahlslogans! Wir brauchen für jeden Kandidaten einen Slogan. Wie jeder andere Werbefeldzug lebt auch ein Wahlkampf von zügigen Slogans. Irgendwelche Vorschläge?"

Beide überlegten angestrengt. Hans Giser kam als erster auf eine Idee: "Ich weiss einen Slogan für meine Kampagne: "Giser Hasen sind die Besten", und für dich, Erwin, wie wäre es mit: "Gute Möbel nur bei Erwin Gaser". Das sollte hinhalten."

Eduard warf sich dazwischen: Ich denke an einen politischen Slogan; an ein Schlagwort, das Euren programmatischen Schwerpunkt widerspiegelt, ohne Euch zu konkreten Versprechen zu verpflichten, wie zum Beispiel: "Weniger Staat - Mehr Freiheit".

"Diesen Spruch nehme ich mir", rief Erwin rasch entschlossen, sehr zum Ärger von Hans.

"Ich will den gleichen Wahlspruch. Der Spruch wirkt bei allen, die ungern Steuern zahlen, und das sind alle."

"Nein, es geht nicht, dass beide Kandidaten exakt den gleichen politischen Slogan wählen. Dies würde die Stimmbürger nur noch mehr verwirren."

"Ich will aber einen Wahlspruch, in dem das Wort "Freiheit" vorkommt", beharrte Hans hartnäckig.

"Wie wäre "Für Freiheit und Gerechtigkeit". Tönt doch ganz gut", schlug Erwin vor. Hans Giser war sofort einverstanden, und die Angelegenheit mit den politischen Slogans war damit vom Tisch.

Die Entscheidungsfreudigkeit seiner beiden Kandidaten gefiel dem Wahlmanager. Mit ihren Wahlsprüchen hatten sich beide einen werbemässig schlagkräftigen Programmschwerpunkt ausgewählt, ohne politisch auch nur die geringste Option zu verlieren.

Da Eduard noch an der Organisation des Wahlkampfes feilen wollte, verabschiedete er sich rasch. Zufrieden prosteten Erwin und Hans sich zu, im Gefühl, damit sei der ganze Wahlrummel vorbei. Das aufgeregte Getue von Edi wird sich im Sand verlaufen, dachten sie hämisch. Beide hatten jedoch nicht mit der Hartnäckigkeit ihres Wahlmanagers gerechnet.

Die beiden Kandidaten wurden schon am nächsten Morgen erneut von Eduard belästigt, und es nützte beiden wenig, dass sie ihre Frau vorschickten. Eduard liess sich nicht abwimmeln und machte sowohl von Erwin Gaser wie von Hans Giser eine Reihe von Fotos, was einige Zeit in Anspruch nahm. "Für die Wahlkampfplakate" erklärte er ihnen. So liess sich Hans nach kurzer Gegenwehr zusammen mit seinem Lieblingshasen ablichten, während sich Erwin auf Anraten seines Wahlmanagers für ein Familienfoto entschied.

Auf den Fototermin folgten allerdings einige ruhige Tage. Eduard liess sich kaum mehr blicken. Hans und Erwin begannen, die ganze verrückte Angelegenheit zu vergessen. Es waren kaum mehr als zwei Wochen bis zur Gemeindeversammlung. Was konnte da schon gross geschehen?

Eduards Abwesenheit war allerdings allein auf die Tatsache zurückzuführen, dass er mit der Vorbereitung und Organisation der beiden Wahlkampagnen viel zu beschäftigt war, um sich um seine beiden Kandidaten zu kümmern.

Er verschickte einen Spendenaufwurf an alle grösseren Schweizer Unternehmen, mit nicht geringem Erfolg, da er im Bettelbrief den Eindruck erweckte, es gehe bei dieser Wahl um die Rettung von Vaterland und Demokratie und beide Kandidaten als steinharte Verfechter der freiheitlichen Marktordnung hochgelobt wurden. Gleichzeitig liess er gleich kilowise Flugblätter und Plakate drucken, während Arno und Hardy dazu verknurrt wurden, meterlange Transparent zu beschriften, bunte Papierhüte zu falzen und Wahlkampfballone aufzublasen.

Genau zwölf Tage vor der alles entscheidenden Gemeindeversammlung war alles fix und fertig vorbereitet. Die aktive Phase des Wahlkampfes konnte beginnen.

Vorher jedoch wollte Eduard dem Stimmvolk noch den Puls messen. In anderen Worten: Er beschloss eine repräsentative Wahlumfrage durchzuführen, wie es sich für einen modernen Wahlkampf gehört. Er schickte Hardy in den oberen Dorfteil, während Arno die Bewohner des unteren Dorfteils zu befragen hatte.

Hardy gab sich alle Mühe. Jedenfalls war er schon nach fünfzig Interviews völlig erledigt und konnte sich nur mit Mühe aufrecht halten.

"Nun, was ist das Resultat?" wollte Eduard wissen, als Hardy in seine Stube torkelte.

"Ein Grossefolg", rülpste er. "Ich habe gut fünfzig Leute befragt, oder waren es mehr? Nein, ich denke, es waren fünfzig, schliesslich hast du mir aufgetragen, fünfzig Leute zu befragen. Alles mit Takt und Feingefühl, und sicher fünfzehn Stimmbürger haben mir einen Schnaps offeriert, so gut hat ihnen meine Frage gefallen." Er rülpste erneut.

"Und was ist das Ergebnis? Was haben die Leute gesagt?" fragte Eduard ungeduldig.

"Keine Ahnung mehr. Zum Glück habe ich alles aufgeschrieben." Er zog einen schmutzigen Zettel aus einer Hosentasche. "Da stehts: ein Kilo Zucker, zwei Salami. Ich glaube, es ist der falsche Zettel. Jetzt weiss ich: ich habe den Wisch Arno gegeben. Nein? Dann muss er noch in meiner Hosentasche sein." Er suchte weiter und fischte endlich einen zweiten Zettel heraus. "Ah, da habe ich ihn, den kleinen Ausreisser. Jetzt sehe ich es: fünf wollen den Erwin wählen, sechs sind für den Hans und alle übrigen fanden das Wetter sei dieses Jahr überaus schlecht gewesen."

"Betrunkener Blödkopf. Völlig unbrauchbar, deine Umfrage. Ich hoffe, dass Arno seriöser gearbeitet hat."

"Ich habe zweiundsechzig Leute befragt und den Pfarrer. Aber der wollte sich nicht festlegen und nur wissen, wieso ich so selten in die Kirche gehe", erklärte Arno. "Also gut: von den zweiundsechzig Leuten sind dreiundzwanzig für Erwin, einundzwanzig für Hans, elf ist es wurstegal und neun sind für den Astor."

"Wer ist dieser Herr Astor? fragte Eduard erschrocken. Ein weiterer Kandidat konnte gefährlich werden, gerade bei einem Kopf-an-Kopf-Rennen.

"Astor? Du kennst doch den Astor, der Hund, der immer vor dem Dorfladen schläft."

Eduard war erleichtert. "Im Grunde genommen eine ausgezeichnete Ausgangslage. Unserer Repräsentativumfrage nach ergibt sich ein ausgeglichenes Kräfteverhältnis zwischen den beiden Kandidaten; die beste Voraussetzung, dass beide Kandidaten von einer harten Schlussrunde nur profitieren können."

Die heisse Phase des Wahlkampfes konnte somit beginnen, und tatsächlich arbeiteten die drei Freunde praktisch die ganze Nacht durch. Aber es lohnte sich:

Am nächsten Morgen war jedes Haus, jeder Brunnen, jeder Telefonmast, aber auch jede Scheune bis hoch in die Berge mit Plakaten vollgeklebt, alles paritätisch aufgeteilt. Neben jedem Plakat "Wählt Erwin" schrie es in ebenso breiten Lettern "Wählt Hans". Damit nicht genug: über der Dorfstrasse hingen lange Transparente mit politischen Wahlsprüchen, und den verblüfften Einwohnern wehten von allen Seiten "Freiheit und Gerechtigkeit" und "Weniger Staat - Mehr Freiheit" um die Ohren.

Das Dorf war verändert, bis auf den Grund verpolitisiert, und wer sich dem grellen Wahlkampf durch einen stillen Waldspaziergang entziehen wollte, sah sich getäuscht. Von allen Bäumen am Weg grinsten ihm die Gesichter der beiden Kandidaten entgegen.

Zum Schrecken der Dorfbewohner blieben unsere drei Freunde auch tagsüber aktiv: den Dorfschülern wurden gleich dutzendweise Wahlkampfmützen angeworfen, und es dauerte nicht lang, bis jedem Hund und jeder streunenden Katze eine Mütze über die Ohren gezogen war. Auch Kleinkinder entgingen dem Wahlkampf nicht. Manchem Kind wurden so viele Wahlballone an den linken Arm geknüpft, dass sie sich noch hüpfend durchs Dorf bewegen konnten.

Dazu kamen massenweise Flugblätter, schön doppelseitig bedruckt: auf der Vorderseite wurde für Erwin Gaser geworben, auf der Rückseite wurden Hans Gisner und seine Hasen angepriesen. Wer den von Dorfbewohnern es immer wagte, seine Nase aus der Haustüre zu strecken, erhielt ein Bündel Flugblätter in die Hand gedrückt. Aus Erfahrung klug geworden, bestrich Hardy jedes Flugblatt mit Leim, was es den Leuten erschwerte, ihre Flugblätter einfach ungelesen in den nächsten Papierkorb zu werfen.

Was immer man davon halten konnte, es liess sich nicht abstreiten, dass der Wahlkampf durchschlagend organisiert war. Im ganzen Dorf standen Tische mit Flugblätter und Plakaten zum Mitnehmen, und wer einen Briefkasten besass, sah ihn ständig überquellen, so rasch er ihn auch zu leeren versuchte.

Kurz und gut: eine wahre Flut von Propaganda ergoss sich über das arme Dorf. Wer im Dorfladen eine Wurst einkaufte, konnte sich noch so wehren, sie wurde ihm dennoch in ein Flugblatt eingewickelt. Wer abends seinen Hühnern nach den Eiern griff, fand garantiert unter jedem dritten Ei eines dieser verdammten Flugblätter. Selbst der Pfarrer blieb nicht verschont, und als er sonntags nach seiner Predigt suchte, flatterte ein ganzes Bündel Plakate von der Kanzel.

Allein Eduard war nicht ganz zufrieden. Zwar war jeder denkbare Ort in Fatal mit Transparenten und Plakaten vollgestopft, aber noch immer stapelten sich die Wahlplakate in Hardys' Scheune gleich bündelweise. In seiner Not dehnte Eduard den Wahlkampf auf die Nachbardsdörfer aus, für den Fall, dass einige Fataler sich entschliessen sollten, sich der

demokratischen Auseinandersetzung durch Auswanderung zu entziehen. Auch Arno und Hardy bemühten sich tapfer, die Plakate loszuwerden, und schon bald waren jeder friedlich weidenden Kuh zwei Wahlblätter umgehängt, je eines für Erwin und Hans. Die Fataler Wahlkampfkuhe erregten einiges Aufsehen, und schon bald drängten sich die ersten deutschen Touristen um die plakatierten Kühe.

Um den Wahlkampf auch akustisch zu beleben, liess Eduard einen Lautsprecher auf das Dach seines Automobils montieren. Damit fuhr er den ganzen Tag auf der Dorfstrasse herum. Dorfaufwärts krächte sich Eduard die Lungen für Erwin Gaser aus, während er dorfabwärts Hans Giser in den Himmel lobte.

Leider brachte der stundenlange Lärm einige sensible Naturen in Harnisch, und Eduard sah sich unvermittelt einer Strassensperre gegenüber. Er wich aus und überfuhr dabei ein Huhn; das bedauernswerte Opfer eines überbordenden Wahlkampfes.

Dass es bei diesem einzigen Opfer blieb und Eduard nicht von erbosten Eingeborenen verprügelt wurde, verdankte er nur dem rechtzeitigen Auftauchen einer japanischen Fernsehcrew, die ausgiebig Dorf und Wahlkampfkuhe filmte.

Dies versöhnte die Dorfbewohner augenblicklich mit dem Wahlkampf. Wer hätte es gedacht? Echtes Fernsehen? Es war eine Ehre, und die Japaner wissen, was modern ist. Im Nu wurden alle zerrupften Wahlplakate wieder sorgfältig restauriert, und wer sich ohne Flugblätter in der Hand auf der Strasse blicken liess, wurde streng ermahnt. Als auch noch ein Schweizer Kameramann im Dorf gesichtet wurde, herrschte fast schon festliche Stimmung. Die beiden Kandidaten wagten es, sich wieder in der Öffentlichkeit blicken zu lassen. Man verzieh Eduard selbst das überfahrene Huhn.

So wurde die erste Wahlkampfrunde erfolgreich beendet. Selbst Eduard gönnte sich und seinen Wahlhelfern zwei Tage Ruhe. Dann rief er Arno und Hardy zu sich: "Wir brauchen eine zweite Umfrage. Morgen findet die kontradiktorische Diskussionsrunde statt und in vier Tagen die Gemeindeversammlung. Wir benötigen deshalb ein genaues Meinungsbild. Diesmal macht allein Arno die Interviews, während Hardy mir hilft, die eingetroffenen Spenden zu sortieren."

"Ich will bei der Umfrage auch dabei sein, wie letztes Mal", protestierte Hardy. "Ich bin ein geborener Interviewer, freundlich, taktvoll und trinkfest."

Eduard blieb skeptisch. Eine Wahlumfrage war keine Sauf tour. Da Hardy jedoch auf seine Mitarbeit beharrte, blieb nichts anderes übrig, als einen Kompromiss zu schliessen: Hardy sollte den Wirt des Alpina befragen, während Arno die übrigen Stimmbürger übernahm. Zwar war wiederum Arno mit diesem Kompromiss nicht ganz glücklich, aber da er mehrheitlich - mit zwei gegen eine Stimme - akzeptiert wurde, musste er sich fügen.

Somit war Arno den grössten Teil des Tages im Dorf unterwegs, während sich Hardy ins Wirtshaus setzte, um den Wirt zu befragen (was leider erst nach dem fünften Glas Bier möglich wurde).

"Was ergab die Umfrage?" wollte Eduard, als Arno abends erschöpft ins Wirtshaus trabte.

"Alle sind an der Wahl sehr interessiert. Nun zum Ergebnis der Umfrage: Ich habe gut achtzig Leute befragt, davon wollen zwölf für den Erwin stimmen und vierzehn für den Hans."

"Immer noch sehr ausgeglichen. Sehr gut!" freute sich Eduard und stutzte. "Da fehlen einige. Wen wollen die übrigen wählen?"

"Die übrigen vierundfünfzig Befragten wissen es nicht. Sie sagen, sie könnten sich nicht entscheiden. Es sei alles so kompliziert, so verwirrend, mit diesen vielen Plakaten."

"In anderen Worten: unsere Wahlkampagne war ein Grosse Erfolg", jubelte Eduard. "Sie hat die Leute wachgerüttelt und ihnen die Schwere ihrer demokratischen Verantwortung deutlich gemacht. Noch vor wenigen Tagen hätten die meisten dem einen oder anderen Kandidaten ihre Stimme gegeben, einfach so, ohne Begründung und ohne Überlegung. Jetzt hingegen ist

ihnen klar geworden: einen Gemeindepräsidenten kann man nicht einfach nach Gutdünken wählen. Nein, es muss gründlich überlegt sein, und die Sache muss von allen Seiten her beleuchtet werden. Es gibt für jeden Kandidaten ein Dafür und ein Dagegen. Kurz und gut: die Stimmbürger schreien nach mehr Information. Genau dazu ist die morgige Wahlveranstaltung gut: Jeder Kandidat wird geprüft, gewogen und je nach seinem Abschneiden bewertet."

Damit verliess Eduard das Wirtshaus, um sich zu Hause auf seine Aufgabe als Diskussionsleiter vorzubereiten. Er wusste, dass dem Diskussionsleiter bei jeder politischen Veranstaltung die entscheidende Rolle zukam. Ein unbedachtes Stirnrunzeln oder ein hämisches Grinsen, und die politische Karriere eines Kandidaten war ruiniert. Ein ermunterndes Nicken, ein gedehntes "Sehr richtig" konnte demgegenüber einen Kandidaten zu ungeahnten politischen Höhenflügen bewegen; vielleicht die erste Ermunterung, sich später einmal als Nationalrat zu versuchen. Eine schwere Verantwortung lag auf Eduard, aber er war sich sicher, auch diese Aufgabe mit Würde zu bewältigen.

Die kontradiktorische Veranstaltung war ein Publikumserfolg. Schon eine Viertelstunde vor Beginn drängten sich die Leute in den kleinen Versammlungssaal der Gemeinde, weniger aus Interesse als aus Neugier. Der Andrang war so stark, dass Eduard die Veranstaltung in die Kirche verlegen musste. An einem rasch organisierten Tisch nahmen die beiden Kandidaten nervös Platz, während sich Eduard als Diskussionsleiter souverän auf den Taufstein setzte.

Er räusperte laut um Ruhe, und auf sein Stichwort liessen Hardy und Arno viele bunte Wahlballone an die Decke steigen.

"Meine werten Mitbürger und Mitbürgerinnen. In wenigen Tagen stehen wir vor der verantwortungsschweren Wahl eines Gemeindepräsidenten. Zum Glück stehen uns für dieses Amt gleich zwei ausgewiesene Kandidaten zur Verfügung, zwei profilierte Persönlichkeiten, die den bisherigen Wahlkampf mit bemerkenswerter Zurückhaltung geführt haben.

Also, ... Hardy, wirf endlich diesen Köter aus der Kirche. Das Gebell stört nur... Also wie gesagt: mit zwei so gleichwertigen Kandidaten dürfte vielen die Wahl schwerfallen. Die heutige Diskussion soll helfen, uns die beiden Kandidaten näher zu bringen, uns unsere demokratische Entscheidung zu erleichtern.

Es ist am besten, mit einigen ganz konkreten Fragen an die Kandidaten zu beginnen.

Wir alle sind mit der wirtschaftspolitischen Situation der Schweiz bestens vertraut. Zwar hat sich die Inflation wieder etwas beruhigt, aber andererseits drohen uns Beschäftigungsprobleme. Damit möchte ich gleich die erste Frage an Herrn Gaser stellen: Was sind Ihre Vorschläge für eine inflationsneutrale Wirtschaftspolitik? Soll die Nationalbank den Geldmengenzufluss stärker einschränken oder nicht?"

Erwin blickte irritiert. "Was soll der Unsinn? Ich mache da nicht mit!"

"Eine sehr treffende Antwort, Herr Gaser. Wenn ich Sie recht interpretiere, sind Sie dagegen, dass sich der Staat zu sehr einmischt. Sie möchten vielmehr die freien Marktkräfte wirken lassen. Sehr gut.

Nun eine Frage an den Gegenkandidaten. Herr Giser: Gibt es nicht doch Bereiche, wo der Staat wirtschaftspolitisch, ja selbst konjunkturpolitisch eingreifen sollte?"

"Das ist mir zu hoch. Das hat mir unserer Gemeinde nichts zu tun!" empörte sich Hans.

"Sehr interessant. Wenn ich Sie recht verstehe, sind Sie mehr für eine föderalistische Lösung unserer wirtschaftsstrukturellen Probleme. Ein sehr interessanter Ansatz.

Nun zu einem anderen Thema: die Verfassungsrevision schleppt sich seit Jahren..."

Eduard wurde unterbrochen. Einige Zuhörer hatten ihre Neugier nach dem grundlegenden, wenn auch oberflächlichen Ausflug in die Wirtschaftspolitik gestillt und wollten sich wegschleichen. Die Kirchentüre war jedoch fest verschlossen. Hardy hatte sie vorsorglich geschlossen und den Schlüssel Arno zugesteckt. Verzweifelt rüttelten einige Zuhörer an der Türe und schrien: "Wo ist der Schlüssel? Wir wollen den Schlüssel!"

Ein interessiertes Publikum, dachte sich Eduard. Es war vielleicht etwa früh für eine allgemeine Publikumsdiskussion, aber da sich immer mehr Leute dem Ruf nach dem Schlüssel anschlossen, gab er nach.

"Sehr gute Frage des Publikums: Wo liegt der Schlüssel zu den angesprochenen wirtschaftspolitischen Problemen der Schweiz in Europa? Möchte einer der beiden Kandidaten darauf antworten?"

Die beiden Kandidaten blickten nur stumm ins Publikum, wo sich die Suche nach dem Türschlüssel panikartig steigerte. "Arno hat den Schlüssel!" schrie Hardy, als er von einigen Burschen hart bedrängt wurde. Sofort fielen alle über Arno her, und man entriss ihm grob den Schlüssel. Die Kirchentüre wurde aufgesperrt, und das gesamte Publikum ergoss sich aus der Kirche.

Zurück blieben nur noch die beiden verdutzten Kandidaten und der Diskussionsleiter.

Eduard war enttäuscht, dass die Veranstaltung nach so kurzer Zeit zu einem abrupten Ende gekommen war. Er hatte noch viele Fragen vorbereitet. Verdrossen blätterte er in seinem Fragekatalog. Andererseits hatte die Sache auch eine gute Seite. Der plötzliche Aufbruch konnte eigentlich nichts anderes bedeuten, als dass sich alle Anwesenden ihre Meinung gebildet hatten. Wenn man es sachlich betrachtete, eine Meisterleistung für einen Diskussionsleiter: schon mit zwei Fragen war er zum Kern der Politik vorgestossen; mit kaum zwei Fragen hatte er einen lawinenartigen Entscheidungsprozess in Gang gesetzt.

"Eine sehr erfolgreiche Veranstaltung, glaubt mir", erklärte Eduard den enttäuschten Kandidaten. "Ihr zwei habt euch ausgezeichnet geschlagen. Die Leute wissen jetzt, woran sie sind."

Erwin und Hans waren skeptisch. Zwar waren sie froh, die ganze idiotische Diskussion hinter sich zu wissen, aber ein würdigerer Abschluss wäre ihnen lieber gewesen. Ihre Mienen hellten sich erst auf, als Eduard sie zur Feier des Tages zu einem Glas Veltliner einlud.

Erwartungsgemäss war das Wirtshaus Alpina vollgedrängt. In einem gewissen Sinne fand die kontradiktorische Veranstaltung hier ihre logische Fortsetzung, wenn auch mehr das kommende Wetter und die bevorstehende Übung der lokalen Feuerwehr im Mittelpunkt der Diskussion standen. Bis weit in die Nacht wurde diskutiert, gelacht und gezecht. So nahm auch die zweite Runde des Wahlkampfes einen befriedigenden Abschluss.

Die letzten paar Tage bis zur Gemeindeversammlung verliefen unerwartet ruhig, und über die Wahl des Gemeindepräsidenten gab es nichts Besonderes zu berichten, da sich der bisherige Gemeindepräsident zur Erleichterung des ganzen Dorfes nochmals für eine Amtsperiode bereit erklärte. Damit war alles auf Beste geregelt. Man hätte sich allerdings den ganzen Wahlrummel ersparen können, murrte Arno. Eduard war gegenteiliger Ansicht. Schliesslich sei es immer das Ziel seiner Wahlbemühungen gewesen, dem besten Mann zur Wahl zur verhelfen, und dass dies auch diesmal der Fall sei, konnte niemand bezweifeln.

Die Vernissage – oder die verbesserte Kunst

Arno und Hardy sassen friedlich in Arnos Wohnzimmer und sahen sich im Fernsehen ein Fussballspiel an. Kurz vor einem Penaltyschuss kam Eduard hereingeschneit. "Hier seid ihr. Kommt, steht auf. Wir haben einen Auftrag zu erledigen ...Guter Schuss, leider daneben. Nun kommt schon. Ihr könnt euer Leben nicht vor dem Fernseher verbringen." Er sprang zum Fernseher und drückte den Knopf. Das Bild erlosch. Arno und Hardy protestierten: "Was soll das? Lass uns in Ruhe! Wir wollen das Spiel fertig sehen."

"Kommt nicht in Frage." Eduard stellte sich breitbeinig vor den Fernsehapparat. "Fussball, ein vulgäres Spiel für Halbidioten. Zusehen, wie erwachsene Männer in kurzen Hosen hinter einem Ball her rennen. Wir haben besseres zu tun. Diesmal müssen wir einem Maler helfen. Es geht um Kunst."

"Kunst? Brotloses Gewerbe", knurrte Hardy und wollte erneut den Fernseher einschalten.

"Kunst ist die höchste Stufe der Zivilisation", erwiderte Eduard. "Für die Kunst würde ich mein letztes Hemd aufopfern."

Arno blickte ihn mitleidig an: "Du hast nur noch ein Hemd? Macht nichts. Du kannst dir meine Hemden ausleihen, ich habe davon mehr als genug."

"Deine Hemden sind mir viel zu klein. Überhaupt, das mit dem letzten Hemd ist nur symbolisch zu verstehen. Ich meine: ich würde alles tun, um die Kunst zu unterstützen."

"Du schon, wir nicht. Lass uns in Ruhe. Wir wollen Fussball sehen. Ich pfeife auf die Kunst", krächte Hardy.

Diese Kunstbanausen, empörte sich Eduard. So griff er zum letzten Strohalm, der ihm blieb. "Für diesen Auftrag werden wir bezahlt. Aber wenn ihr nicht wollt, führe ich ihn allein aus."

Seine beiden Freunde sprangen auf. "Du Dösel, warum hast du dies nicht früher erwähnt. Wir sind ganz für die Unterstützung der Kunst, wenn die Kunst auch uns unterstützt."

Mit neu entdeckter Begeisterung für die Kunst folgten sie Eduard nach draussen. Vor der Haustüre stand ein alter Leiterwagen. "Ich habe vorsorglich schon den Leiterwagen organisiert", erklärte Eduard. "Ihr kennt sicher den Anton Basler, der Herr aus Zürich, der oben im Rank ein Ferienhaus gemietet hat. Er ist Hobbymaler und..."

Arno unterbrach ihn erstaunt. "Ich habe jahrelang als Flachmaler gearbeitet, aber vom Beruf eines Hobbymalers nie etwas gehört."

"Hoby-Maler ist ein Maler, der Hoby malt. Du kennst doch den alten Gottfried Hoby im Tal; den Alten, der immer durch seine Zahnlücken spuckt." Hardy grinste schelmisch und spuckte gekonnt über den Leiterwagen.

"Schluss mit diesem Unsinn", ärgerte sich Eduard. "Ein Hobbymaler ist in Maler, der in seiner Freizeit malt, zu seinem Vergnügen."

Dies war für Arno nur schwer begreiflich. Wie konnte man zu seinem Vergnügen malen? Malen war eine harte Arbeit, die nur durch angestrengte Sorgfalt gelang; so seine jahrelange Erfahrung. Dass man zum Vergnügen, in seiner hartverdienten Freizeit, malen konnte, konnte er nur schwer verstehen. Aber den Unterländern, und besonders den Leuten aus Zürich, war alles zuzutrauen.

Eduard schüttelte ihn. "Arno, was starrst du in die Welt. Vorwärts. Wir haben für den Herrn Basler einige Bilder ins Tal zu transportieren. Im Ortsmuseum wird eine neue Ausstellung lokaler Künstler eröffnet."

So zogen Arno und Hardy Schicksal ergeben den Leiterwagen dorfaufwärts, während Eduard ihnen den Weg wies.

"Das sind wir schon. In diesem neuen Ferienhaus mit den Geranien wohnt der Herr aus Zürich. Hardy, du bleibst besser hinter dem Gebüsch versteckt. Wenn er dich so sieht,

bekommt der Herr Basler es mit der Angst zu tun und entzieht uns den Auftrag. Du solltest dich wirklich besser pflegen."

Tatsächlich sah Hardy in seinen mehrfach geflickten Hosen, seinem karierten Hemd ohne Knöpfe und seinem schwarzen Bart alles andere als vertrauenserweckend aus. Ihm war es egal. Er war keine Modepuppe, und schliesslich war er in ähnlicher Aufmachung durch die ganze Welt getrampt. Er hatte so immer die richtigen Leute getroffen. Wer bei seinem Anblick die Nase rümpfte, war für ihn sowieso kein richtiger Umgang. Es war besser, allen seifigen Saubermännern aus dem Weg zu gehen.

Eduard und Arno stiegen die Treppe zum Ferienhaus empor und schlugen den schmiedeisernen Türklopfer, Marke Eigenbau, heftig gegen die Türe. Ein schlanker Mann in dunkelblauen Trainingsanzug und einer Hantel in der rechten Hand öffnete ihnen.

"Da sind sie endlich, Herr Keller. Bringen Sie mir diese drei Bilder ins Ortsmuseum." Er schob ihm drei grosse, in dickes Packpapier eingewickelte Bilder entgegen. "Ich muss heute noch rasch nach Zürich, geschäftlich, Sie verstehen. Deshalb übergebe ich Euch die Bilder schon heute. Sie müssen spätestens bis morgen um 9.30 im Ortsmuseum sein. Sie wissen ja: eine neue Ausstellung aller bedeutenden Künstler der Gegend. Die Vernissage beginnt um 10 Uhr. Ich werde auch dort sein.

Seid sorgfältig mit den Bildern. Es handelt sich um Kunstwerke, selbst gemalt. Alles klar? Abrechnen können wir morgen. Also, auf Wiedersehen, Herr Keller."

Er schloss die Türe, und sie hörten ihn im Haus hantieren. Eduard und Arno nahmen vorsichtig die Bilder auf und trugen sie zum Leiterwagen.

Hardy sprang aus seinem Versteck hervor. "Das sind also diese Bilder. Schön gross. Nur schade, dass sie verpackt sind. So sieht man nicht viel."

Auch Arno war neugierig und schnupperte eifrig am Packpapier. Eduard überlegte. "Es schadet sicher nicht, wenn wir uns die Bilder ansehen. Schliesslich müssen wir wissen, was wir transportieren. Beim Zoll wird auch alles kontrolliert. Aber gehen wir lieber weiter weg, sonst sieht uns der Herr Basler. Künstler sind oft sehr empfindlich."

"Stimmt. Ich habe in Hongkong einen Maler erlebt, der fuchsteufelswild wurde, nur weil ihm jemand eines seiner Bilder über den Kopf schlug", erinnerte sich Hardy. "Es gab die grösste Schlägerei, die ich je erlebte. Dieser gebrochene Zahn ist mir von damals geblieben. Ja, Künstler sind empfindliche Leute."

So zogen sie den Leiterwagen mit den drei Bildern durchs Dorf. Neben einer Wiese, ausserhalb des Dorfes, machten sie Halt. Neugierig rissen sie das Packpapier weg.

Das erste Bild zeigte einige schroffe Felsen, die in der Abendsonne glühten, als ob sie in einen roten Farbtopf gefallen wären. Das zweite Bild stellte eine dicke Sennerin mit weiss geschminktem Gesicht dar, die ein schielendes Schaf in ihren Armen hielt. Im Hintergrund wiederum die gleichen Felsen wie auf dem ersten Bild. Das dritte Bild war das grösste. Es zeigte einige Kühe auf einer froschgrünen Alp; alle Kühe in Reih und Glied, als ob sie an einem militärischen Manöver teilnehmen würden. Auf einem Stein sass Hirte in griechischer Denkerpose, und im Hintergrund wieder dieselben Einheitsfelsen. Kurz gesagt: Alpenbilder von bewundernswerter Kitschigkeit, wie sie nur jemand malen konnte, der Berge immer nur als ferne Kulisse erlebte.

"Oh, was für schöne Bilder. So schöne Kühe und das herzige Schaf.

Wie niedlich!", rief Arno begeistert, und er fuhr mit dem Zeigefinger ehrfurchtsvoll über die Bilder. "Man kann die Farben richtig spüren."

Eduard hingegen war weniger begeistert. "Ich weiss nicht. Für meinen Geschmack zu naturalistisch, zu gotisch. Ich kann nur sagen: mir gefallen die Bilder des Holländers van Gogh viel besser."

Hardy schüttelte den Kopf. "Da irrst du dich. Dieser malende Koch war Deutscher, nicht

Holländer. Der beste Schiffskoch, mit dem ich je gefahren bin, und seine Bilder von nackten Frauen waren wirklich Klasse."

"Esel, ich denke nicht an deinen stupiden Koch, sondern an den berühmten Maler Vincenz von Gogh", schnappte Eduard beleidigt. "Derjenige, der sich sein Ohr abschnitt, um besser zu malen."

Arno war verwirrt. Wieso konnte man besser malen, wenn man sich ein Ohr abschnitt? Davon hatte er nie etwas gehört, aber es gab heute ja sehr verschiedene Maltechniken. "Ich jedenfalls finde diese Bilder ganz süß, besonders das Bild mit der Sennerin und dem Schaf." Er blickte gegen Himmel. "Sollten wir die Bilder nicht besser wieder einpacken? Es wird sicher bald regnen."

"Unsinn", erwiderte Eduard. "Die Wolken sehen zwar bedrohlich aus, aber sie enthalten nur wenig Feuchtigkeit. Nach dem Wetterbericht wird es erst morgen regnen. Diese Bilder? Ich weiss nicht recht. Vielleicht erhält man nur dann den richtigen Eindruck, wenn man sie aus einer anderen Perspektive betrachtet." Damit nahm er die Bilder vom Leiterwagen und legte sie weiter hinten auf die Wiese. "Genau. Bilder muss man immer aus der richtigen Distanz betrachten. Nur dann kommen sie voll zur Geltung. Es ist wichtig, Bilder richtig zu platzieren."

"Stimmt. In Paris traf ich einmal einige Maler, die aus Spass alle ihre Bilder verkehrt aufhingen. Gemerkt hat es keiner."

Arno lachte. "Unbegreiflich. Unten ist immer, wo sich die Unterschrift des Malers befindet, ganz einfach. He, es beginnt ja zu regnen."

Zuerst fielen einige wenige Regentropfen, dann kamen rasch weitere Tropfen; ein unerwarteter Regenschauer. Erschrocken rannte Eduard zu den Bildern und raffte sie zusammen. Eilig wurden sie mit Packpapier umwickelt, aber das Unglück war geschehen. An verschiedenen Stellen verfärbte sich das Packpapier grün, blau oder rot.

So rasch wie möglich zogen sie den Leiterwagen unter das nächste Vordach. Der Regenschauer ging vorüber. Nur von ihrem Leiterwagen tropfte es verdächtig.

"Was machen wir nur? Die Bilder sind ruiniert!" jammerte Eduard. Arno blickte betreten auf seine nassen Schuhe. Das kam von ihrer verdammt Neugier.

Nur Hardy liess sich nicht bedrücken. "Gehen wir zu meiner Hütte. Dort können wir sehen, was sich machen lässt. Auf alle Fälle müssen wir die nassen Stellen so rasch als möglich trocknen."

Dies leuchtete ein, und schnell rannten sie mit dem Leiterwagen zu Hardys Hütte. Sie war ebenso ungepflegt wie ihr stolzer Besitzer. An vielen Stellen war sie renovationsbedürftig, und vor dem Eingang stapelten sich wurmstichige Schränke, Stuhlteile und alte Pneu's in rauen Mengen. In einem Holzschuppen daneben lag eine Werkstatt; das Zentrum von Hardys schwungvollem Antiquitätenhandel.

Hardy trug die Bilder in seinen Schuppen. "Schauen wir nach, was wir haben." Er riss das feuchte Packpapier wieder von den Bildern. Eduard wagte zuerst nicht hinzublicken, aber dann nahm er seinen Mut zusammen. Immer der Realität ins Gesicht blicken, und sei das Gesicht noch so grimmig, hatte ein früherer Arbeitskollege behauptet. Dabei hatte der Kollege nicht an verschmierte Bilder, sondern an seinen Chef gedacht.

Eduard blickte von der Seite auf die Bilder. Es sah schlimm aus: Die Sennerin war in Tränen aufgelöst, und die Abendsonne hatte ihre wärmenden Farben über alle Felsen ausgebreitet. Und erst das Bild mit den Kühen: der denkende Senn war zu einem verwischten Fleck zerronnen; er war sozusagen im Nichts aufgegangen. Manche Kühe waren vor Schreck erblasst, und an einigen Stellen sah man das weisse Papier durchschimmern.

"Viel weniger schlimm, als ich befürchtet habe", war Hardys fachmännische Überzeugung. "Die Bilder lassen sich ohne grosse Probleme ausbessern. Zuerst müssen wir sie jedoch trocken bringen. Arno, bring mir den Haartrockner. Er liegt in der Küche, direkt neben dem

Hirschgeweih. Kopf hoch, Edi. Einige Pinselstriche und die Bilder sind wieder wie neu. Einige kleine Ausbesserungen und morgen wird keiner was merken."

Eduard war skeptisch, aber was blieb anderes übrig? Zudem waren schon viele Kunstwerke restauriert worden, nach einem Brand oder einer Überschwemmung. Oft sahen sie hinterher sogar schöner aus als vorher. Er fasste wieder neuen Mut. "Ich kann mich erinnern, dass man das Abendmahl von Leonardo da Vinci restauriert hat. Oder war es das Morgenessen von Michelangelo. Egal, das Gemälde sah danach wie neu aus."

Er nahm Arno den Haartrockner aus den Händen und begann das Bild mit dem Alpenglühen mit solcher Zuversicht zu trocknen, dass sich einige der Felsen braun verfärbten. Hardy tupfte unterdessen mit einem weichen Tuch der Sennerin die Tränen vom Gesicht, und Arno stellte eifrig Pinsel und Farbtöpfe zusammen. "Wo ist die braune Farbe?" wollte er wissen.

"Keine Ahnung. Ich glaube, ich habe sie letzte Woche aufgebraucht. Wieso brauchen wir eigentlich braune Farbe?"

"Für die Kühe. Die meisten Kühe haben Farbe verloren."

"Dumm, dass wir keine braune Farbe haben, aber nehmen wir doch einfach braunen Stoff. Da hinten, bei der Hobelbank, liegt ein alter Lodenmantel. Den kannst du zerschneiden."

Arno machte sich sofort an die Arbeit. Sorgfältig schnitt er den Mantelstoff aus und klebte ihn auf die Kühe. Sah echt gut aus. Wie ein richtiges Fell. Da auch das Schaf der Sennerin gelitten hatte, wurde der gleiche Vorgang wiederholt, diesmal mit Watte.

Eduard hatte sich unterdessen des Alpenglühens angenommen. Eifrig schabte er da Farbe weg und fügte dort neues Rot und Gelb dazu. Nicht schlecht. Vielleicht war es besser, den Felsen am linken Bildrand überhaupt neu zu gestalten. Um die Symmetrie zu wahren, wurde auch der rechte Bildrand korrigiert. Zum Schluss war er mit seiner Restauration mehr als zufrieden. Das Bild besass mehr Farbe, und das Verhältnis zwischen dunklen Felsen und heller Sonne war dynamischer geworden. Dass einige der Felsen zu schmelzen schienen, war allerdings nicht mehr zu ändern.

Nun wandte sich Eduard der Sennerin zu. Das Gesicht musste neu gemalt werden. Sorgfältig malte er mit einem feinen Pinsel Augen, Nase und Mund. Er war mit dem ersten Versuch nicht zufrieden. Die Augen lagen zu eng beieinander, die Nase war zu grob. Zudem grinste die Sennerin dämlich. Also ein erneuter Versuch. Auch diesmal liess sich das dämliche Grinsen nicht vertreiben. Ein dritter Versuch brachte kein besseres Ergebnis. Eduard war ratlos.

Hardy kam hinzu. "Das Gesicht ist immer am schwierigsten. Wenn dieses unverschämte Weib einen Schleier tragen würde, wäre die Sache viel einfacher."

Eduard blickte erstaunt auf. "Ein Schleier? Wieso nicht? Eigentlich keine schlechte Lösung. Überhaupt: ein Schleier wirkt immer vornehm. Hardy, schneide mir ein Stück von diesem Vorhang ab."

So wurde die Sennerin zur Dame mit Schleier, und da auch das Gesicht des Schafes gelitten hatte, wurde auch dem Schaf ein Gesichtsschleier übergeklebt.

Als letztes blieb das Problem des verschmierten Denkers zu erledigen. Der war nicht mehr zu retten. Darin waren sich alle drei einig. Was tun? Auch hier etwas darüber kleben? Eine gute Idee, aber was würde dem Herrn aus Zürich gefallen? Sie diskutierten hin und her. "Vielleicht sollte man etwas Patriotisches nehmen?" schlug Arno vor. "Dagegen kann niemand etwas sagen." Der Vorschlag gefiel, und so kramte Hardy in einer Schublade, bis er mit einer alten Postkarte des Fontana-Denkmal in Chur zurückkam. Ein patriotisches Schlachten-Denkmal war genau was sie brauchten. Arno schnitt das Denkmal aus und klebte es auf das Bild. Vorzüglich. Es gab dem Gemälde einen heroischen Anstrich.

Mit der Restauration der drei Bilder fertig geworden, waren sich die drei Freunde einig: ein geglücktes Werk.

"Die Bilder haben an Kraft gewonnen. Das Alpenglügen weist nun eine bisher ungeahnte Tiefe und verschmelzende Symbolkraft auf", brüstete sich Eduard.

"Sieht richtig echt aus", entzückte sich Arno, und er strich einen der Kühe sanft über das Fell.

"Bild ist Bild", war Hardys lakonischer Kommentar. "Auf jeden Fall ein Grund zum Feiern. Gehen wir ins Alpina. Malen macht durstig. Es ist jetzt zu spät, die Bilder noch heute ins Museum zu bringen." Arno und Eduard mussten ihm beipflichten, und gemeinsam verliessen sie die Werkstatt, in Richtung Wirtshaus.

Am nächsten Morgen fuhr Eduard mit seinem alten Wagen bei Hardy vor. Er hupte. Nach geraumer Weile streckte Hardy schlaftrunken den Kopf aus einem Fenster. "Was soll das Geheue zu dieser frühen Stunde? Es ist Samstagmorgen, da schlafe ich mich aus."

"Steig schon aus dem Bett. Wir müssen die Bilder rechtzeitig ins Tal bringen, sonst gibt es Ärger. Wo ist eigentlich Arno? Ah, da kommt er. Hol rasch die Bilder aus der Werkstatt und stelle sie hinten in den Kofferraum, aber vorsichtig!"

Arno gehorchte schweigend. Zur Sicherheit wickelte er sie rasch in Zeitungspapier. Sicher ist sicher.

Bald kam auch Hardy aus seiner Hütte spaziert, für einmal in sauberen Hosen. Sein schwarzer Bart war sorgfältig gekämmt, und zur Feier des Tages hatte er sich einen schwarzen Schuhbündel um den Kragen gebunden. Seine letzte Krawatte hatte er leider letzte Woche zerschnitten, um ein Leck in einer Wasserleitung abzudichten.

"Gibt es an dieser Vernissage was zu futtern?" wollte er wissen. "Ich hatte keine Zeit für ein richtiges Frühstück."

"Keine Zeit? Es ist jetzt schon bald neun Uhr. Höchste Zeit aufzubrechen. Hier ein Stück Brot. Ich habe keine Lust zu sehen, wie du uns mit deiner Gier blamierst. Für den Kunstgenuss sind die Bilder das Wichtigste, nicht die Erdnüsse. Wichtig ist die gepflegte Diskussion über Kunst und Stilrichtungen, wie etwa den Expressionismus."

"Einen Espresso könnte ich jetzt gut vertragen. Bilder machen mich immer hungrig, besonders jene, die Äpfel, Birnen oder Trauben darstellen." Unlustig kaute Hardy an seinem Stück Brot.

"Die Bilder mit den Äpfel nennt man Stilleben", belehrte ihn Eduard.

"Ganz richtig, weil jeder Apfel einen Stiel hat", warf Hardy dazwischen.

Arno hörte aufmerksam zu. Erstaunlich, dass man Bilder mit Äpfel Stilleben nannte. Das musste er sich merken. Überhaupt war es erstaunlich, dass sich jemand die Mühe nehmen sollte, Äpfel zu malen, als ob Äpfel etwas Besonderes seien. Man brauchte doch nur in jeden Dorfladen zu gehen, und die Äpfel lagen dort gleich haufenweise.

Eduard gab Gas, und der alte Wagen setzte sich ruckartig in Bewegung. Sie fuhren an der Kirche vorbei und nahmen die Strasse in Richtung Tal. Schon nach kurzer Zeit waren sie angelangt, und Eduard parkierte den Wagen direkt hinter dem Ortsmuseum. Er stieg aus und stieg die Eingangstreppe des Ortsmuseums empor. Hinter ihm schleppten Arno und Hardy die Bilder heran. Die Türe des Museums war geschlossen. Sie klopfen, und nach geraumer Zeit öffnete ihnen ein junger Mann mit kurzen Haaren. "Es tut mir leid, aber die Ausstellung ist erst ab zehn Uhr offen. Aha, Ihr bringt die Bilder von Herrn Basler. An der Zeit. Ich machte mir schon Sorgen. Kommt herein."

Er führte sie in einen Ausstellungsraum im Keller des Museums, in dem schon die übrigen Bilder hingen. Es waren ausnahmslos langweilige Aquarelle mit lokalen Sujets; Bilder, wie man sie gerne in Amtsstuben wiederfindet.

"Sehen wir uns an, was uns Herr Basler ausgelesen hat. Sehr freundlich von ihm sich spontan an unserer kleinen Ausstellung zu beteiligen. Ein wirklich talentierter Freizeitkünstler."

Er liess die drei Bilder auspacken und starrte ungläubig auf die Sennerin mit Schleier und die Lodenkühe. Er schluckte leer, als er das alptraumhafte Alpenglügen erblickte. "Ich muss schon sagen, ich habe mir die Landschaftsbilder von Herrn Basler anders vorgestellt." Er rang mühsam nach Worten. "Irgendwie konventioneller, mehr in unseren Rahmen passend. Sie wissen was ich meine?"

Eduard fand, dass er eine kleine Erklärung schuldig war. "Es ergaben sich im letzten Augenblick einige technische Änderungen, einige geringe Verbesserungen. Sie kennen ja die Welt der Kunst."

Der junge Organisator der Ausstellung seufzte. "Über Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten. Jedenfalls kommen diese Bilder hier hinten besser zur Geltung." Er platzierte rasch andere Gemälde an den Ehrenplatz neben der Eingangstüre und liess die drei Alpträume des Herrn Basler ganz hinten aufhängen. Danach halfen ihm Eduard und Arno beim Auftischen von Wein, Salznüssen und kleinen Käsebroten. Eduard konnte Hardy nur mit Mühe daran hindern, sich jetzt schon vollzustopfen.

"Alles bereit. Eine hübsche Ausstellung, mit Ausnahmen." Dabei blickte der junge Organisator rasch in die hintere Ecke des Kellers, wo sich ein unheimliches Glügen breit machte.

Es war zehn Uhr, und die Vernissage konnte beginnen. Kaum war die Türe geöffnet, stürzten sich die ersten Besucher in den Ausstellungskeller: die Maler mit ihren Freunden. Man begrüßte sich gegenseitig, und Arno drückte jedem Besucher einen Becher Wein in die Hand. Mit gemessener Miene und leisem Flüstern besichtigten die Maler ihre eigenen Bilder, während Hardy sich rasch mit Käsebroten versorgte. Ein ungetrübter Kunstgenuss, diese Vernissage, war seine Meinung, und er raffte schnell noch eine Handvoll Salznüsse zusammen.

Eduard schloss sich einem kleinen Mann in blauem Rollkragenpullover an, der unverwandt das Aquarell einer werbeprächtig gemalten Holzkapelle anstarrte. "Ausgezeichnete Strichführung, wunderschöne Komposition", erläuterte Eduard mit fachmännischer Miene. "Nur in Lourdes sah ich ähnliches." Der Mann nahm das Kompliment unbewegt zur Kenntnis. Es war nicht sein Bild. Aber dem Maler der Kapelle, einem älteren, schlanken Pfarrer, war das Kompliment nicht entgangen. Er eilte hinzu. "Sie übertreiben. Es ist nur eine einfache Skizze. Meine eigentliche Spezialität sind Bauernhäuser." Er schleppte Eduard zur Zeichnung eines Bauernhofes mit Lawinenschutz. Danach schlenderten sie zusammen von Bild zu Bild, und zu jedem Bild fanden sie einige gemessene Lobesworte. Zum Schluss gelangten sie auch zur Sennerin mit Schleier und den Lodenstoffkühen neben dem Schlachtdenkmal.

"Seltsame Bilder, irgendwie anders als die anderen", bemerkte der Pfarrer ratlos.

"Ein ganz neuer Stil, sogenannter restaurativer Landschaftsstil", erklärte ihm Eduard nonchalant. "Ich kenne den Künstler persönlich. Ich war dabei, als diese Bilder restauriert wurden."

"Wirklich ungewöhnliche Bilder, besonders das mit den rotgelben Streifen und schmelzenden Felsen. Erinnert an einen atomaren Krieg", fand der Pfarrer schauernd.

Andere Besucher schlossen sich ihnen an. Einige fanden die Farbenwahl übertrieben, und andere kritisierten die Komposition, aber man war sich einig: ungewöhnliche Bilder, die aus dem Rahmen fielen. Damit war die Diskussion abgeschlossen, und die Besucher beruhigten ihre schockierten Augennerven mit einem Blick auf blasse Landschaftsskizzen.

Der Ausstellungskeller füllte sich immer mehr. Arno war voll damit beschäftigt, jedem ankommenden Besucher und Hardy Wein einzuschenken. Ein neudeutscher Geschäftsherr drückte sich kraftvoll durch die Menge. Er ergatterte sich einen Becher Wein, schnappte sich eine Handvoll Erdnüsse und begann mit überlegener Miene die Ausstellung zu durchstreifen. Alles hundsgewöhnliche Dutzendware von braven Hobbymalern, war sein rasches Urteil.

Jedoch, was war da hinten, dieses unheimlich glühende Gemälde im Hintergrund? Er trat näher und staunte. Ein, nein sogar drei echte Naive, und dies in einer biederen Lokal-ausstellung.

Ehrfurchtsvoll fragte er Eduard, ob der Maler dieser Bilder auch anwesend sei. Eduard zögerte kurz und wies dann auf Hardy. "Der Kerl dort vorne. Der mit dem schwarzen Bart und den zwei Weinbechern, das ist der Künstler. Aber Sie wissen ja wie Künstler sind: empfindlich und scheu. Wenn Sie ihn fragen, wird er alles ableugnen."

Ein echter Natürlicher, dieser Maler mit dem wilden Bart, dachte sich der deutsche Geschäftsmann. Er drängte sich zu Hardy durch. "Wie ich gehört habe, sind Sie der Schöpfer dieser vortrefflichen Bilder dort hinten."

"Nein, ich bin unschuldig. Der Edi ist an allem schuld", schrie Hardy erschrocken.

Der Deutsche lachte. "Ich weiss. Wie auch immer: Ich will Ihnen die Bilder abkaufen. Wären fünfhundert Franken in Ordnung?"

Hardy guckte ihn verblüfft an. "Fünfhundert Franken für diese Bilder?" flüsterte er erstaunt.

"Natürlich nicht. Fünfhundert Franken für jedes der drei Bilder. Total also tausend-fünfhundert Franken", entgegnete der Geschäftsmann lachend. Spottbillig für drei echte Naive von einem unentdeckten Natürlichen.

Hardy traute seinen Ohren nicht. Hilflos winkte er Eduard heran. "Also, tausend-siebenhundert Franken", bot der Deutsche, und er war bereit, noch höher zu bieten, wenn es sein musste. "Abgemacht, nicht wahr Hardy!" warf sich Eduard dazwischen, und Hardy nickte stumm.

Der deutsche Geschäftsherr blätterte ihnen rasch siebzehn Hundertfrankenscheine in die Hand, befahl dem staunenden Organisator, ihm seine Bilder später an seine Adresse zu schicken und verschwand. Ein ausgezeichnetes Geschäft, so völlig unerwartet. Eine echte Entdeckung. Drei Naive für den Gegenwert einer Spesenrechnung. Seine Freunde in Frankfurt würden sich vor Neid krümmen.

Der junge Organisator der Ausstellung war beeindruckt. Irgendwie hatte er diese drei Bilder fehl eingeschätzt. Jetzt, da er sie sich sorgfältiger ansah, fiel ihm die hintergründige Schönheit der Bilder deutlich ins Auge. Naiv, aber gerade deshalb von einer tiefen Symbolik durchdrungen, und wie die natürlichen Stoffe eingearbeitet waren, direkt meisterhaft. Auf alle Fälle würde es sich lohnen, engeren Kontakt mit Herrn Basler aufzunehmen. Er besass sicher noch mehr Bilder dieser Art. Da kam er ja gerade. Nur zu dumm, dass ihn jetzt dieser Pfarrer, ein unbedeutender Bauernhausmaler, in Beschlag nahm.

Auch Arno hatte Herrn Basler erspäht. Er erblasste und eilte nach hinten. "Edi, der Basler ist angekommen. Was machen wir bloss?"

"Nur keine Panik. Er wird ganz zufrieden sein, wenn wir ihm das Geld zeigen."

Herr Basler, in rotem Künstlerpullover und passenden lila Hosen gekleidet, sah sich selbstbewusst um. Er stutzte. Wo waren seine Bilder? Offensichtlich nicht am Ehrenplatz, ärgerlich. Dabei hatte man es ihm fest versprochen. Ah, da war der Herr Keller. "Wo sind meine Gemälde? Da hinten!" Er trat näher und war entsetzt. Es durfte nicht wahr sein. "Jemand hat meine Bilder verpfuscht, grässlich, Herr Keller, was ist mit meinen Bildern passiert?"

"Nur einige wenige technische Verbesserungen. Ich habe mir die Freiheit genommen..."

Herr Basler unterbrach ihn grob. "Was haben Sie sich erlaubt? Ich mache Sie persönlich für alles verantwortlich. Skandalös. "Er ereiferte sich immer heftiger." Sie werden den Schaden aus Ihrer Tasche berappen. Ich will Schadenersatz, mindestens fünfhundert Franken, schon das Material, die Arbeit, oder es gibt ein gerichtliches Nachspiel." Er setzte sich atemlos auf einen Stuhl.

"Wenn Sie unbedingt darauf beharren", keifte Eduard beleidigt. Da verhalf man einem talentlosen Sonntagmaler zum Geschäft seines Lebens und wird zum Dank mit dem Gericht

bedroht. "Hier haben Sie Ihr jämmerliches Geld", und er warf ihm fünf Hundertfrankenscheine zu. Herr Basler griff verblüfft nach den Geldnoten und stopfte sie grimmig in seine Taschen.

Unterdessen hatte sich der junge Aussteller endlich zu Herrn Basler durchgekämpft. "Ausserordentlich, Ihre Bilder. Wir müssen einmal ausführlich darüber diskutieren."

"Schweigen Sie, Sie Trottel!" schrie Herr Basler beleidigt und rannte schnurstracks aus dem Ausstellungskeller.

"Künstler sind so empfindsam. Herr Basler war von seinem Erfolg völlig überwältigt", erklärte Eduard dem verdutzten Organisator. Dann verliess er zusammen mit Arno die erfolgreiche Ausstellung. Hinter ihnen kam Hardy, seine Taschen voller Salznüsse. Eine ausgezeichnete Vernissage, glückste er zufrieden und leerte seinen letzten Becher mit einem Schluck.

Der Städteflug – drei Bergsenioren in London

Der unerwartete Gewinn aus der Vernissage brachte unseren drei Helden ein schwieriges Problem: Was tun mit dem gewonnenen Geld? Wie jeder gute Schweizer mit seinem ersten Taschengeld erfährt, ist Geld zu heilig, um es unüberlegt auszugeben. Geld muss möglichst gewinnbringend investiert werden, und so schlug Arno vor, mit ihrem Gewinn eine Reise zu unternehmen.

"Wir können ins Unterland fahren, zum Beispiel ins Heidiland, und uns einen schönen Tag leisten."

Hardy war sofort Feuer und Flamme. Eine Sauf tour ins Unterland wäre enorm, gerade jetzt, während der Sauszeit. Aber warum nicht weiter reisen? Zum Beispiel nach Zürich. Dort könnten sie die vielgerühmte Zürcher Drogenszene besichtigen oder an der Bahnhofstrasse den Geldwäschern zusehen.

Eduard hatte Grösseres im Sinn. "Ach was Zürich! Wer interessiert sich schon für dieses Provinznest? Nein, wir unternehmen besser eine richtige Reise, zum Beispiel nach London. In der heutigen Zeitung ist ein sehr günstiger Städteflug nach London inseriert."

Der Vorschlag wurde von Hardy begeistert aufgenommen. "Auf nach London. Ich bin schon lange nicht mehr dort gewesen, sicher seit bald zwanzig Jahren. Damals habe ich im Hafen ausgeholfen, während eines Dockerstreiks. Jeden Morgen haben wir uns mit den englischen Streikposten geprügelt, um an unseren Arbeitsplatz zu kommen. Als es mir zu bunt wurde, habe ich mitgestreikt. Dafür erhielt ich manch Gratisbier. Eine schöne Zeit. Leider ging der Streik bald zu Ende." Eine Fahrt nach London war eine glänzende Idee, und er freute sich darauf, abends in einem Hafepub um die letzte Bestellung zu kämpfen.

Auch Arno war mit einer Reise nach London einverstanden. Im Fernsehen sah er ständig Persönlichkeiten aus aller Welt, die in London einer biedereren Hausfrau in blauem Hut die Hand küssten.

Damit erhielt Eduard grünes Licht, beim Reisebüro Imholz drei Städteflüge nach London zu buchen.

Als der Reisetag heranrückte, waren alle drei entsprechend auf-geregt. Eduard half Hardy beim Einpacken und sah zu, dass er weder saubere Socken noch Identitätskarte vergass.

Das Postauto brachte sie ins Tal, und mit der Bahn fuhren sie zum Flughafen Zürich-Kloten, wo sie ihr Gepäck aufgaben und von einem geschmeidigen, jungen Reiseleiter in Empfang genommen wurden. Effizient und pünktlich wurden sie mit den übrigen Mitreisenden ins bereitstehende Flugzeug verfrachtet. Der kurze Flug nach London verlief planmässig ereignislos, sieht man davon ab, dass es Hardy Mühe bereitete, ein zähes Hühnerbein mit Salatblatt, eine Flasche Mineralwasser samt Becher, Plastikmesser, Plastikgabel, Fruchtsalat und Kaffee auf knapp dreissig Quadratzentimetern zu jonglieren. Eduard entschuldigte sich bei Hardys Mitpassagieren für das herumfliegende Hühnerbein.

Im Flughafen Gatwick wurden sie von ihrem Reiseleiter ohne Umstände durch Zoll, Gepäckempfang und endlose Gänge zu ihren zwei Bussen gelotst; eine Schar braver Schweizer Touristen, die nicht daran dachten, schon auf dem Flughafen auf Abwege zu geraten. Auf der Autobahn ging es nach Norden, in Richtung London, vorerst an weiten Wiesen vorbei, wo weisse Schafe friedlich zu saftigen Lammkoteletts heranwachsen. Bald erreichten sie die Ausläufer jeder modernen Metropole: meilenweit Einfamilienhäuser mit gepflegten Hecken und kleinen Gärten; ein Häusermeer sorgsam bewachter Individualburgen, wo sich der Mittelstand vom beruflichen Konkurrenzkampf erholte und die Armen vergass.

Nach und nach wurden die Häuserreihen dichter, das Grün der Hecken schäbiger und der Verkehr chaotischer. Während ihr Reiseleiter seine Fahrgäste mit Hinweisen auf englische Trinkgeldsitten und Tipps gegen Taschendiebe belästigte, fuhren sie an hässlichen Wohnsilos

vorbei, die den schwarzen Briten angeboten wurden, um sie von den wohlhabenden Vororten fern zu halten. An einer Kreuzung warf ein Betrunkener eine leere Bierdose gegen den Bus. Er traf einen älteren Radfahrer, der vor Schreck in einen Haufen Pappkartons fuhr. Die Schweizer in ihrem fahrenden Goldfischglas lachten schadenfroh.

Es rächte sich, denn sie wurden in einen unübersehbaren Verkehrsstau eingefangen. Im Schrittempo ging es weiter ins Herz einer Grossmetropole, die alle Kräfte einer Nation aufzog und den Norden des Landes industriell veröden liess. Es wurde Abend, ohne dass sich das Verkehrsgewühl auflöste. Kommt davon, dass alle Fahrzeuge auf der falschen Seite fahren, dachte sich Arno. Einige Schweizer schimpften ungehemmt. Da zahle man sein teures Geld für eine gute Reiseorganisation, und was habe man davon? Einen Verkehrssalat. Der Reiseleiter versuchte es mit einigen munteren Sprüchen. Niemand hörte ihm zu. Alle starteten beim Vorbeierollen hungrig in indische Tandooris, chinesische Take-Aways oder englische Pizzerias. Mehr als nur einen Augenschein der kulinarischen Genüsse konnten die hungrigen Wohlstandsbürger nicht erhaschen. Allein Hardy knabberte stillvergnügt an einem Hühnerbein, das er vorsorglich einer Stewardess abgebetelt hatte.

Alle atmeten auf, als sie endlich die Themse überquerten und das Hotelviertel in South Kensington erreichten. Arno bewunderte die grossbürgerlichen Häuser mit ihren eindrucksvollen Säuleneingängen. Das aufstrebende Grossbürgertum des britischen Imperiums hatte sie errichtet, um sich in weiten, lichten Räumen breit zu machen, während die Dienerschaft unten, in feuchten Kellergeschossen einquartiert wurde. Später zog sich das Bürgertum in die ruhigeren Vororte Londons zurück, und die Häuser wurden dem Zerfall preisgegeben oder Einwanderern aus Jamaika oder Pakistan untervermietet. Nach dem Regierungsantritt der eisernen Lady, Margaret Thatcher, hatten Spekulanten das Blatt wieder gewendet und die Häuser gleich strassenweise renoviert, um sie als moderne Appartements neureichen Araber oder Londoner Finanzmakler zu verkaufen, sofern sie nicht schon früher in Hotels umgewandelt worden waren. Von der Zeit des britischen Weltreichs blieben nur die prächtigen Fassaden und die schlecht gelüfteten Kellerwohnungen.

Unsere drei Freunde wurden, zusammen mit einer Handvoll anderer Schweizer, vor dem Hotel Eden abgesetzt. Ein höflicher Chinese führte sie zu ihren Zimmern. Alle waren von der langwierigen Busreise zu ausgelaugt, um sich noch in Abenteuer zu stürzen. So trafen sich alle Schweizer in der Hotelbar, wo schwerfälliges Schweizerdeutsch rasch alle englischen Sprachfetzen vertrieb. Ein routinierter Londonfahrer drängte seine Ratschläge auf. "Der Tower, ein Muss; Madame Tussaud, ja nicht versäumen; National Gallery, nur wer für Bilder etwas übrig hat." Er war ein pflichtbewusster Weltenbummler, der alle Sehenswürdigkeiten systematisch abhakte, um ja nichts zu versäumen. Hardy fragte ihn schelmisch, ob er schon das Swiss Cottage gesehen habe. Der Mann schwieg schuldbewusst und blätterte verzweifelt in seinen Reiseinstruktionen.

Um weiteren Ratschlägen zu entgehen, gingen unsere drei Helden in ihr Hotelzimmer zurück. Im Fernsehen sahen sie sich eine englische Komödie an, in der drei Yorkshire-Typen vergeblich versuchten, eine Leiche zu verbergen.

Obwohl das Natural History Museum direkt vor ihrer Hoteltüre stand, beharrte Eduard am nächsten Morgen darauf, zuerst das Britische Museum zu besichtigen. Nach einem ausgiebigen englischen Frühstück lag sein Appetit mehr auf ägyptischen Mumien als auf Dinosaurierknochen. Als Hardy erfuhr, dass sich das Vergnügungsviertel Soho ganz in der Nähe des Britischen Museums befand, war auch für ihn die Entscheidung gefallen.

So stiegen sie tapfer in den Londoner Untergrund, um nach kurzer Fahrt mit der U-Bahn an einem völlig fremden Ort aufzutauchen. Eduard nahm den Stadtplan zur Hand, was seine Verwirrung nur erhöhte. Es schien, dass sie an der falschen Station ausgestiegen waren. Der Vorschlag, einfach gerade aus zu gehen, half wenig. Nach wenigen Schritten blickten sie sich erstaunt um: rund um sie herum Chinesen und nur Chinesen. In den Läden wurden in unver-

ständlichen Schriftzeichen unverständliche Waren angepriesen. Hardy bekam das Gefühl, nach Hongkong geraten zu sein. Der blonde Engländer dort konnte ihnen sicher weiterhelfen. Er erwies sich als deutscher Tourist, der sich gleichfalls verirrt hatte. Zum Glück half ihnen eine freundliche Chinesin. Sie nahm Eduard den Stadtplan aus der Hand und erklärte ihnen mit vielen Handzeichen geduldig den Weg.

Am Palace Theater und der Riesenbuchhandlung Foyles vorbei gelangten sie zur Oxford Street, wo sie einer lautstarken amerikanischen Reisegruppe zum Britischen Museum folgten.

Das mächtige Museum imponierte Eduard und Arno gewaltig. Es war eine echte Schatzhöhle Ali Babas, nur dass hier die vierundvierzig Räuber gesiegt hatten. Aus aller Welt waren Kunstschatze geraubt worden, um sie hier in überwältigender Fülle auszubreiten; ein riesiger Schüttelbecher der Kunstgeschichte, in dem assyrische, griechische, ägyptische und römische Skulpturen durcheinander gewürfelt waren. Hardy hatte schon nach der fünfzehnten griechischen Amphore genug gesehen. Als sie zum assyrischen Löwenfries gelangten, legte er sich flach auf eine Bank. Eduard und Arno liessen ihn allein, um geschäftig von Saal zu Saal, von Vitrine zu Vitrine zu eilen. Halt, fast hätten sie die ägyptischen Mumien verpasst. Sie rannten eilig ins Obergeschoss, wo sich die Lebenden um die eingehüllten Toten drängten. Noch rasch ein Blick auf die Schätze von Ur, dann hatte selbst Eduard genug. Sie stiegen wieder zum Löwenfries hinunter, wo Hardy mit zwei Frauen im Schador schäkerte.

Am Riesenkopf Ramses II und dem Museums-Shop vorbei verliessen sie die britische Schatzhöhle. Wie wäre es mit einem Gang durch Soho, schlug Hardy vor. Da gibts mehr zu sehen als nur Knochen und Mumien. Gesagt, getan. Nur schlugen sie die falsche Richtung ein und landeten in der Tottenham Court Road; einer Strasse der technischen Revolution, in der sich ein Elektronikgeschäft neben dem anderen reihte. Scharenweise wanderten junge Männer von Geschäft zu Geschäft, ein Glitzern in den Augen, von den ungeheuren Möglichkeiten der Computertechnologie überwältigt. Es herrschte eine Stimmung wie am Weihnachtsschlussverkauf, und man konnte förmlich miterleben, wie der technische Fortschritt von Stunde zu Stunde in mehr Wohnstuben Einzug hielt. Massenweise wurden neu erworbene Lautboxen und Home-Computer heimwärts geschleppt. Allzu oft wurde die teure Anschaffung später, nach verzweifelm Kampf mit einer störrischen Software, in die Ecke gestellt oder den Kindern überlassen. Viele Kunden versuchten, sich einen professionellen Anstrich zu geben und durchlöcherten die Verkäufer mit komplexen technischen Fragen. Diese waren kaum zu mehr fähig, als auf die stapelweise herumliegenden Prospekte zu weisen.

Eduard wurde vom technischen Zauberrummel sofort angesteckt. Er liess sich nur mit Mühe davon abbringen, kiloweise bunte Prospekte einzusammeln. Um ihn zu beruhigen, zogen ihn Arno und Hardy in eine stille Seitengasse. Dort sahen sie, wie zwei kahlgeschorene junge Kerle einen älteren Herr an die Wand drängten. Sie schubsten ihn drohend hin und her. Der ältere Herr fiel zu Boden. Sofort rannte Hardy auf die Kerle los. Die jungen Kahlköpfe drehten sich um, kampfbereit. Sie hatten nicht mit Hardys raschen Fusstritten gerechnet. Er stiess dort zu, wo Männer am empfindlichsten sind. Beide Kahlköpfe heulten auf, und als auch noch Arno in den Kampf eingriff, rannten sie weg.

Eduard half dem Opfer, einem zierlichen, älteren Herr mit schulterlangen weissen Haaren, auf die Beine. Er dankte ihnen herzlich, und als er erfuhr, dass sie aus der Schweiz kamen, kannte seine Begeisterung keine Grenzen. Er habe auch ein Nummernkonto in der Schweiz, erklärte er ihnen in fast fehlerfreiem Deutsch, und seine kleinen, schwarzen Augen leuchteten listig.

"Mein Ururgrossvater Albert stammt aus Deutschland", erzählte er. "Ich selbst wurde in einem Internat in Zuoz erzogen. Sie wissen, Zuoz im Engadin, nicht weit von Klosters, wo heute mein Neffe Charles eine Villa besitzt. Ja, die Schweiz kenne ich gut." Er zog eine

goldene Uhr aus seiner Manteltasche. "Schweizer Qualitätsprodukt. Sehr robust, unverwüstlich." Er warf die Uhr heftig auf den Boden und hob sie wieder auf. Sie war kaputt. "Vielleicht doch nicht so robust. Macht nichts. Zeit für einen kleinen Lunch. Kommt mit. Ich kenne einen Ort, wo noch eine anständige Lammkeule zubereitet wird. Übrigens, my name is George."

Er führte seine neuen Bekannten in die nächste Seitengasse. Bei einem silbergrauen Rolls-Royce blieb er stehen und bat sie, einzusteigen.

"Toller Wagen", pfiff Hardy anerkennend. "Kein schlechtes Auto, für britische Verhältnisse", musste George zugeben. "Nur beim Parkieren etwas mühsam. Bitte, steigt ein."

Arno setzte sich mit Eduard auf den weitläufigen Hintersitz, während Hardy vorne neben George Platz nahm. Fast geräuschlos fuhren sie durch die Strassen Londons, an Theatern vorbei, die sich ihrer neuesten amerikanischen Musicals rühmten. In rascher Fahrt umrundeten sie den Piccadilly Circus. "Eros ist momentan in Schottland, um sich von der Luftverschmutzung zu erholen", erklärte George, als sich Hardy vergebens nach der berühmten Statue umsah.

Unvermittelt zweigte George den Wagen nach links ab, wobei er beinahe mit einem der vielen schwarzen Taxis zusammenstieß. Nochmals ein riskantes Wendemanöver, und George liess den Rolls-Royce bei einem Parkverbot stehen. "Einzige Möglichkeit, in London rasch einen Parkplatz zu finden", war sein Kommentar.

George geleitete sie in eine ruhige Sackgasse, in der sich der exklusive Drohnen-Club befand. Ein livrierter Portier wies ihnen gelangweilt den Weg. Er führte sie in den Rauchsalon; einen weiten Raum, in dem dicke Orientteppiche die Schritte dämpften und schwere Vorhänge jede Sicht auf das moderne London versperrten. In einem offenen Kamin brannte ein kleines Feuer, und übermannshohe Standuhren warfen lange Schatten in den Raum.

Der Drohnen-Club war einer der letzten Rückzugsorte des britischen Empires, und Frauen war der Zutritt strengstens verboten. Hier konnte man ungestört von den glorreichen Tagen träumen, ohne von hellen Frauenstimmen an den Niedergang patriarchaler Sitten erinnert zu werden. An den Wänden hingen monumentale Schlachtenbilder, in denen sich heldenhafte Soldaten in roten Röcken auf wild schreiende Derwische stürzten. In einer blank geputzten Vitrine lag eine Trompete mit Schusslöchern ausgestellt, und in den Bücherregalen stapelten sich die Biographien tapferer britischer Offiziere, die den Schlachtenlärm in langfädige Beschreibungen übersetzt hatten. Jeder Sieg war in teures Schweinsleder gebunden worden, um in diesem Club allmählich zu verstauben. Da selbst das älteste Clubmitglied diese glorreichen Zeiten nur aus Erzählungen kannte, wurden die Trophäen und Erinnerungsstücke umso mehr in Ehren gehalten.

Jetzt, zur Mittagszeit, war der Rauchsalon nahezu leer. Einzig drei Greise dämmerten in weiten Ohrensesseln vor sich hin. "The Earl of Harewood, a cousin of Her Majesty", flüsterte einer der Greise seinem Nachbarn zu, als George mit unseren drei Freunden vorbei schlenderte.

Er wartete, bis sie sich genügend umgesehen hatten. Dann führte er sie über eine hölzerne Wendeltreppe in das Obergeschoss, wo sich ein Speisesaal befand. Es war ein langer Raum mit geschmückter Holzdecke; eine verkleinerte Version des Speisesaales des Lincoln College in Oxford. Wie in alten Tagen grupperten sich die Oxford-Veteranen gemeinsam um einen langen Holztisch. Einige der alten Herren schaufelten eifrig Bratkartoffeln und Blattspinat in sich hinein. Andere begossen ihre knusprig gebratene Lammkeule sattsam mit Pfefferminzsauce. Zwei hagere Diener sorgten aufmerksam für Nachschub.

Als sich George und seine Begleiter an den Tisch setzten, wurden ihnen sofort vollgefüllte Silberteller gereicht. Arno und Eduard wehrten die Pfefferminzsauce ab und machten sich hungrig über die Lammkeule her. Ihnen gegenüber schmatzten George und Hardy um die Wette. Sie flüsterten sich gegenseitig Witze zu und lachten, sehr zum Ärger der übrigen

Clubmitglieder, die nichts verstanden und sich deshalb umso griesgrämiger auf ihr Essen stürzten. Eine Frechheit, deutsch zu sprechen, aber der Earl von Harewood war einer der reichsten Clubmitglieder. So wagte niemand, sich offen zu beschweren.

Nach dem Lunch servierten die zwei Diener heiss dampfenden Kaffee in zerbrechlichen Porzellantassen. Als ein Neumitglied nach Tee schrie, zogen die Diener ihre Augenbrauen hoch. Tee galt im Drohnen-Club als ordinär und wurde nur mit Widerwillen serviert. Der Kaffee lockerte die Stimmung, und die Mitglieder schimpften zufrieden über die heutige Zeit, die alle Traditionen verkümmern liess. Als sie erfuhren, dass ihre drei Gäste aus der Schweiz kamen, frohlockten alle gemeinsam über ihre Schweizer Nummerkonti. Nur das älteste Clubmitglied fand es unseriös, sein Geld ausserhalb des Commonwealth anzulegen.

Nach dem Kaffee begaben sich die meisten Clubmitglieder wieder nach unten, in den Rauchsalon, um ausgiebig zu verdauen. George konnte sich damit nicht zufrieden geben, und er fuhr seine neuen Freunde in den Westen von London, nach Richmond. Auf dem noblen Richmond Hill besass er ein grossflächiges Appartement, von dem aus man einen prachtvollen Blick auf die ruhig fliessende Themse genoss. Daneben, auf dem bald letzten Bauernhof Londons, der Petersham Farm, weideten einige Kühe, von ganzen Schulklassen bewundert.

Auf der Themse herrschte ein reges Treiben. Scharenweise versuchten junge Paare in Ruderbooten die letzten Strahlen der Herbstsonne zu erhaschen. Am Ufer standen ernsthafte Männer und Frauen knietief im Wasser, ihre Angelrute in der Hand. George und seine Begleiter schlenderten gemütlich der Themse entlang und blickten den Anglern spöttisch über die Schultern.

"Ich glaube nicht, dass die hier viel fangen", überlegte sich Arno, und er spuckte ins braunschmutzige Wasser. George lachte. "Richtig. Ich lebe seit Jahren in der Nähe der Themse, aber einen Fisch habe ich nur ganz selten gesehen. Macht nichts. Hauptsache ist, das Fischen macht Spass." Eduard war skeptisch. Passiv warten, bis womöglich ein dummer Fisch anbiss? Nein, persönlich würde er lieber aktiv eine Fischzucht organisieren.

Hardy fütterte einen schwarzen Schwan mit Brotkrumen. Drei Männer in einem Boot ruderten vorbei. Arno winkte ihnen zu, und sie winkten zurück. Der weisse Terrier am Heck bellte noch einen Abschiedsgruss, und das Ruderboot verschwand hinter einer kleinen Insel. Erstaunt bemerkte Arno, dass das Themsewasser aufwärts floss. Er stufte Eduard, aber der nach vorne: dort rannte ein rothaariger Mann verzweifelt am Ufer hin und her. Er hatte seinen neuen Wagen am Flussufer parkiert und nicht mit der Flut gerechnet. Nun stand sein Wagen bis zur Kühlerhaube im Wasser, und die Themse stieg weiter an. Schon wurden die ersten Stellen der Uferpromenade überflutet. Nur mit knapper Not gelangten sie trockenen Fusses zum nächsten Pub, dem White Cross. Dort bestellten sich alle vier ein Bier und warteten auf die Ebbe. Einige Morris-Dancer hüpften mit nassen Schuhen in den Pub. Der Vortänzer hieb Hardy eine Schweinsblase um die Ohren. Hardy stand auf und tanzte mit den Engländern um die Wette.

Trinken und Tanzen, damit verging die Zeit im Flug. Ehe sie sich versahen schrie der Wirt: "Your last orders". Alle drängten sich wie besessen nochmals um die Theke. Leider ging auch dieser Höhepunkt des Publebens nur zu rasch vorbei, und die Gäste schleppten sich schweren Herzens aus dem White-Cross. George hatte jedoch vorgesorgt. In seinem Appartement ging das feuchtfröhliche Treiben weiter. Die Morris-Dancer schlossen sich ihnen an, und es wurde bis weit in die Nacht demonstriert, wie man auch mit voller Blase und schwerem Kopf umherhüpfen kann. Dass sich ein Nachbar lauthals beschwerte, erhöhte die allgemeine Heiterkeit.

Die Morris-Dancer verzogen sich bald danach. Arno und Eduard legten sich auf einem Sofa schlafen. Nur George und Hardy waren nicht unterzukriegen und zechten weiter, um erst gegen Morgen kurz einzunicken.

Es liess sich nicht vermeiden, dass alle vier mit einem tüchtigen Kater erwachten. Ein herzhaftes Frühstück vertrieb zwar jeden Hunger, nicht aber das bodenlose Gefühl, ein Weiterleben sei sinnlos.

George war um einen guten Ratschlag nicht verlegen. "Nichts vertreibt einen Kater rascher als ein spannendes Pferderennen. Ein vielfach erprobtes Hausmittel."

In einem schwarzen Taxi liessen sie sich zur Rennbahn Goodwood fahren, wo ein wettbegeistertes Publikum dem ersten Pferderennen entgegen fieberte. George gab Hardy den heissen Tip, auf Steel Kid zu setzen. Er rannte zu einem zahnlosen Mann mit dicker Geldtasche und tauschte eine Zehnpfundnote gegen einen schmierigen Wertschein.

Das erste Rennen erwies sich als Enttäuschung, denn Steel Kid - der heisse Favorit - verlor unerwartet. Auch das zweite Rennen verlief nicht ganz wunschgemäss, da alle Pferde stürzten und nur ein hinkender Jockey die Ziellinie erreichte. Erst beim dritten Rennen gelang es George und Hardy, ihre aufgelaufenen Wettverluste teilweise auszugleichen. Leider kam es plötzlich zu einem schweren Wolkenbruch. Da sich die Rennbahn rasch mit Wasser füllte, mussten alle weiteren Rennen verschoben werden. Die Pferdefreunde zogen sich enttäuscht in die Bar zurück, wo todsichere Wettsysteme ausgetauscht wurden. Als der Regen andauerte, sank die Stimmung rasch. Auch der Versuch, auf der überfluteten Rennbahn ein Wasserski-Rennen zu arrangieren, vermochte kein echtes Rennfieber zu entzünden.

George bekam Angst, sich zu langweilen. So schlug er vor, die verflixte Rennbahn zu verlassen und nach London zurückzukehren. Auf der Rückfahrt kam ihm eine glänzende Idee. "Wir könnten eigentlich meiner Cousine Elisabeth einen Besuch abstatten. Sie wird sich sicher freuen. Es ist so selten, dass sie ein lustiges Gesicht zu sehen bekommt." Er zwinkerte mit seinen kleinen, schwarzen Augen. "Es gibt nur eine winzige Schwierigkeit: Ihr Mann, Philip, hat mir ein strenges Hausverbot aufgebrummt, nur weil ich an einem langweiligen Empfang einen Sirtaki getanzt habe. Dass der Verteidigungsminister sich dabei die Hosen mit Sauce bekleckerte, war nicht meine Schuld. Wie auch immer, seither geniesse ich strenges Hausverbot."

"Wie können wir deine Cousine besuchen, wenn ihr Mann es nicht zulässt? wollte Arno wissen. Auch Eduard lag diese Frage auf der Zunge.

George überlegte angestrengt, ohne auf eine Lösung zu kommen. Hilfesuchend blickte er zu Hardy. Der lachte. "Nichts einfacher als das: Wir warten ab, bis dieser Philip zu Bett gegangen ist und schleichen uns ins Haus. Ein nächtlicher Überraschungsbesuch ist immer lustig."

"Sehr gute Idee", stimmte George zu. "Elisabeth und Philip schlafen in getrennten Zimmern, von daher gibt es kein Problem. Meine Cousine wird sich über den unerwarteten Besuch freuen. Aber was tun wir mit den Wachsoldaten?"

"Was für Wachsoldaten?" fragte Eduard erstaunt.

"Oh, grosse Kerle mit lächerlichen Bärenfellmützen, die Tag und Nacht vor dem Haus herumlungern. Alles nur, um mich zu ärgern, mich von meiner Lieblingscousine fern zu halten. Irgendwie müssen wir die Wache überlisten, sonst können wir den Überraschungsbesuch vergessen."

Sie dachten angestrengt nach, aber eine Lösung fand sich nicht. Ihr Taxi blieb in einem der täglichen Londoner Verkehrsstaus stecken. Am Strassenrand standen einige Bobbies, die belustigt dem Verkehrschaos zusahen.

Eduard kam eine Idee. "Verkleiden wir uns einfach als Polizisten, oder besser als Wachsoldaten. Vielleicht können wir uns so einschleichen."

George war vom Vorschlag begeistert. Dies gab der Sache den rechten Pfiff. Sich verkleiden war schon immer sein Lieblingssport gewesen. Welches Aufsehen hatte er erregt, als er in einer alten Ritterrüstung nachts durch Oxford geritten war. Und was für ein Spass,

während des chinesischen Neujahrs unter eine Drachenhaut zu schlüpfen. Eine exzellente Idee, sich als Wachsoldaten einzukleiden. Sollten sie wider Erwarten erwischt werden, wäre die Aufregung umso grösser.

Sofort fuhren sie zum nächsten Kostümverleih. Dort wurden alle vier in die Uniformen der Irish Guards gesteckt, und jedem wurde eine schwarze Bärenfellmütze über die Ohren gestülpt. Sie grinsten sich gegenseitig an. Sie sahen ausgesprochen lächerlich aus, wie alle Männer in zu weiten Uniformen.

Für den geplanten Besuch war es zu früh. So zogen sie die Uniformen wieder aus, packten sie in Kartonschachteln und warteten in einem Pub den richtigen Zeitpunkt für ihren Überraschungsbesuch ab.

Gegen zehn Uhr nachts zogen sie los, alle vier in ihren viel zu weiten Uniformröcken, ihre Fellmützen am Kinn angeschnürt. Zu Fuss marschierten sie zum Haus von Cousine Elisabeth, unter ehrfurchtsvollem Staunen einiger Passanten.

Sie vermieden alle hellen Plätze und bewegten sich auf einen Hintereingang zu, der nur von einem einzigen Wachsoldaten bewacht wurde. Was George als nettes, kleines Haus bezeichnete, war in Tat und Wahrheit mehr ein Palast, zumindest gewann Eduard im Dunklen diesen Eindruck. Sie übten noch rasch den Taktschritt, und dann schritten sie ohne Zögern an der Wache vorbei, die mit offenen Augen schlief.

Soweit keine Schwierigkeiten, aber wie weiter? Für George war dies kein Problem. Ihm war ein Geheimgang bekannt. Er führte sie zu einem tiefen, runden Ziehbrunnen, und ohne Zögern kletterte er in den Brunnen. Er winkte, ihm zu folgen und verschwand. Vorsichtig stiegen die übrigen über eine eiserne Leiter bis zum Brunnenschacht hinunter. Verblüfft sahen sie, wie sich vor ihnen ein langer Gang erstreckte. Gebückt rannten sie hinter George her. Bald erhöhte sich der Gang, und sie konnten aufrecht gehen. Es wurde stockdunkel und an eine Taschenlampe hatte niemand gedacht. Sie nahmen sich gegenseitig bei den Händen und liessen sich von George in der Finsternis herumführen. Bald hatte auch er jede Orientierung verloren. Nach geraumem Herumstolpern war ihnen klar, dass sie sich rettungslos verirrt hatten. Verwirrt setzten sie sich auf den Boden. Arno sah sich schon tagelang in der Dunkelheit umher irren und vor Entkräftung zusammenbrechen. Der Angstschweiss floss seinen Rücken hinunter. Er zog Mütze und Uniform aus. Die anderen taten es ihm gleich. Was nützt eine Verkleidung in vollkommener Dunkelheit?

Wütend warf Hardy seine Bärenfellmütze weg und stiess dabei mit der Hand gegen eine Eisentüre. Mit allen Kräften drückte er dagegen, und sie öffnete sie knarrend. Er sah in einen dunklen Weinkeller, der durch eine einzelne Glühbirne schwach erhellt wurde. Immerhin etwas. Sie würden nicht verdursten.

George jubelte. Er kannte den Weinkeller. In seiner Jugend hatte er sich hier oft eingesperrt, um sich heimlich voll zu saufen. Nun konnte er sich wieder orientieren. Bevor sie gingen, wählte er einen alten Wein aus. "Mit diesem Wein haben wir für meine Cousine ein passendes Geschenk."

Er führte sie über eine enge Steintreppe ins Obergeschoss, und durch eine Tapetentüre drangen sie ins Schlafzimmer von Cousine Elisabeth ein. Es war ein geräumiges Zimmer mit reichverzierter Decke, dunklen Ahnenbildern und breitem Himmelbett mit goldenem Nachttopf. Offensichtlich schlief Elisabeth schon, denn sie hörten nur ein gleichmässiges Schnaufen.

George nahm keine Rücksichten. Er schlich sich an ihr Bett und knipste die Nachttischlampe an. Seine Cousine, eine gepflegte alte Frau mit blauer Nachthaube, blinzelte erschrocken und wollte um Hilfe schreien. Rasch drückte ihr George den Mund zu. Als sie ihn erkannte, atmete sie auf. Er legte seine Hand weg, und sie fragte ihn verärgert, was der Unsinn solle. "I am not amused!" zischte sie ihn an. George liess sich nicht beirren und stellte ihr nonchalant seine drei neuen Freunde vor. Empört starrte Elisabeth auf die frechen Eindringlinge. Arno und Eduard traten verlegen in den Schatten zurück. Nur Hardy kannte

keine Hemmungen. Er trat an das Bett und drückte ihr kräftig die Hand. "Hello Liz, how nice!" lachte er und setzte sich neben ihr auf das Bett. Elisabeth lächelte sauersüss zurück. Es war nicht das erste Mal, dass Unbekannte sich nachts in ihr Schlafzimmer schlichen. Zwar eine ungeheure Frechheit, speziell von ihrem spleenigen Cousin. Aber sie wusste Haltung zu bewahren und sah ohne Widerrede zu, wie George einem Wandschrank fünf Gläser entnahm, sie mit Wein füllte und alle auf ihre Gesundheit anstiessen. Auch Elisabeth sah sich gezwungen, an ihrem Glas zu nippen. Sie taute etwas auf, als sich George nach dem Befinden ihres Lieblingshundes Shaun den Zweiten erkundigte. Hardy erzählte ihr in seinem ungeheuerlichen Englisch vom Hund Barry. Wider Willen musste sie lachen. Dann fasste sie sich wieder und befahl George, sie endlich in Ruhe zu lassen. Genug sei genug.

So verabschiedeten sie sich, wobei es Hardy nicht unterliess, Liz in sein Heimatdorf Fatal einzuladen. In seiner Hütte sei immer Platz. Sie dankte ihm höflich, und die vier Eindringlinge verliessen das Schlafzimmer durch die Tapetentüre. Elisabeth schwor sich, die verflixte Geheimtüre endlich zu vermauern.

Die vier heimlichen Besucher hatten keine Mühe, den Rückweg zu finden. Sie kamen zwar nicht ungesehen, aber immerhin unerwischt davon. Die Wache am Tor wollte sie aufhalten, nur reagierte sie zu langsam. Wer rechnet schon mit Ausbrechern, wenn der Tagesbefehl lautet, auf Eindringlinge zu achten. Die Wache gab Alarm. Leider war es zu spät. Die Wachsoldaten konnten noch so in der Gegend rennen, sie erwischten nur einige deutsche Touristen, die betrunken um den Palast lungerten.

"Ein nettes Mädchen, deine Cousine", schrie Hardy George zu, als sie sich in einem Nachtclub von ihrer Flucht erholten. George grinste breit. "Eine gelungene Überraschung, nicht wahr. Ich wette, der Philip wird vor Wut schäumen, wenn er von meinem nächtlichen Besuch erfährt. Aber was soll er tun, ich gehöre nun einmal zur Familie."

Mit dem Besuch bei Georges Cousine ging der London Aufenthalt unserer drei Helden leider zu Ende. Ihr Rückflug war auf den nächsten Morgen angesetzt. Sie verabschiedeten sich ausgiebig von George, der versprach, sie in Fatal zu besuchen. Auf dem Flughafen entnahmen sie den Zeitungsplakaten, dass Unbekannte letzte Nacht versucht hatten, bei der englischen Königin einzudringen. "So eine Frechheit", brummte Eduard empört. "Denkt euch: einfach bei einer Königin einzudringen, unerhört!" Arno sah sich eine der aufgelegten Zeitungen näher an. "Die Königin sieht aus wie die Cousine von George." Eine dunkle Vorahnung ergriff ihn.

Eduard beruhigte ihn. "Nur natürlich. Alle vornehmen Engländerinnen trachten danach, wie die Königin auszusehen. Nein, eine Unverschämtheit, die Königin zu belästigen. Jede Wette, dass auch Cousine Lizzy empört ist." Mit diesen Worten stieg er ins Flugzeug, wo die übrigen Schweizer Touristen mit ihren sorgfältig abgehakten Sehenswürdigkeiten prahlten. "Haben Sie den Buckingham Palast auch besichtigt?" erkundigte sich ein dicker Zürcher. Eduard schwieg. Wie konnte es nur geschehen, dass sie diese Sehenswürdigkeit voll verpasst hatten. Nun, es war nicht mehr zu ändern.

Das Laientheater – und der besserwissende Kritiker

Arno sah sich im Fernsehen ein Lustspiel des Theater Ohnesorg an. Neben ihm starrten auch seine beiden Freunde Eduard und Hardy in den Bildschirm. Eine Verwicklung nach der anderen rollte sich ab, bis Aschenblödel doch noch zu Reichtum und Gemahl kam. Als der Schlussapplaus aus dem Gerät rauschte, seufzte Eduard. "Theater war immer meine heimliche Leidenschaft. Ich wäre nur zu gern Schauspieler geworden, aber mein Vater schickte mich in eine kaufmännische Lehre. So habe ich Zahlen gewälzt statt Rollen gelernt. Nicht dass ich es bereue. Jedoch einmal auf einer Bühne zu stehen, ist immer noch mein Herzenswunsch."

"Sich zu verkleiden macht Spass", gestand Hardy. "Auf einer Schiffsfahrt nach Indien haben wir Matrosen uns alle als Neptun verkleidet. Jeder hat versucht, die anderen über Bord zu werfen. Ein richtiges Gaudi."

"Ich denke nicht an deine vulgären Spässe, sondern an echtes Theater mit richtiger Bühne, farbigen Kulissen und applaudierendem Publikum. Der Applaus des Publikums ist der Lohn des Schauspielers". Eduard blickte verträumt auf den Bildschirm, wo sich die Schauspieltruppe nochmals vor den Vorhang drängte.

"Applaus, was ist das schon? Nichts als bewegte Luft!" rief Hardy verächtlich. "Davon kann man sich nichts kaufen. Geld ist, was heute zählt. Ich würde nur für gutes Geld auftreten. Wer zahlt, kann mir meinetwegen öffentlich eine Torte ins Gesicht schmeissen."

"Du mit deinen Torten. Mir geht es um gehobene Kunst und nicht um dein Affentheater. Ich würde auch ohne Entgelt auf der Bühne stehen, aus reiner Freude am Spiel."

Arno besass dafür keinerlei Verständnis. Öffentlich auftreten war ein Alptraum. Schon von klein auf hatten seine Eltern ihn gelehrt, nie aufzufallen oder Aufsehen zu erregen, schon gar nicht öffentlich. Er hatte sich immer daran gehalten. "Nein, Schauspielen ist nichts für mich. Ich würde vor Lampenfieber kein Wort herausbringen, garantiert nicht."

"Lampenfieber ist kein Problem. Wenn du mit dem Theater anfängst, vergeht das Lampenfieber wie von selbst", erklärte Hardy fachmännisch. "Was habe ich meinen Gläubigern nicht schon ein Theater vorgespielt. Es hat immer geklappt. Von Lampenfieber keine Spur."

"Hardy hat vom echten Theaterleben keine Ahnung", schnödete Eduard. "Ich dagegen bin der geborene Schauspieler. Ich kann jede Rolle übernehmen: Hamlet, Faust, feuriger Liebhaber oder tapferer Held. Ein guter Schauspieler ist wandlungsfähig wie ein Politiker. Er muss Tränen vergiessen, ohne zu weinen; lügen, ohne rot zu werden und überzeugen, ohne überzeugt zu sein." Er hob dramatisch beide Arme in die Höhe. Dann liess er sie resigniert sinken. "Schade, dass in unser Gegend die Schauspielkunst so gut wie ausgestorben ist. Die Leute gucken lieber in den Fernsehkasten."

"Wieso meldest du dich nicht beim Theaterverein Alpenruf?" wollte Arno wissen. "Die sind immer froh, wenn neue Leute mitmachen. Soviel ich gehört habe, wird ein neues Stück vorbereitet."

Eduard hörte ihm hingerissen zu. Es gab also auch in diesem Bündner Bergtal noch ein Rest Kultur: eine eigene, aktive Theatergruppe. Sein Traum, auf einer Bühne zu stehen und den Applaus der Menge entgegenzunehmen, schien näher gerückt.

Er verlor keine Zeit, und schon am nächsten Tag überfielen sie zu dritt den Leiter des lokalen Theatervereins, um ihm ihre Mithilfe anzubieten.

Der Leiter, ein dreissigjähriger, bärtiger Sekundarlehrer, blickte skeptisch auf die drei Freiwilligen. "Nun ja. Leute, die mithelfen, können wir jederzeit gebrauchen. Hinter der Bühne, beim Kartenverkauf und manchen sonstigen Vorbereitungen gibt es immer viel zu tun."

"Ich persönlich habe eher an eine schauspielerische Aufgabe gedacht", winkte Eduard ab.

"Zum Beispiel an die Hauptrolle." Er hob die Stimme. "Grösseres nicht und Besseres hat auf Erden das Geschick gereicht und der Götter Güte.."

Der Theaterleiter unterbrach ihn rasch. "Die Hauptrolle ist leider schon besetzt. Tut mir leid."

Zu Eduards Enttäuschung waren auch die übrigen Rollen im geplanten Lustspiel "Der Meisterboxer" schon an andere Mitglieder des Theatervereins vergeben.

"Wie wäre es mit einer zweiten Hauptrolle?", schlug Eduard vor. "Mehr Konkurrenz auf der Bühne belebt jedes Theater. Es ist zudem marktgerechter."

Der Lehrer schüttelte abwehrend den Kopf.

"Könnte man nicht eine neue Nebenrolle einführen, zum Beispiel die Rolle eines Kommentators, der das Bühnengeschehen erklärt oder die Rolle eines Theaterschiedsrichters, wie beim Fussball?"

Erschrocken zupfte der Lehrer an seinem Bart. "Nein, hört auf. Am besten, ich erkläre Euch kurz, um was es geht: Friedrich, ein wohlhabender Junggeselle, kommt in sein Heimatdorf zurück. Dort lässt er sich als Meisterboxer feiern, deshalb der Titel des Stückes. Von Boxen hat er allerdings keine Ahnung. Er will damit nur der Wirtstochter Anita imponieren. Alles geht gut, bis ein echter Meisterboxer auftaucht und der ganze Bluff aufzufliegen droht. Ihr seht, ein turbulentes Lustspiel mit vielen Verwicklungen."

"Nein, einen weiteren Meisterboxer können wir nicht gebrauchen!" schrie er verzweifelt. "Ein Kampfrichter? Kommt nicht in Frage. Sie missverstehen das Stück: es handelt sich um ein Lustspiel und nicht um einen Boxkampf."

Um die Diskussion zu beenden, bot er Eduard schlussendlich die Rolle eines Briefträgers an. Im zweiten Akt sollte ein Briefträger in die Wirtsstube treten, dort einen Brief abgeben und verschwinden.

Wichtig war nicht der Briefträger, sondern der Brief, der in falsche Hände geriet und damit für neue Verwicklungen sorgte. Aber dies war Eduard egal. Hauptsache, er erhielt endlich eine reale Chance aufzutreten. Es dankte dem Theaterleiter überschwänglich und versprach, bei allen Proben pünktlich zu sein. Dies sei völlig unnötig, meinte der Leiter. Es sei schliesslich nur eine ganz kleine Rolle, ohne Text, aber Eduard notierte sich schon gewissenhaft alle Probetermine.

Zur unendlichen Erleichterung des Theaterleiters war die Aufgabenzuteilung für Arno und Hardy unproblematisch. Zwar schlug Eduard vor, Arno als seinen Lehrling mit auf die Bühne zu schleppen, aber Arno wehrte sich entschlossen. Er war mehr als zufrieden, zusammen mit Hardy hinter den Kulissen tätig zu werden.

Als alles geregelt war, verabschiedeten sich unsere drei Freunde frohgemut vom Theaterleiter. Der war froh, zwei Helfer für die Kulissenarbeit gefunden zu haben. Es war nur zu hoffen, dass dieser Herr Keller keine Schwierigkeiten machen würde. Allerdings: Was konnte bei dieser Minirolle schon schiefgehen? Er wandte sich wieder den Schüleraufsätzen zu und vergass die Angelegenheit.

Jetzt, da Eduard eine eigene Schauspielrolle in einem - wie er behauptete - höchst renommierten Theaterstück sein eigen nannte, machte er sich mit gewohnter Gründlichkeit an die Vorbereitungen. Seine Rolle war zwar nur klein, zugegeben. Jedoch sind gerade die kleinen Theaterrollen, wie jeder Könnner wusste, sehr anspruchsvoll. In nur kurzem Auftritt und ohne ein Wort zu äussern, musste er das ganze Dasein eines Briefträgers verkörpern. Eine schier unmögliche Aufgabe. Dazu benötigte man höchstes schauspielerisches Können. Sicher wäre mancher vor dieser Verantwortung zurückgeschreckt, nicht so unser Eduard.

Er überlegte: Wie sollte er seinen Auftritt gestalten? Sollte er mit schleppenden Schritten und gebückt über die Bühne latschen, mit nur bitterem Lächeln? Erschreckendes Symbol für die Einsamkeit eines Briefboten, der schicksalsvolle Nachrichten mit sich trägt, ohne von deren Inhalt nur das Geringste zu wissen. Oder sollte er im Gegenteil fröhlich, unbeschwert

auftreten, mit der Sicherheit eines Mannes, der weiss, dass seine Briefe zarte Liebesbanden knüpfen.

Traurige und frohe Nachrichten, Erbschaftsversprechen und Steuerforderungen; die ganze Spannweite menschlichen Lebens lag in den Händen eines Postboten, für ihn verschlossen, nur an den Gesichtern der Empfänger zu errahnen.

Wie konnte er dieser Mehrdeutigkeit seiner Rolle gerecht werden? Es war eine schwierige Entscheidung, und je länger Eduard über seinen Auftritt nachdachte, desto weniger konnte er sich entscheiden. Arno und Hardy konnten oder wollten ihm nicht helfen.

"Kein Problem", grunzte Hardy. "Du gehst auf die Bühne, gibst den Scheissbrief ab und fertig."

Auch Arno sah nicht ein, warum Eduard sich Sorgen machte und wie wild in der Postverordnung blättert. "Unser Pöstler verteilt die Briefe einfach. Ihm ist es wurstegal, was drin steht."

Eduard atmete auf. Dies war die Lösung für sein Dilemma: er würde sich an die Wirklichkeit halten. Er würde einen realistischen Briefträger spielen. Realismus war das erlösende Stichwort. Damit lag er ganz im Trend seiner Zeit.

Aus diesem Grund verfolgte er den Dorfbriefträger am nächsten Morgen auf Schritt und Tritt. Jedes Mal, wenn der arme Mann eine Drucksache in einen Briefkasten schob, stand Eduard auf den Zehenspitzen hinter ihm, um jede Bewegung und jede mimische Bewegung einzufangen. Wie war seine Mimik? Traurig, verbittert oder fröhlich, unbeschwert, das war die Frage. Aha: gelangweilt und irritiert, jetzt unvermittelt erbost und handgreiflich.

Der verfolgte Briefträger beruhigte sich erst, als ihm Eduard zwei Gratisbilette für die Premiere versprach. Achselzuckend liess er ihn gewähren. Es war gefährlich, Verrückte herauszufordern. Nur als ihm Eduard auch beim Abendessen über die Schultern blickte, hatte er genug. Eigenhändig warf er den unerwünschten Besucher aus seiner Wohnung.

Unser Laienschauspieler hatte jedoch genug gelernt. Das sklavische Nachäffen eines echten Briefträgers würde nicht genügen. Dabei ging jene Dramatik verloren, ohne die Schauspielkunst nicht zum vieldiskutierten Theaterereignis werden kann. Er entschloss sich, den Briefboten an sich darzustellen; als ergreifendes Symbol einer früheren Welt, die durch das Telefon zerstört worden war.

Wie jeder weiss, muss sich ein Schauspieler voll mit seiner Rolle identifizieren. Deshalb kaufte sich Eduard eine braune Brieftasche, las mit Interesse alle Verlautbarungen der Postdirektion und sah sich sorgfältig jeden Briefkasten der Gegend an.

Nun, da er seine Rolle voll verinnerlicht hatte, wartete er ungeduldig auf die Proben, um die Dramaturgie seines Auftritts weiter auszufeilen. Es war wichtig, einen Gesamteindruck vom Theaterstück zu erhalten, um es seiner Rolle anpassen zu können.

Auch die übrigen Mitglieder der Theatergruppe sahen der ersten Probe erwartungsvoll entgegen. Alle hatten ihre Texte fleissig auswendig gelernt. Um für Stimmung zu sorgen, hatte Bruno, der Regisseur der Gruppe, die Kulissen jetzt schon bereitgestellt.

Alles verlief nach Wunsch. Nur Hardy geriet beim Kulissenschieben durcheinander und stellte einen Pappwald mitten in die Wirtsstube. Zur Erleichterung der Regie sass Eduard ruhig im Saal und machte sich Notizen.

Leider verlief die zweite Theaterprobe weniger harmonisch. Dass Arno und Hardy die Ankunft des falschen Meisterboxers vom Wald in die Wirtsstube verlegten, war nicht der Grund. Für Lehrer Bruno begannen die Schwierigkeiten erst im zweiten Akt.

Eduard begnügte sich nicht damit, den Brief abzugeben und zu verschwinden, nein, er zitierte ausführlich aus der Postverordnung, verteilte generös Briefmarken an die Mitspieler und liess einige Brieftauben aufsteigen. Bruno wollte Eduard zurechtweisen, aber die übrigen Mitspieler konnten sich an den Brieftauben nicht genug begeistern. So gab die Regie klein

bei; ein schwerer taktischer Fehler, da Eduard damit nur ermuntert wurde.

Er war mit seiner Rolle je länger desto weniger zufrieden. Er hatte zwar den symbolisch-schleppenden Gang des Postboten bis zu jener Perfektion entwickelt, die ihm den längst möglichen Auftritt erlaubte, und auch das Auffliegen von Brieftauben gab ihm einiges an Spielraum. Trotzdem, fand er, werde der Postdienst im übrigen Spiel sträflich vernachlässigt. Im Grunde genommen war es reiner Verhältnissblödsinn: da wurde dieser brutale Boxsport quer durch das Stück hochgejubelt, während der seriöse Beruf des Briefträgers einfach zur Seite geschoben blieb.

Eduard hatte nicht vor, diese Ungerechtigkeit auf sich beruhen zu lassen, und bei der nächsten Probe machte sich das Postmonopol schon im ersten Akt bemerkbar. Als sich die Wirtstochter Anita und Friedrich, der falsche Meisterboxer, im Wald zu einem Stelldichein trafen, hing wie selbstverständlich an jedem Pappbaum ein gelber Briefkasten. Und während Friedrich von Liebe säuselte, hüpfte unverdrossen ein Postbote über die Bühne, um unermüdlich Briefkästen zu leeren.

Bruno, als Regisseur und Theaterleiter, raufte sich seinen Bart, während die anderen Mitspieler hämisch grinsten.

Im zweiten Akt bescheidete sich Eduard mit der ursprünglichen Rolle. Dass er dabei aus dem Telefonbuch vorlas, nahm man gelassen hin. Als er jedoch im dritten Akt den Meisterboxer immer wieder mit Postinzahlungen belästigte, kam beinahe zu einem echten Kampf. Erst die Spende einer Runde Bier vermochte die Gemüter der Laientruppe wieder zu beruhigen. Nur Bruno sann weiterhin auf Rache. Er hatte von Eduard die Nase voll und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, ihn los zu werden.

Die Gelegenheit kam mit der nächsten Probe. Nicht, dass Eduard mit den bisher durchgesetzten Ausweitungen seines Auftritts unzufrieden war, nein. Bei gründlichem Überlegen zeigte sich allerdings der Haken: die Rolle war und blieb einseitig. Briefkästen leeren, Briefe abgeben, Brieftauben aufsteigen lassen, gut und recht, aber es waren alles keine Handlungen, die die Dramatik eines Theaterstücks ausmachen. Er konnte noch so oft auftreten, er war und blieb ein kleiner Briefbote; ein Wasserträger, der nicht ins Bühnenschicksal eingreifen konnte. Es gab nur eine Lösung: seine Rolle musste stärker ins Spiel integriert werden. Sie musste dramaturgisch aufgewertet werden.

Bei der nächsten Theaterprobe stellte er somit sein neues Spielkonzept zur Diskussion: Der Briefträger sollte als Bewerber um die Hand der Wirtstochter Anita ins Spielgeschehen eingreifen und die Seriosität eines Beamten in die Waagschale werfen. Dabei war glasklar, dass sich Anita am Schluss des Stücks für den Briefträger entscheiden würde und nicht für einen nichtswürdigen Boxer. Erst so würde das Lustspiel ein moralisch einwandfreies Ende finden.

Leider waren die anderen Mitspieler mit der Neukonzeption nicht einverstanden. Sie hatten ihre Texte gelernt und konnten sich für Änderungen nicht erwärmen. Bruno benutzte die gereizte Stimmung, um Eduard kurzerhand aus der Theatergruppe zu werfen. Die Rolle des Briefträgers wurde Arno übertragen. Damit war die Angelegenheit für Regisseur und Laienschauspieler erledigt. Arno war es nur zu recht, den verflixten Brief möglichst rasch zu übergeben und lautlos von der Bühne zu verschwinden.

Eduard war beleidigt, um nicht zu sagen, tief gekränkt. Später, als er mit seinen beiden Freunden im Wirtshaus Alpina sass, schimpfte er verdrossen vor sich hin. "Eine Unverschämtheit! Dieser halb gebackene Lehrer hat keine Ahnung von Regie. Krippenspiele für Schüler ist das einzige, wovon er etwas versteht. Und erst die anderen Schauspieler: alles Amateure, blutige Laien ohne jedes Kunstverständnis. Jeder versucht, sich egoistisch an seine jämmerliche Rolle zu klammern, voller Angst, jemand könnte ihnen womöglich eine Sprechzeile stehlen. Keiner denkt an das Ganze. Theater ist Zusammenarbeit. Da hat blinder

Egoismus keinen Platz." Er hatte Lust, eine Konkurrenztruppe zu organisieren, um sein Lustspiel "Die Zauberpost" aufzuführen.

Auch Arno war empört. "Edi hat es nur gut gemeint. Er hat immer versucht, sein Bestes zum Gelingen des Stückes beizutragen. Wieso muss ich jetzt den blöden Briefträger spielen? Nur ein Glück, dass ich nichts zu sagen habe."

Hardy versuchte, seine beiden Freunde zu beruhigen. "Regt euch bloss nicht auf. Theater, bäh, im Grunde genommen nur blöde Kulissenschieberei, glaubt mir."

Es nützte wenig. Eduard schimpfte und jammerte weiter. "Ich wäre nur zu gern in einem Lustspiel aufgetreten. Denkt euch: echten Applaus. Eine Unverschämtheit von diesem stümperhaften Amateurregisseur."

"Nimm es nicht tragisch. Wer interessiert sich schon für Theater, höchstens einige Theaterkritiker, die von der Sache wenig verstehen."

Hardy hatte das richtige Stichwort geliefert. Beim Wort 'Theaterkritiker' sprang Eduard erregt auf. Er sah eine Möglichkeit, sich zu rächen. "Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich werde eine Theaterkritik schreiben. Ich werde es diesen Laien zeigen, was eine gepfefferte Kritik ist. Schauspielen kann jeder, aber eine sachliche Kritik ist echte Kunst. Eine Theateraufführung ist eine Eintagsfliege und wenn der Vorhang fällt, ist alles vorbei, aber eine schwarz auf weiss gedruckte Kritik beisst ewig."

Seine neue Aufgabe gab ihm neuen Auftrieb, und er verzog sich nach Hause, um über seine Rolle als Kritiker nachzudenken. In den nächsten Tagen sah man wenig von Eduard, denn er war fleissig daran, sich am Theaterverein zu rächen.

Gleichzeitig mit der Ankündigung des Lustspieles "Der Meisterboxer" erschien in den Lokalzeitungen auch Eduards Theaterkritik. Dass sie noch vor der Premiere erschien, störte ihn nicht. Er hatte genug gesehen.

Wie nicht anders zu erwarten war, liess er am Stück keinen guten Faden. Er bemängelte die Brutalität des Stückes und seine Verherrlichung roher Muskelkraft. Schon der Titel lasse Übles erwarten. Leider habe der Theaterleiter alles getan, ein tiefsinniges Drama um einen sauberen Postboten in ein vulgäres Lustspiel um Muskelprotzen zu verwandeln. Zudem seien fast alle Rollen fehl besetzt. Nur für den Darsteller des Briefträgers im zweiten Akt fanden sich einige freundliche Worte. Es sei jedoch ein Skandal, wie gerade diese tragende Rolle von einer schlechten Regie in den Hintergrund gerückt werde; ein gezielter Affront gegenüber allen Postbeamten, die täglich brav ihrer Pflicht erfüllten.

Die Reaktion auf diese vernichtende Kritik liess nicht auf sich warten. Die Union der Postbeamten beklagte sich in bitteren Worten über die Schändung ihres Berufes und verlangte ein Aufführungsverbot. Die Einwohner des Tales witterten einen Skandal, und so waren die geplanten Aufführungen innert weniger Tage ausverkauft.

Die Premiere war ein uneingeschränkter Publikumserfolg. Die Zuschauer amüsierten sich über die Komödie, und als Arno in seiner Postuniform verschämt über die Bühne huschte, wurde spontan applaudiert.

Auch die restlichen Aufführungen verliefen erfolgreich, sehr zur Erleichterung von Bruno. Das Publikum lachte unbeschwert und vergass die vernichtende Kritik.

Nicht so Eduard. "Siehst du, was eine kraftvolle Kritik bewirkt", erklärte er später. "Massenhaft rannten die Leute ins Theater, nur um mit eigenen Augen zu sehen, wie recht ich habe." Er fühlte sich sattsam gerächt.

Die Kundgebung – eine Demonstration ins Leere

Es war Montagmorgen, ein Tag nach einem befrachteten Abstimmungswochenende. Eduard sass in seinem Wohnzimmer und las die Zeitung. Angestrengt vertiefte er sich in kommunale, kantonale und eidgenössische Abstimmungsergebnisse. Ihm gegenüber vergnügten sich Arno und Hardy mit einem Kreuzworträtsel.

"Was kann dies sein? Fünf Senkrecht: schockierendes Vorkommnis", wollte Arno wissen. "Ein Wort mit sieben Buchstaben, endet mit L."

"Ein Skandal, ein richtiger Skandal, diese geringe Stimmbeteiligung", empörte sich Eduard.

"Richtig, ein Skandal, passt genau", triumphierte Hardy, und er warf Eduard einen bewundernden Blick zu.

Der empörte sich weiter. "Hier in unserem Kanton eine Stimmbeteiligung von nur dreissig Prozent, und im Kanton Genf sogar nur einundzwanzig Prozent. Die Stimmbeteiligung sei in der gesamten Schweiz seit Jahren rückläufig, steht in der Zeitung. Eine bedenkliche Entwicklung, eine Aushöhlung der Demokratie, schreibt der Chefredaktor. Hardy, hast du deine staatsbürgerliche Pflicht eigentlich erfüllt?"

"Natürlich. Du hast mir ja den Stimmzettel persönlich ausgefüllt. Kannst du dich nicht mehr erinnern. Da, du kannst es selber sehen: eindeutig deine Schrift." Er zog ein zerknittertes Stimmkuvert aus seiner Hosentasche und streckte es Eduard entgegen.

"Typisch. Du hast vergessen, das Stimmkuvert abzugeben." Eduard schüttelte den Kopf. "Schade, nun wurde deine Stimme nicht mitgezählt. In einer Demokratie hat jeder das Recht, zur Urne zu gehen."

"Aber auch das Recht, zu Hause zu bleiben", erwiderte Hardy trotzig. Was hätte seine Stimme schon geändert. Ob ein Zettel mehr oder weniger in der Urne lag, machte wirklich keinen Unterschied. Im Übrigen tun die Politiker, was sie wollen, Abstimmung hin oder her. "Was soll ich schon abstimmen gehen? Es nützt doch nichts."

"Deine Meinung ist nicht gefragt", ärgerte sich Eduard. "Sicher hat wenigstens Arno gestern seine Stimme abgegeben."

Arno verneinte verlegen. Früher war er zwar regelmässig zur Urne geschritten, weil es ihm seine Frau befohlen hatte. Es hatte sich nie gelohnt, seiner Frau zu widersprechen, Demokratie hin oder her. Seit ihrem Tod ging er nur noch je nach Lust und Laune, das heisst: höchst selten.

"Es kann so nicht weitergehen. Etwas muss geschehen", erregte sich Eduard. Seine beiden Freunde legten erschrocken ihr Kreuzworträtsel beiseite. Aber für einmal hatte Eduard nicht sie persönlich, sondern die breite Allgemeinheit angesprochen. "Die Stimmbeteiligung muss wieder angehoben werden. Die Bürger müssen wieder an ihre staatsbürgerlichen Pflichten ermahnt werden."

"Vielleicht sollte man jeden büssen, der nicht abstimmen geht", schlug Arno vor. Eine saftige Geldbusse würde garantiert helfen. Wenn es ums Geld ging, waren die Schweizer sehr empfindlich. Sein Nachbar war erst kürzlich wegen Falschparkierens gebüsst worden. Tagelang hatte er über den Geldverlust gejammert. "Eine Abstimmungspolizei würde sicher helfen."

Hardy war strikt dagegen. Nur nicht die Polizei einschalten, da hatte er seine Erfahrungen. "Vielleicht würden mehr Leute abstimmen gehen, wenn man die Urne in die Wirtshäuser verlegen würde. Gibt einer Abstimmung mehr Kraft und Saft. Nach ein oder zwei Gläser Wein können sich viele Leute besser entscheiden." Andererseits: Was zerschlug er sich den Kopf über diese blöden Abstimmungen? Wesentlich ändern taten sie doch nichts. Da konnte er noch so viele Stimmzettel in die Urne werfen, die mit den fetten Brieftaschen hatten immer

das letzte Wort.

Eduard wehrte alle Vorschläge seiner Freunde ab. "Alles Blödsinn. Im Grunde genommen ist es eine reine Frage von Organisation und gutem Marketing. Eine gut organisierte Werbekampagne, und die Stimmbürger gehen wieder scharenweise an die Urne. Die aktiven Bürger müssen sich besser organisieren, um sich Gehör zu verschaffen. Wie auch immer, etwas muss geschehen." Darauf nahm Eduard wieder seine Zeitung in die Hand, blätterte nach hinten und vertiefte sich in die Unglücksfälle und Verbrechen.

Als Arno und Hardy merkten, dass von Eduard keine Gefahr mehr drohte, nahmen sie ihr Kreuzworträtsel wieder auf. Missgunst in vier Buchstaben? Neid. Römischer Sonnengott? Keine Ahnung, aber auf jeden Fall spannender als diese Abstimmungen, wo man nur ein Ja oder ein Nein ankreuzen durfte.

Damit schien das Problem der geringen Stimmbeteiligung beiseitegelegt und vergessen. Aber die Idee einer breit angelegten Mobilisierung aller aktiven Bürger zur Bekämpfung der Stimmabstinenz liess Eduard keine Ruhe mehr. Zwar waren die aktiven Stimmbürger in der Schweiz eine Minderheit, aber viele Minderheiten hatten es dank geschickter Organisation schon erreicht, ihre Rechte zu verteidigen. Es wurde für alles Mögliche geworben und demonstriert, warum nicht einmal für eine erhöhte Stimmbeteiligung.

Es war sicher keine einfache Aufgabe, die stimmfaulen Schweizer aufzurütteln, aber wer war geeigneter als er selbst. Schliesslich hatte er seit gut dreissig Jahren keine einzige Abstimmung oder Wahl verpasst. Er war ein versierter Urnengänger und erfahrener Abstimmungsveteran, der ein Ja durchaus von einem Nein zu unterscheiden wusste. Sein kürzlicher Erfolg als Wahlmanager gleich beider Kandidaten hatte zudem bewiesen, dass er es verstand, auch für unbequeme Postulate erfolgreich zu kämpfen.

Kurz und gut: schon am nächsten Tag gründete Eduard das Aktionskomitee "Aktive Stimmbürger", das sich zum Ziel setzte, der Stimmfaulheit energisch entgegenzutreten. Im Augenblick bestand das Aktionskomitee nur aus seiner Person. Dies störte ihn nicht, im Gegenteil. Er hatte das Komitee so voll im Griff, und sein Kampf für die Demokratie wurde nicht durch demokratische Mätzchen - wie Vorstandswahlen und Abstimmungen - behindert. Auch war durch ein Ein-Mann-Komitee die Gefahr von Passivmitgliedern von vornherein gebannt.

Eduard wusste, dass Werbung und Public-Relations das Herz jedes Aktionskomitees darstellen. So schrieb er an alle denkbaren Parteien, Vereine und Verbände, um sich ihrer Unterstützung zu vergewissern. Selbst der Verband der Edelschweinzüchter und der Verein für das veredelte Landschwein wurden nicht vergessen. Schliesslich haben auch Schweinezüchter ein Interesse, nicht einfach als passives Stimmvieh zu gelten.

Die Reaktion war insgesamt erfreulich. Wer antwortete, fand das Ziel einer höheren Stimmbeteiligung durchaus lobenswert. In höflichen, wenn auch unverbindlichen Worten wurde ihm versichert, dass man seine Bestrebungen nur unterstützen könne, jedenfalls generell. Sein ehemaliger Arbeitgeber, den er aus Versehen angeschrieben hatte, schickte ihm sogar einen namhaften Geldbetrag, was Arno und Hardy bewog, sich ebenfalls für das Aktionskomitee zu interessieren.

Allein vom Verband der diplomierten Stimmzähler erhielt er eine geharnischte Absage. Er solle sich hüten, dieser schon heute gestressten (und unterbezahlten) Berufsgruppe zusätzliche Aufgaben aufzuhalsen. Trotzdem, das Echo war mehrheitlich positiv, und Eduard tröstete über diese unerwartete Absage. Seine Vernehmlassung zeigte, dass - mit nur einer Ausnahme - alle Parteien und Verbände voll hinter ihm standen. Es war nicht zu verkennen, dass sein Aktionskomitee schon jetzt einen weitreichenden Denkprozess in Gang gesetzt hatte. Auch eine Blitzumfrage bei seinen Bekannten bewies, dass sich sein Engagement schon jetzt gelohnt hatte: Kein einziger befürwortete geringe Stimmbeteiligung, nachdem er mit ihm

gesprachen hatte.

Es galt nun, diese positive Einstellung auch in die übrige Schweiz zu tragen, und welches Mittel war besser geeignet, als eine machtvolle Kundgebung aktiver Stimmbürger/innen?

Unverzüglich ging Eduard daran, eine kraftvolle Kundgebung gegen die Stimmfaulheit vorzubereiten. Er und seine zwei Freunde waren sich rasch einig, die Kundgebung in Chur durchzuführen. Aus föderalistischen Gründen war es ausgeschlossen, die Finanzmetropole Zürich zu wählen. Es würde alle anderen Kantonsbürger verärgern. Es musste ein Ort sein, der nicht ständig in allerlei üble Finanzskandale verwickelt war und der in seiner kleinstädtischen Überschaubarkeit die Kleinstaatlichkeit der Schweiz zu repräsentieren vermochte. Die staatspolitische Klugheit zwang fast dazu, Chur als Kundgebungsort zu wählen. Ganz nebenbei lag Chur in der Nähe des Bergdorfes Fatal, dem eigentlichen Zentrum der ganzen Aktion.

Da in der Schweiz alles seine Ordnung haben muss, fuhr Eduard nach Chur, um für seine Kundgebung die notwendige amtliche Bewilligung einzuholen. Gemäss der neuen Polizeiverordnung war für jede öffentliche Kundgebung von mehr als drei Personen eine zwanzigtägige Anmeldefrist zu beachten (die nur bei spontanen Demonstrationen auf vierzehn Tage reduziert werden konnte).

Ohne zu zögern eilte Eduard in das Polizeigebäude Churs. "Ich möchte eine Grosskundgebung anmelden", erklärte er einem jungen Polizisten, der mit einer Kaffeetasse in der Hand hinter dem Empfangspult stand. Verblüfft stellte der junge Polizist seine Kaffeetasse auf sein Pult zurück. "Was? Habe ich recht gehört? Eine Demonstration in Chur, warum um Gottes Willen?"

"Ich komme im Auftrag des Aktionskomitees "Aktiver Stimmbürger", erläuterte ihm Eduard." Sie werden davon sicher schon gehört haben? Nein! Unverständlich. Wo bleibt die staatsbürgerliche Erziehung der modernen Polizei? Also gut: unser Aktionskomitee - dem wichtige Persönlichkeiten angehören - hat sich zum Ziel gesetzt, die Stimmfaulheit zu bekämpfen. Damit können Sie sich garantiert einverstanden erklären, oder nicht?"

Der Polizist nickte verwirrt. Dies war entweder ein Verrückter oder - was noch gefährlicher wäre - ein gerissener Politiker. Er wusste nicht, wie er reagieren sollte und rief daher seinen Vorgesetzten herbei. Der kam und hörte sich Eduards Erklärungen an. Er musste ebenfalls eine schwerwiegende staatsbürgerliche Wissenslücke eingestehen. "Nein, vom Aktionskomitee habe er noch nie gehört, er bitte um Nachsicht." Er fühlte sich für diesen ungewöhnlichen Antrag ebenfalls nicht zuständig. So begegnete Eduard nach und nach der gesamten polizeilichen Hierarchie, bis er am Schluss beim Polizeikommandanten landete; einem gütig blickenden älteren Mann mit Glatze.

Geduldig erklärte Eduard auch ihm den Sachverhalt. Der Polizeikommandant kratzte sich am Ohr und seufzte. "Ein ungewöhnliches Anliegen. Sie müssen wissen: Chur ist eine ruhige Kleinstadt. Da sind Kundgebungen und Demonstrationen höchst ungewöhnlich. Selbstverständlich können wir Ihnen nicht verbieten, in Chur eine Kundgebung durchzuführen, sofern sie ordentlich angemeldet ist. Mit Ihrer Zielsetzung kann ich mich grundsätzlich einverstanden erklären, aber wäre es nicht wirkungsvoller, die Kundgebung in Zürich zu veranstalten. Sie haben dort garantiert mehr Zulauf und mehr Erfolg. Die Zürcher Polizei ist sehr viel besser ausgerüstet: Wasserwerfer, Gasgranaten, Gummigeschosse; alles, was das Herz begehrt."

Eine Volkszusammenrottung in Chur, kurz vor seiner Pensionierung, wäre höchst unangenehm, dachte sich der Kommandant. Falls es dabei zu Ausschreitungen kam, würde man es ihm persönlich anlasten.

Leider war Eduard von seinem Vorhaben nicht abzubringen, so sehr sich der Polizeikommandant auch bemühte, ihm Gesetzesparagrafen in den Weg zu legen. Jedem Einwand begegnete Eduard damit, dass er ein Antwortschreiben einer Partei oder eines

Verbandes aus seiner Aktentasche zog. Als er noch das Schreiben eines Arbeitgeberverbandes hervorzog, gab der Kommandant klein bei.

"Nun gut, zu den Einzelheiten Ihrer Kundgebung: Wie viele Leute erwarten Sie in etwa?"

"Schwierig zu sagen, aber angesichts der breiten Unterstützung, die meine Ziele geniessen, sind mehr als hunderttausend Teilnehmer und Teilnehmerinnen zu erwarten."

"Unmöglich. Sie scherzen. Dies kann nicht wahr sein!"

Eduard war sich jedoch seiner Zahlen absolut sicher. Nicht umsonst hatte er in seinem Dorf alle Stimmbürger gefragt. Von den gut hundert Befragten hatten zwei Personen - nämlich seine Freunde Arno und Hardy - erklärt, sie würden bestimmt an seiner Kundgebung teilnehmen, komme was wolle. Dazu kam er selbst. In anderen Worten: Drei von hundert Stimmbürger würden mitmarschieren. Hochgerechnet auf die ganze Schweiz ergab dies eine Teilnehmerzahl von rund hundertachtzigtausend Personen. Selbst wenn man die Westschweizer ausschliesse, wären es über hunderttausend Personen.

Eduard erklärte dem Kommandanten, dass seine Erwartungen auf einer zuverlässigen Befragung beruhen und dass hunderttausend Teilnehmer unter Umständen sogar zu tief geschätzt seien.

"Hunderttausend Demonstranten, unmöglich! Wo wollen Sie so viele Leute in Chur besammeln?" entsetzte sich der Polizeikommandant. Sollte dies geschehen, würde er um seine vorzeitige Pensionierung nachsuchen.

Eduard sah ein, dass eine so machtvoll angelegte Kundgebung einige logistische Probleme aufwarf. Vielleicht wäre es besser, den Teilnehmerkreis etwas einzugrenzen. Andererseits wären alle Patrioten, die man ausschliessen müsste, zutiefst enttäuscht. Aber Eduard war als guter Bürger zu einem Kompromiss bereit, und nach einiger Diskussion wurde die Teilnehmerzahl auf maximal zwanzigtausend Personen festgelegt. Eduard wollte allerdings keine Garantie dafür übernehmen, dass nicht doch mehr Personen teilnehmen würden. Man konnte niemanden von einer demokratischen Demonstration des guten Willens wegweisen.

Über Ort und Zeitpunkt der Kundgebung wurde Eduard mit dem Kommandanten rasch einig: Sie sollte so durch die Altstadt führen, dass der Verkehr möglichst nicht gestört würde. Schliesslich waren die meisten aktiven Stimmbürger begeisterte Autofahrer, die durch jede Verkehrsstockung nur in Harnisch gebracht würden. Um auch die Geschäftsleute nicht zu verärgern, sollte die Kundgebung am Samstag erst nach Ladenschluss stattfinden. Kaum war dies geregelt, überfiel Eduard den Kommandanten mit technischen Fragen, deren Diskussion sich endlos in die Länge zog.

Endlich war Eduard zufriedengestellt und verabschiedete sich. Der Polizeikommandant rief seinen Stellvertreter zu sich. "Hans, übernimm du den Laden. Ich gehe nach Hause. Ich fühle mich plötzlich unwohl, Kopfweh und Magenbrennen."

Jetzt, da Eduard auch die Polizei fest hinter sich wusste, ging er daran, seine Kundgebung im Detail vorzubereiten. Gerade bei spontanen Meinungskundgebungen durfte nichts dem Zufall überlassen werden. Sein Wohnzimmer war schon bald mit Ablaufplänen, Marschorder, Flugblattentwürfen, Plakatideen und Presstexten voll belegt. Stundenlang kaute er an seinem Bleistift, um seine Abschlussrede zu entwerfen. Volkstümlich, kraftvoll, aber auch besinnlich und tief sinnig sollte sie sein. Die Rede sollte den aktiven Bürgern ermutigen und die Stimmfaulen aufrütteln. Er sah bald ein, dass es keine leichte Aufgabe war, eine ausgewogene politische Rede zu entwerfen (und im Gegensatz zu manchen Politikern standen ihm keine Rededrehsler zur Seite). Er brauchte mehr Zeit, und so beschloss er, die übrigen organisatorischen Aufgaben zu delegieren.

Sein Freund Arno wurde beauftragt, Zeitungen, Radio, Fernsehen und sonstige wichtige Instanzen über das nahende Grossereignis zu informieren. Eduard gab ihm den wertvollen Rat, ja nicht die amerikanische Botschaft zu vergessen. Als Beschützer der Schweiz hätten die Amerikaner das Recht, über alles orientiert zu werden, was in der Schweiz vorging.

Hardy seinerseits musste die Verteilung der Flugblätter in der gesamten Ostschweiz übernehmen. Zur Sicherheit drückte ihm Eduard ein hundertseitiges Handbuch über richtiges Flugblattverteilen in die Hand.

Die gutgemeinte Delegation von Aufgaben erwies sich allerdings als schwerwiegender taktischer Fehler:

Arno erfüllte zwar seine Aufgabe mit peinlicher Sorgfalt: Jede denkbare Zeitung sowie Radio und Fernsehen wurden angeschrieben. Die Briefe wurden sorgfältig adressiert, frankiert und in nächsten Briefkasten eingeworfen. Leider war der örtliche Postbeamte zu dieser Zeit gerade für zwei Wochen auf der Hirschjagd, und so blieb der Briefkasten ungeleert.

Auch die Verteilung von Flugblättern erwies sich nicht ohne Tücken. Es regnete und es war kalt. Hardy und einige Bekannte, die sich gegen Entgelt zur Verteilung der Blätter bereit erklärt hatten, waren einhellig der Ansicht, dass es höchst ungesund sei, lange im Regen zu stehen. So blieben sie von Chur bis St.Gallen in den Bahnhofbuffets stecken, um besseres Wetter abzuwarten. Es blieb jedoch regnerisch, und so mussten sie sich das Warten mit Jassen versüssen. Die Flugblätter überliessen sie den Wirten, die versprachen, sie in Umlauf zu bringen (was auch geschah, fanden die Blätter doch als Toilettenpapier reissenden Absatz).

Ohne dass Eduard es bemerkte, erlitt die Werbung für die Kundgebung so einige unvorhergesehene Rückschläge.

Nach langen nassen Regentagen verbesserte sich das Wetter, und am Kundgebungstag herrschte schönes, laues Herbstwetter.

"Dies wird unserer Kundgebung mächtig Aufschwung geben", freute sich Eduard. Er sah die Strassen Churs schon mit Tausenden und Abertausenden von fröhlichen Stimmbürgern bevölkert. Es würde eine eindruckliche und machtvolle Demonstration gegen die Stimmfaulheit werden. Dazu würde seine dreistündige Rede einen würdigen Abschluss bilden. Auch Arno und Hardy freuten sich auf einen sonnigen Spaziergang durch die malerische Churer Altstadt.

Als sie zur angebenen Zeit am Versammlungsort, dem Regierungsplatz, eintrafen, war jedoch von einer wogenden, erwartungsvollen Menschenmenge nichts zu erblicken. Der Platz war sozusagen menschenleer, von einigen alten Frauen und Männern abgesehen, die sich auf einigen Bänken sonnten. Nur beim Regierungsgebäude standen verlegen um die zwanzig uniformierte Polizisten, von einer Gruppe von Buben umlagert, die die sauber geputzten Polizeimotorräder bewunderten.

Eduard war überrascht und enttäuscht. War etwas schief gelaufen? Hatte er Tag und Zeit verwechselt? Unmöglich, schliesslich war die Polizei bereit, wie vereinbart. Also hatte alles geklappt. Hielt etwa das schöne Wetter die Leute davon ab, teilzunehmen? Unwahrscheinlich. Aber wieso war kein Mensch gekommen, trotz seiner sorgfältigen Organisation? Es gab nur eine Erklärung: Die Zahl der wirklich aktiven Bürger war sehr viel geringer als er je geahnt hatte. Es war bedenklich und ein Beweis, wie tief das politische Interesse an der Schweizer Demokratie gesunken war.

Einer der Polizisten kam auf ihn zu. "Kein Mensch da. Auch gut. Am besten, Sie blasen das Ganze ab. Es scheint niemanden zu interessieren."

Dagegen wehrte sich Eduard mit Händen und Füßen. Eine sorgfältig durchdachte und gut organisierte Demonstration abblasen, nur weil niemand teilnahm? Es kam nicht in Frage. Im Gegenteil, nun erst recht. Er wollte zeigen, dass doch einige Leute, zumindest drei, sich für die Demokratie einsetzten.

"Die Kundgebung wird planmässig durchgeführt. Schliesslich habe ich die Bewilligung", antwortete er dem Polizisten. Der zuckte mit den Schultern. "Wie Sie meinen." Er kehrte zu seinen Kollegen zurück, die hämisch grinnten. Ohne weiter zu zögern, organisierte Eduard den Kundgebungszug. Er wollte mit seinem ausgeklügelten Zeitplan nicht in Verzug geraten,

nur weil weniger Leute teilnahmen als erwartet.

Um Zeit zu sparen liess er die mitgebrachten Transparente unaufgerollt in einer Ecke stehen, und schon nach kurzer Zeit setzte sich der Demonstrationzug in Bewegung, schön geordnet, wie es sich gehört: Vorne Hardy mit Schweizer Flagge, hinter ihm Arno und Eduard. Die drei Demonstranten wurden von den zwanzig uniformierten Polizisten umrahmt; vorne zwei Polizisten auf schweren Motorrädern, dann je acht Polizisten auf beiden Seiten von Arno und Eduard und zum Abschluss wieder zwei motorisierte Polizisten.

So ging es in gemessenen Schritten durch die Strassen der Churer Altstadt, zur Verblüffung der Passanten. Eine Gruppe amerikanischer Touristen blieb neugierig stehen. Sicher eine bedeutende Persönlichkeit, die unter Polizeischutz durch die Altstadt geführt wurde. Ein neudeutscher Tourist mit Jägerhut erklärte es ihnen: "Der Fürst von Lichtenstein, you know, the prince of Lightstone, you understand." Er war sich seiner Sache sicher und folgte eifrig dem Zug. Auch die amerikanischen Touristen liessen sich die Chance nicht entgehen. Man sah nicht jeden Tag einen echten Swiss Prince.

Der Schweizer Tenno auf einem öffentlichen Rundgang durch seine Stadt, eine uralte Zeremonie, so wurde eine Busladung von Japaner aufgeklärt. Der Reiseleiter konnte noch so drängen, doch sie liessen es sich nicht nehmen, dem Zug ebenfalls zu folgen.

Nach dem Gesetz der Massenanziehungskraft vergrösserte sich der Zug zusehends. Schwedische, holländische und französische Touristen schlossen sich an, aber auch einige italienische und jugoslawische Gastarbeiter, die sich freuten, wieder einmal einige fröhliche, unbeschwerte Gesichter zu sehen. Ein kanadischer Student mit Gitarre liess sich die Gelegenheit nicht entgehen und sorgte für Stimmung, so dass sich selbst einige junge Eingeborene in das Völkergemisch drängten. Kurz und gut, zur Schlusskundgebung auf dem Arcas fanden sich fünfhundert Personen aus aller Welt zusammen, alle erwartungsfroh und gut gelaunt. "That's the famous actor who played 'Alpöhi' in Heidi", flüsterte ein Engländer seiner Frau zu, die sofort ihre Kamera zückte.

"Meine lieben Mitbürger und Mitbürgerinnen. Es ist mir eine Ehre, Sie hier willkommen zu heissen", begann Eduard seine Rede. Schon nach wenigen Worten unterbrach ihn anhaltender Beifall unterbrochen. Von allen Seiten wurde er fotografiert und gefilmt. Wer keine Kamera auf ihn gerichtet hatte, wollte ihm zumindest die Hand drücken. In immer mehr Sprachen bat man ihn um ein Lächeln oder gar um ein Autogramm. Das Gedränge um Eduard wurde immer dichter, und die Polizisten konnten der überbordenden Freundlichkeit nur mit Mühe Herr werden.

Nochmals versuchte Eduard, seine vorbereitete Rede loszuwerden, aber es half nichts. Die Begeisterung war nicht mehr zu dämpfen, und nur unter Polizeischutz konnte er der begeisterten Menge entkommen. Über die Köpfe wilder Videofilmer und stürmischer Autogramm-jäger hinweg trugen ihn vier Polizisten durch das Bärenloch. Die übrigen Polizisten hatten alle Hände voll zu tun, die Menge an der Verfolgung zu hindern.

Erschöpft und zerzaust, aber recht zufrieden, lies sich Eduard später in einer ruhigen Ecke der Altstadt auf einer Holzbank nieder. "Es ist schon so: der Prophet gilt wenig im eigenen Land", erklärte er Arno und zeigte selbstzufrieden eine Einladung nach Japan.

Die Kundgebung von Eduard war somit trotz allem zu einem Publikumserfolg geworden, wenn auch etwas anders als ursprünglich geplant. Noch Wochen später trafen beim Churer Verkehrsverein aus aller Welt Dankeschreiben für die gelungene Stadtführung mit dem Prinzen von Chur ein. Zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag ist die Route der Kundgebung für Touristen noch heute mit farbigen Fussspuren markiert.

Die Werbefahrt – vom Reinfall zum Rheinfall

Jeden Morgen ging Arno Gerber routinemässig beim Postamt vorbei. Diesmal wurde ihm zusätzlich zum Lokalblatt und einer Mahnung der Krankenkasse auch ein bunter Prospekt in die Hand gedrückt. "Überraschungsfahrt für Geniesser" stand in fetten grünen Buchstaben". Entzückt las er weiter. "Persönliche Einladung für Sie und Ihre Freunde. Herrliche Carfahrt durch die schönsten Gegenden unserer Heimat. Teilnahmemöglichkeit an einer kurzweiligen Werbeschau der Firma Schlau & Co."

Arno wurde vom Reisefieber befallen, umso mehr als im Tiefstpreis von achtzehn Franken ein gutes Mittagessen in einem währschaften Gasthof inbegriffen war. Zusätzlich würden jedem Gast ein wunderschönes, dekoratives Weinservice sowie zehn frische Eier überreicht. Arno konnte und wollte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Man denke sich: eine Carfahrt, Werbeschau, Mittagessen, Weinservice und zehn Eier, alles an einem einzigen Tag. Das Angebot war unwiderstehlich.

"Bringen Sie Freunde und Bekannte mit", hiess es am Schluss des Prospektes, und so trabte Arno folgsam zu seinem Freund Hardy. Er war gerade damit beschäftigt, eine alte Kommode neu zu lackieren. Als Arno erschien, legte er den Pinsel beiseite und nahm skeptisch den Werbezettel entgegen. "Tönt ganz gut, zu gut", brummte er. "Da steckt irgendwo der Wurm." Aber er liess sich dennoch von Arnos Begeisterung anstecken. "Wird sicher ganz lustig, und wenn nicht, werde ich persönlich für Belegung sorgen."

In diesem Augenblick schlenderte auch ihr Freund Eduard Keller herbei. "Was habt ihr da?" fragte er neugierig, und er riss Hardy den bunten Prospekt aus den Fingern. "Überraschungsfahrt, Werbeschau! Eine uralte Bauernfänger Methode, um den Leuten Putzmittel zu Höchstpreisen anzudrehen. Ich kenne den Trick. Alles Bluff!"

"Und die zehn Gratiseier?" rief Arno beleidigt.

"Du willst nicht etwa wegen zehn läppischer Hühnereier in der ganzen Schweiz umherreisen. Ich warne euch: Lasst euch nicht übertölpeln."

Arno und Hardy liessen sich jedoch von ihrem Vorhaben nicht abhalten. Wann erhielt man schon die Gelegenheit, billig zu reisen. Auch das Angebot eines guten Mittagessens und dekorativen Weinservices war nicht zu verachten. Dafür konnte man auch eine Werbeschau über sich ergehen lassen.

Eduard sah ein, dass seine Warnungen nichts nützten. Die beiden Dummköpfe waren unwiderruflich dem Sirenengesang der Werbung zum Opfer gefallen. Zu dumm. Nun war er gezwungen, ebenfalls mitzufahren, allein um seine beiden Freunde vor übereilten Käufen zu schützen. Er wusste mit welchen teuflischen Lockmitteln gearbeitet wurde. Schliesslich hatte er als Personalchef früher selbst mit allen psychologischen Tiefschlägen operiert, um seine Untergebenen zu Höchstleistungen anzuspornen.

"Also, ich komme mit, sozusagen als euer Schutzengel. Ich werde dafür sorgen, dass ihr nicht unter die Räuber gerät", beruhigte Eduard seine beiden Freunde. Zudem war eine Carreise sicher nett, und wer wusste, vielleicht wartete diesmal wirklich ein gutes Angebot. Auch ein Gratis-Weinservice war nie zu verachten.

So meldeten sich alle drei für die Überraschungsfahrt an, die am übernächsten Samstag stattfinden sollte.

Als es soweit war, trafen sich alle Reisenden erwartungsfroh vor dem Hotel Krone im Tal. Ein roter Car und ein müder, gelangweilter Chauffeur standen bereit. Die Reisenden drängten sich schwatzend in den Wagen. Es waren alles ältere Männer und Frauen, die sonst wenig Gelegenheit erhielten, in Gesellschaft zu reisen. Einige hatten die gleiche Carreise schon früher genossen, und die meisten Reisenden waren deshalb mit Einkaufstaschen bewaffnet. Selbst Eduard hatte heimlich zwei zusammengerollte Plastiktaschen eingesteckt. Man konnte

nie wissen.

Die Fahrt begann. Der Car raste mit Höchstgeschwindigkeit ins Unterland, Richtung Zürich. Hatte der Werbeprospekt eine Reise durch die schönsten Gegenden der Schweiz versprochen, hatte er nicht gelogen: Mit Entzücken fuhren sie einer atemraubenden Autobahn entlang; ein graues Band, das zwischen aufragenden Bergen wand; Symbol dafür, wie der Mensch der Natur seinen tödlichen Stempel aufdrückte. Entzückt blickten sie auf moderne Betonburgen, die sich an die Autobahn drängten, und in der Ferne glitzerte ein langgestrecktes Einkaufszentrum in der Sonne. Nur schade, dass das Bild reiner Betonschönheit immer wieder durch ketzerisches Grün durchbrochen wurde. Stein und Stein reihten sich Berge, Häuser, Tankstellen, Fabriken und Strassentunnel aneinander. Selbst der tiefblaue Walensee wurde von landhungrigen Zweitwohnungen belagert, gebaut von Leuten, die den Benzinduft auch während den Ferien nicht vermissen wollten.

Die idyllische Betonlandschaft steigerte sich zu ihrem Höhepunkt, als sie sich der Agglomeration Zürich näherten: ausgedehnte Wohnsiedlungen, die tief ins Land hinaus griffen, aber zunehmend auch Geschäfte, Banken, Büros und volle Parkplätze, aufgelockert durch bunte Werbeplakate, die ein Konsumparadies beschworen. Ein wehmütiges Heimatgefühl ergriff die Reisenden.

"Ein Stadtkind, ein richtiges Stadtkind", schrie eine rundliche Frau aufgeregt. Die Mitreisenden schüttelten ungläubig den Kopf, aber die Frau behauptete steif und fest, ein spielendes Kind gesichtet zu haben. So starrten alle konzentriert aus den Carfenstern. Vielleicht würde nochmals ein freilaufendes Stadtkind zu sehen sein.

Allein Hardy liess sich von den Schönheiten der modernen Schweiz nicht beeindrucken. Nicht einmal der Anblick einer Grossbank liess ihn aufblicken. Angeregt unterhielt er sich mit einem hageren Mann aus dem Nachbardorf. Der Mann hatte die Reise schon mehrmals miterlebt. Er kannte alle Reisetationen und alle Verkaufstricks. Er weihte Hardy flüsternd in das Geheimnis ein: Einige Artikel würden spottbillig abgegeben, um die Kauflust anzuspornen. Hier müsse man zugreifen. Andere Artikel dagegen würden zum Doppelten des normalen Preises verkauft, wenn nicht noch teurer. Da sei Zurückhaltung angebracht. Heimlich übergab er Hardy eine Liste von Artikel mit den üblichen Handelspreisen. "Damit kannst du die günstigen Sachen herauspicken. Aber kein Wort zum Chauffeur oder den Verkäufern. Sonst werden sie fuchsteufelswild." Der Mann sah sich vorsichtig um, aber die übrigen Reisenden berauschten sich am Anblick einer Grossbaustelle. Sie waren in Zürich angekommen.

Wenig später hielt ihr Car vor einem Gasthof, das sich durch einen weiten Parkplatz auszeichnete. "Zur Sonne" stand auf einem ozongebraunten Schild. Am Eingang des Gasthofes grinste ihnen ein junger Mann mit lockigen Haaren entgegen. Er drückte allen die Hand und stellte sich als "Fritz, ihr Animator" vor. Einige kannten Fritz von früheren Fahrten und lachten pflichtbewusst. Freundlich und effizient führte Fritz die lauthals plappernde Schar durch die Gaststube in einen neu angebauten Veranstaltungssaal, der mit Schweizerfahnen und Plastikgirlanden geschmückt war. Erwartungsvoll setzten sich alle an langen Tischen nieder. Eine freundliche Serviertochter tischte Kaffee auf. "Im Fahrpreis nicht inbegriffen", erklärte Fritz lachend.

Die Serviertochter kassierte, und die Werbeschau konnte beginnen. Mit zwei, drei Witzen lockerte Fritz die Stimmung auf. Dann wurde er ernst. Mit tieftrauriger Miene erzählte er die Geschichte eines Mannes, der im Spital ein elendes Leben führte, und alles nur, weil er zu geizig gewesen war, sich rechtzeitig um seine Gesundheit zu sorgen. Unter dem Motto "Alles für die Gesundheit" zog Fritz ein Produkt nach dem anderen hervor. Salben, Gesundheitstassen, Anti-Krebs-Pendel, das Buch "Ohne Arzt achtzig werden", aber auch eine Fünf-Kilogramm-Sparbüchse Kamillentee wurden in rascher Folge angeboten. Wer bei der Gesundheit spare, zahle später, wurde unermüdlich wiederholt. Fritz war immer zu einem

kleinen Scherz bereit, um Zögernde zum Kauf zu animieren. Gegen Bargeld oder auf Kredit liess sich alles ersteinen, zu absoluten Tiefstpreisen, wie Fritz lauthals betonte. Wer die einmalige Gelegenheit verpasse, sich und seine Freunde mit konzentrierter Gesundheit zu beschenken, sei selber schuld.

Um die Kauflust anzuheizen, zauberte Fritz zu Beginn einige stark verbilligte Artikel hervor, und Hardy griff zu. Eduard schüttelte missbilligend den Kopf. Dieser Hardy lässt sich immer übers Ohr hauen. Zuwarten war die beste Taktik. Die besten Angebote kommen immer am Schluss, dachte sich Eduard. Dies war ein schwerwiegender Fehlschluss, denn kaum hatte Fritz sein Publikum in die richtige Kaufstimmung gebracht, kamen die überbeuerten Waren zum Verkauf, unter dem sinnigen Motto "Für die Gesundheit ist uns nichts zu teuer". Eduard sah seine Stunde gekommen. Arno und Hardy konnten ihn nur mit Mühe daran hindern, eine Zwanzig-Kilo-Packung Badesalz zu bestellen.

"Das Zeug ist viel zu teuer", schrie Hardy in voller Lautstärke in den Saal. "Im Migros erhält man das Zeug zum halben Preis."

Fritz zuckte zusammen, und einige Kaufentschlossene setzten sich zögernd wieder an ihren Tisch. Fritz konnte noch so lobend über den Badezusatz schwärmen, der Andrang blieb gedämpft. Er warf Hardy einen warnenden Blick zu und holte dann rasch eine Wärmedecke hervor.

"Einzigartige Rheumadecke, aus echter Schafwolle. Daran wird sicher auch der Herr da hinten seine Freude haben. Fühlen Sie: die weiche Wärme, die warme Weichheit, wie sie nur Schafwolle eigen ist." Er streckte Hardy die Decke entgegen.

Hardy nahm sie vorsichtig entgegen und strich mit dem Handrücken über die Decke. "Schaf? Blödsinn! Dies ist nie im Leben Schafwolle. Dazu habe ich in meinem Leben schon zu viele Schafe gehütet." Er lachte laut.

Fritz lächelte sauersüss. "Sie mögen Recht haben. Diese Decke ist mehr als Schaf. Sie besteht aus reiner, echter Kunstschafwolle, viel widerstandsfähiger als jede altmodische Wolldecke."

Seine Wendigkeit nützte ihm wenig. Die Leute blickten skeptisch. Nur Eduard entschloss sich zum Kauf einer Rheumadecke, aus Solidarität mit Fritz. Eine Frechheit von Hardy, einem hart arbeitenden Verkäufer ins Handwerk zu pfuschen.

Fritz gab sich jedoch nicht geschlagen und erzählte mit tränenerstickter Stimme die Geschichte eines Bankiers, dem immer kalt war, bis, ja bis er die patentierte Heizdecke fand. Er zog eine dieser Wunderdecken hervor. Die Leute klatschten begeistert. Hardy fragte nach dem Preis, und als der Verkäufer den Preis nannte, ging ein enttäuschtes Raunen durch den Saal. Zu teuer, fanden viele, und die wenigen, die den Preis angemessen fanden, hatten schon von der letzten Reise eine Heizdecke mitgebracht.

Eduard stand auf und eilte nach vorne, um Fritz in seinen Verkaufsbemühungen zu unterstützen. Er durfte den tapferen jungen Verkäufer nicht im Stich lassen. "Sicher, der Preis scheint happig, auf den ersten Blick", rief er in den Saal. "Aber welche Qualität und welche Sicherheit! Bei vielen billigen Heizdecken besteht Brandgefahr, die Gefahr eines Kurzschlusses. Hier nicht."

Er riss dem erstaunten Verkäufer die Heizdecke aus der Hand, eilte zur nächsten Steckdose und steckte das Kabel ein. "Seht Ihr, absolut sicher." Er wühlte wie wild in der Decke herum. "Narrensicher!" Er bog die Heizdecke in alle Richtungen. "Keine Probleme, gar keine." Plötzlich durchzuckte es ihn. Er schrie auf und warf die Heizdecke zu Boden. Fritz kam angerannt, um die Decke aufzuheben. Ein heftiger elektrischer Schlag schüttelte auch ihn. Verstört liess er die Heizdecke liegen.

Es war klar, dass sich diesmal keine Käufer fanden. Auch die nachfolgenden Produkte fanden nur noch mässiges Interesse. Der Bann war gebrochen. Selbst der Rapid-Toaster mit Glockenspiel, sonst ein todsicherer Verkaufshit, vermochte heute kaum Käufer anzulocken. Für Fritz war die Sache eindeutig: der hagere Trottel dort hinten hatte ihm die Schau

verdorben. Es war zwecklos, weiter zu machen. Unauffällig räumte er seine Verkaufsartikel weg und befahl der Serviertochter, das Mittagessen aufzutischen.

Der Nudelauflauf mit Servelat war mit mehr Fett als Liebe gekocht. Dennoch schien es allen zu schmecken. Das Mittagessen war im Preis inbegriffen, und da durfte man nicht allzu heikel sein. Zusätzlich zum gefüllten Teller erhielten alle das versprochene drei-teilige Weinservice: ein kleiner Krug und zwei Keramikbecher; billigste Dutzendware, raffiniert verpackt und präsentiert, so dass alle ihre helle Freude hatten. "Nun besitze ich schon zweiundzwanzig Becher", freute sich ein Reiseveteran. Seine Tischnachbarn freuten sich mit ihm.

Allein Fritz konnte sein Mittagessen nicht recht genießen. Die bisherigen Verkaufszahlen verdarben ihm den Appetit. Verdrossen stocherte er in seinem Teller. "Die beiden Trottel da hinten müssen verschwinden", flüsterte er dem Carchauffeur ins Ohr. Er zeigte erbost zu Hardy und Eduard, die sich angeregt mit einem pensionierten Busfahrer unterhielten. "Die beiden müssen ausgeschaltet werden. Sonst geht auch unsere zweite Verkaufsrunde in die Hosen. Unsere Provision können wir uns dann endgültig ans Bein streichen."

Der Carchauffeur nickte zustimmend. Mit einem gezielten Stoss seiner Gabel durchbohrte er eine Nudel. "Ich weiss wie: Wir locken die beiden in den Wirtshauskeller. Türe zu, und wir haben Ruhe. Ich bin mit dem Wirt auf Du. Er macht garantiert mit."

Fritz strich sich eine Locke von der Stirn. Der Vorschlag wollte ihm nicht recht gefallen. Er war mehr ein Freund feinerer Methoden. "Zu auffällig", flüsterte er zurück. "Ich habe einen besseren Plan. Hör zu: Während des Mittagessens werden, wie üblich, zwei Sonderpreise verlost. Ich arrangiere einfach, dass die beiden Störenfriede die Preise erhalten. Resultat: Alle anderen sind auf die beiden Glückspilze so neidisch, dass ihnen keiner mehr zuhört, mögen sie noch so ausrufen."

Gedacht, getan. Fritz stand auf. "Meine lieben Freunde. Ich habe die Freude, jetzt unsere Sonderverlosung anzukündigen. Dies sind die beiden Hauptpreise." Er hob zwei Schachteln empor. Ein erstauntes Raunen ging durch den Saal. "Alle erhalten ein Los. Die beiden Glücklichen, die auf ihrem Zettel die später ausgerufenen Glückszahl finden, können den Preis mitnehmen."

Es herrschte erwartungsvolle Ruhe, als Fritz eigenhändig die Lose verteilte. Er wollte sicher gehen, dass die beiden Glückslose an die richtigen Personen gelangten.

Misstrauisch beäugte Eduard sein Los. Fritz gibt mir sicher absichtlich ein faules Los, um sich zu rächen, überlegte er. Als Arno kurz wegsah, unterschob ihm Eduard heimlich sein Los. Hardy seinerseits interessierte sich nicht für den Wettbewerb und schenkte sein Los seinem Tischnachbarn.

So kam es, dass bei der Preisverteilung Arno und der pensionierte Busfahrer nach vorne schritten. Beide nahmen freudestrahlend ihren Preis entgegen; ein dicker, blauer Plüschteddy-Bär mit eingebautem Wecker. Fritz war verwirrt. Sein Plan war offensichtlich misslungen. Leise befahl er dem Chauffeur, sich um die Angelegenheit zu kümmern.

Der Chauffeur verlor keine Zeit und besprach sich kurz mit dem Wirt. Daraufhin schlenderte der Wirt wie zufällig bei Eduard und Hardy vorbei. "Hat es geschmeckt?", fragte er leutselig. Er blickte aus dem Fenster. "Kein gutes Weinwetter, dieses Jahr. Vorletztes Jahr war besser. Ich habe im Keller einen Tropfen, der nicht zu verachten ist. Kommt mit, zu einer kleinen Degustation, so ganz unter uns Weinkennern."

Eduard und Hardy fühlten sich geschmeichelt und folgten ihm arglos. Arno war verärgert. Eine Weindegustation ohne ihn? Kam nicht in Frage. Unverzüglich schlich er ihnen nach. Er sah, wie der Wirt seine beiden Gäste in eine kleine Nebenkammer bat, rasch zurücktrat und mit hämischem Lachen die Türe verschloss. Geistesgegenwärtig versteckte sich Arno hinter einem bodenlangen Vorhang. Er hörte seine beiden Freunde empört gegen die Türe poltern.

Der Carchauffeur und Fritz kamen eilends aus dem Saal gesprungen. Lachend drückten sie dem Wirt die Hand. "Die beiden Schlaumeier sind gut versorgt", hörte Arno den Verkäufer. "Lass sie erst wieder frei, wenn wir mit dem Car weg sind. Die können selbst schauen, wie sie wieder nach Hause kommen."

Arno wartete ab, bis die drei Verschwörer in den Saal zurückgingen. Dann rannte er zur Kammertüre. Da der Schlüssel aussen steckte, war es ihm ein Leichtes, seine beiden Freunde aus der Besenkammer zu befreien. Rasch erzählte er ihnen, was er beobachtet und gehört hatte.

So eine Gemeinheit von diesem Fritz, fand Eduard, und dabei hatte er alles versucht, diesem jungen Verkäufer unter die Arme zu greifen. Damit war endgültig Schluss. Sollte Fritz selber sehen, wie er seinen Kitsch loswurde. Auch Hardy sann auf Rache, und er hatte schon einen Plan: den Verschwörern wollte er mit gleicher Münze zurückzahlen.

Er winkte die Serviertochter herbei. Er wolle Fritz und dem Chauffeur eine nette Überraschung bereiten. Beide seien doch so nett. Ob sie wohl so gut sei, die beiden hierher zu schicken, wenn möglich nacheinander.

Die Serviertochter lächelte dienstbereit und ging in den Saal, die frohe Botschaft auszurichten. Hardy holte aus der Besenkammer rasch zwei Leinensäcke und versteckte sich mit seinen beiden Freunden hinter den Vorhang. Als Fritz erwartungsvoll um die Ecke hüpfte, wurde ihm rasch ein Sack über den Kopf gestülpt. Eilig wurde der Überraschte in die Besenkammer geschubst, und schon kam pfeifend auch der Chauffeur angetrabt, die Hoffnung auf ein Trinkgeld im Herzen. Er wurde auf die gleiche Art überrascht, und ehe er sich versah, lag auch er in der Besenkammer; nicht ohne dass ihm Hardy vorher mit geschickten Fingern die Carschlüssel aus dem Hosensack geklaut hatte. Arno benötigte keine zwei Sekunden, um die Türe fest zu verschliessen und den Schlüssel in einen Blumentopf zu werfen.

Es ging nicht lange, bis der Wirt auf den Hilferuf aus der Besenkammer aufmerksam wurde. Da er jedoch den Schlüssel nicht fand, vermochte er den Eingesperrten nicht zu helfen.

Während sich dieses kleine Drama abspielte, waren die meisten Reisenden zum Car geschlendert. Satt und zufrieden warteten sie auf die Weiterfahrt. Da der Chauffeur sich nicht blicken liess, begannen einige auf die Uhr zu blicken.

Eduard kam atemlos angerannt, hinter ihm Arno und Hardy. Hardy winkte mit den Carschlüsseln. "Der Chauffeur hat einen Schwächeanfall", log er. "Fritz kann auch nicht weg. Er hat gesagt, wir sollen ohne ihn losfahren. Er komme später nach." Er wandte sich an den pensionierten Busfahrer. "Herbert, du hast sicher nichts dagegen, den Car zu fahren? Fritz zuliebe."

Herbert zögerte eine Weile und stimmte dann zu. Hardy öffnete die Cartüren, und alle stiegen ein, munter über die unerwartete Wendung der Dinge rätselnd. Herbert setzte sich ans Steuer, und die Reise ging weiter, ohne Fritz.

Zwar fand die Serviertochter den Schlüssel zur Besenkammer nach einigem Suchen doch noch, aber die Befreiung kam zu spät. Als der Chauffeur auf den Parkplatz rannte, war der Car schon verschwunden. Fritz telefonierte verzweifelt seinem Arbeitgeber, aber der Rüffel half nicht weiter. Die Polizei einschalten? Damit würde nur unnötiges Aufsehen erregt, und Aufsehen war das Letzte, was die Firma Schlaue & Co. sich wünschte. So blieb Fritz nur die vage Hoffnung, den Car beim zweiten Reiseziel wieder zu finden. Er liess sich vom Wirt rasch an diesen Ort fahren, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Er wartete vergebens. Niemand kam, und kein Mensch kümmerte sich um den aufgehängten Werbespruch "Aktives Alter". Für diesmal blieben die diversen Trimm-dich-Geräte, Blutdruckmesser und teuren Abmagerungssäfte ohne Käufer.

Auf Wunsch von Hardy fuhr Herbert den entführten Wagen nach Norden, zum Rheinfluss.

Das Reiseziel blieb nicht lange ein Geheimnis, und die Reisenden freuten sich auf den Wasserfall. Nur ein, zwei Mitreisende trauerten leise um die verpasste zweite Werbeschau, aber als sie die wuchtigen Wassermassen brausen sahen, vergassen auch sie Fritz und seinen Sirenengesang. Arnos Vorschlag, danach auch das malerische Städtchen Stein am Rhein zu besuchen, wurde jubelnd akzeptiert, und damit zog sich die Carreise in die Länge. Auch wenn die Rückkehr erst bei einbrechender Dunkelheit erfolgte, waren doch alle von dieser Überraschungsfahrt begeistert, selbst die Veteranen, die zuerst von der Programabweichung vor den Kopf gestossen worden waren.

Herbert liess am Schluss den Car einfach vor dem Hotel Krone stehen, nicht ohne vorher für Hardy und seine beiden Freunde eine Spezialfahrt in ihr Bergdorf unternommen zu haben. "Eine solche Werbefahrt hat etwas für sich", gestand Eduard später. "Nur darf man sich dabei nicht übertölpeln lassen."

Die Kindererziehung – oder wer sich einmisch, ist selber schuld

Nachbarn sind Glücksache. In dieser Hinsicht war Eduard Keller nicht schlecht gefahren. Im Haus weiter hinten lebten ein älterer Arbeiter und seine Frau. Sie wichen ihm geflissentlich aus, und er hatte seine Ruhe. Das gegenüberliegende Haus stand leer. Somit waren auch von dieser Seite keine Störungen zu erwarten.

Die Idylle dauerte nicht ewig. Ein junges Ehepaar zog ins leerstehende Nachbarhaus. Er war Ingenieur bei der lokalen Zweigstelle einer deutschen Instrumentenfabrik, und sie arbeitete zeitweise in der örtlichen Sparkasse. Sie hatten das Haus von einer verstorbenen Tante geerbt und den Mut gefunden, sich in diesem abgelegenen Bergdorf niederzulassen. Das junge Ehepaar brachte neben einer breiten Wohnwand und einer teuren Video-Anlage auch ein vierjähriges, strohblondes Mädchen mit.

Eduard liess es sich nicht nehmen, beim Einzug tatkräftig mit guten Ratschlägen um sich zu werfen und allen im Weg zu stehen. Dies bewog die Möbelpacker, das Dorf fluchtartig zu verlassen, ohne ihr Trinkgeld abzuwarten. Offensichtlich nette Nachbarn, dachte sich Eduard, als ihm die junge Frau das Trinkgeld in die Hand drückte, das die Möbelpacker unverständlicherweise verschmätzt hatten.

In den nächsten Tagen sah Eduard von seinen neuen Nachbarn wenig. Er fand es schade, hatte er doch immer einen guten Rat anzubieten. Nur das kleine Mädchen Ruth pflegte hingebungsvoll vor Eduards Haus zu spielen. Bald wagte es sich auch in seine Wohnung, wo es vergnügt auf sein Sofa kletterte oder den Goldfisch fütterte. Daran hatte Eduard nichts auszusetzen, auch wenn er immer wieder Brotstücke aus dem Goldfischglas zu fischen hatte.

Ruth war ein braves, nettes kleines Ding, fand Eduard (und von einem kinderlosen Junggesellen war dies schon ein sehr hohes Lob). Nur mit Ruths Mutter konnte er sich nicht einverstanden erklären. Wie diese Frau das Kind behandelte war schockierend: Lieb, verständnisvoll und immer geduldig. Von Zucht und Ordnung war keine Spur. Das würde böse enden, war sich Eduard gewiss. Er versuchte es der Mutter, einer hübschen, lebhaften Frau, schonend beizubringen.

"Sie sollten mit Ruth strenger umspringen", schrie er ihr über den Gartenzaun zu. "Sie sollten dem Kind verbieten, einfach so zügellos im Garten umher zu rennen."

Die junge Frau winkte ab. "Ach was. Es hilft nichts, den Kindern alles zu verbieten. Kinder brauchen viel Freiraum."

Eduard glaubte, nicht recht gehört zu haben. "Eine gewisse Disziplin kann nie schaden", wagte er einzuwenden. "Zu meiner Zeit wusste man, wie man Kindern Ordnung und Gehorsam beibrachte."

Die Mutter von Ruth lachte. "Früher glaubte man an diesen Unsinn, aber das ist glücklicherweise schon sehr lange her."

Bestürzt lenkte Eduard das Gespräch auf das kommende Wetter. Nun war ihm glasklar, wieso das Kind so unverschämt fröhlich war und seinen Eltern nicht mit unterwürfigem Respekt entgegentrat.

In den nächsten Tagen beobachtete er mit Luchsaugen, wie die junge Mutter mit Ruth umsprang. Er fand seinen Verdacht bestätigt: Der Erziehung fehlte jene Konsequenz, ohne die ein Kind unweigerlich zum unverbesserlichen Querschläger heranwächst.

Er besprach seine Sorgen mit seinen beiden Freunden Arno und Hardy. "Ihr kennt Ruth, das kleine Mädchen vom Nachbarhaus. Katastrophal, wie das Kind verzogen wird. Keine Strenge und keine Ordnung. Es ist nicht zu aushalten."

"Wieso? Ruth ist doch ein braves, nettes Kind, das immer viel lacht", erstaunte sich Arno.

"Dies tut nichts zur Sache. Das Kind wird viel zu weich behandelt, richtig anti-autoritär,

wie es heute leider Mode ist. Nur ein Beispiel." Er zückte ein Notizbuch und blätterte darin. "Hört zu: Mittwochnachmittag, fünfzehn Uhr dreiundzwanzig: Ruth zerbricht einen leeren Blumentopf. Die Reaktion der Mutter: sie lacht; sagt, das könne passieren. Geht und wischt die Scherben zusammen. Was sagt ihr nun zu diesem skandalösen Vorfall?"

"Schade um den Blumentopf", bedauerte Hardy. "Jede Wette, den Topf hätte man noch reparieren können. Aber so sind die Leute von heute: sie werfen alles weg, nur weil es kaputt ist."

"Es geht mir nicht um diesen blöden Blumentopf, sondern um die Reaktion der Mutter", brummte Eduard unwirsch. "Arno, wie hättest du reagiert?"

"Ich weiss nicht." Arno war ratlos. "Ich war nie eine Mutter. Ich kann es wirklich nicht sagen."

"Nun, was ist das Wichtigste bei der Kindererziehung?" ermunterte ihn Eduard.

"Verständnis und Liebe", antwortete Arno nach geraumer Überlegung. Er konnte sich an einen Zeitungsartikel erinnern. Vielen Kindern fehle es an Liebe und Verständnis, hatte es geheissen. Deshalb später die vielen Probleme mit Drogen.

Eduard war mit der Antwort ganz und gar nicht zufrieden. "Unsinn. Es braucht mehr als Liebe. Es braucht eine gehörige Portion Strenge und Zucht. Erziehen kommt vom Wort ziehen."

"Richtig, erziehen heisst an den Ohren ziehen", schrie Hardy dazwischen. "Arno, kannst du dich an den alten Lehrer Karl erinnern: Für jede dumme Antwort zog er einem das Ohr krumm. Ich bekomme jetzt noch rote Ohren, wenn ich an ihn denke. Ein unangenehmer Typ. Er starb vor zwei Jahren im Suff."

Auch Arno hatte an keine angenehmen Schulerinnerungen. Vor lauter Angst war er nicht dazu gekommen, etwas zu lernen. Kein Wunder, dass er dumm geblieben war. "Edi, du willst nicht etwa Ruth verprügeln", fragte er erschrocken.

"Sicher nicht!" Eduard war empört. Er war gegen jede Prügelstrafe. Ein schlechter Erzieher, der sich mit Schlägen verteidigt. Es beweist nur, dass er von den modernen psychologischen Erziehungstricks keine Ahnung hat. "Man sollte allerdings einschreiten, wenn Eltern ihre Kinder schlecht erziehen."

"Was kann man tun?", wunderte sich Arno. "Eltern sind frei, ihre Kinder zu erziehen, wie es ihnen passt."

"Darin liegt das Hauptproblem", ereiferte sich Eduard. "Um ein Auto zu fahren, eine Gartenmauer zu bauen oder ein Reh zu jagen, für alles braucht es heute eine Bewilligung. Nur wo es um die Zukunft der Kinder und unserer Altersvorsorge geht, herrscht die nackte Anarchie. Unvorbereitet werden Eltern auf ihre Kinder losgelassen, ungeschult und ungeprüft."

"Du willst nicht etwa eine Elternprüfung vorschlagen!", spottete Hardy. "Tut mir leid: Sie sind als Mutter ungeeignet, als Vater entlassen, amtlich gestempelt."

"Sicher nicht. Der Staat hat hier nichts zu suchen. Ich denke mehr daran, dass sich alle vermehrt um Erziehungsfragen kümmern. Es braucht mehr verantwortungsvolle Bürger, die den Eltern auf die Finger schauen; Leute, die von einer konsequenten Erziehung etwas verstehen." Eduard dachte an Bürger wie er selbst: besonnen, lebenserfahren und ozonresistent. Dass er selbst nie Kinder gehabt hatte, war nur von Vorteil. Dadurch wurde er in seinen erzieherischen Grundsätzen nicht von jenen elterlichen Gefühlen beeinflusst, die einer konsequenten Erziehung nur im Wege stehen.

"Vielleicht sollten wir hier in unserem Dorf den Anfang machen. Wir drei werden uns vermehrt um die Erziehung der Dorfkinder kümmern, aktiv und entschlossen."

Seine beiden Freunde waren von dieser Idee wenig begeistert. Arno hatte keine Lust, sich auf etwas einzulassen, wovon er rein nichts verstand, und Hardy hegte eine unbewusste Abscheu vor grossmäuligen Pädagogen. Sie winkten rasch ab, als Eduard sie für seine Aktionsgruppe "Gesunde Erziehung" zu mobilisieren versuchte.

Ihre Ablehnung störte Eduard wenig. Im Gegenteil. Es war besser, allein vorzugehen. Schliesslich besass nur er jene Kombination von psychologischen Kenntnissen und Prinzipientreue, die den wahren Erzieher aus der Menge einfacher Eltern heraushebt.

In den nächsten Tagen vertiefte er sich ausgiebig in die pädagogische Literatur, die er sich meterweise aus der Talbibliothek auslieh. Leider brachten die Bücher nicht, was er suchte. Alles kraftloses Geschwafel, das wissenschaftlich erhärteten Erziehungsplänen wenig Platz einräumte. So ging Eduard zu den Quellen zurück, und tatsächlich fand er bei den Pädagogen des neunzehnten Jahrhunderts noch jene schlagfesten Erziehungsgrundsätze, die modernen Eltern zu fehlen schienen. Auch in militärischen Führungsrichtlinien fand er manche nützliche Hinweise, selbst wenn sich nicht alle militärischen Strafmassnahmen - wie Dunkelhaft und Herabstufung - unbesehen auf die Kindererziehung übertragen lassen.

Theorie ist gut, Praxis ist besser. Ohne zu zögern, setzte er seine erarbeiteten Grundsätze in die Realität um: Er gründete eine Erziehungspatrouille, die den Müttern mit Rat und Tat beistehen sollte. Konkret gesagt, er setzte sich systematisch auf die Spur aller Mütter mit Kindern. Tag für Tag patrouillierte er durchs Dorf, und fleissig notierte er sich jedes erzieherische Fehlverhalten, wo immer sich eine Mutter mit Kind sehen liess. Am Abend überfiel er die armen Eltern mit strengen Ermahnungen, und falls keine Besserung eintrat, schickte er seine Beobachtungen an die eidgenössische Bundesanwaltschaft (wo sie im Berg unverarbeiteter Staatsschutzakten verstaubten).

Es war klar, dass sich die jungen Frauen die Verfolgung durch die Erziehungspatrouille nicht lange gefallen liessen. Es fehlte wenig, und Eduard wäre auf offener Strasse verprügelt worden. So sah er sich zu einem (rein taktischen) Rückzug in eine nahegelegene Scheune gezwungen. Da sieht man das Ergebnis einer anti-autoritären Erziehung, dachte er verbittert, als er im Heu versteckt wartete, bis die jungen Mütter die Verfolgung aufgaben.

Vorläufig musste er somit die Idee einer Erziehungspatrouille begraben. Offensichtlich war die Zeit für einen pädagogischen Zivilschutz noch nicht reif, dies umso mehr, als ihn selbst der Pfarrer nicht unterstützte. Dabei war gerade die Bibel ein machtvolles Erziehungsinstrument, das richtig angewandt selbst die fröhlichsten Kinder in Reih und Glied zwingt.

Wie das Schicksal spielt, erhielt Eduard jedoch früher als erwartet eine weitere Chance, sich als Erzieher zu profilieren:

Ruths Vater musste für einige Tage geschäftlich nach Paris, und ihre Mutter fragte ihn an, ob er nicht bereit sei, ihre Tochter für vier Tage bei sich aufzunehmen. "Ich möchte gerne mit nach Paris. Es ist ja nur für vier Tage. Ihr zwei werdet sicher gut miteinander auskommen."

Eduard war nur zu gerne bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Er sagte freudig zu. Es war eine einzigartige Chance. Vier Tage sind zwar wenig, um einem anti-autoritär erzogenen Kind die richtigen Manieren beizubringen. Trotzdem, ein geschickter Pädagoge würde es fertig bringen, im Kind einen tiefen Eindruck zu hinterlassen und ihm die Augen für die Schönheit von Gehorsam und Ordnung zu öffnen.

Bis zum Besuch von Ruth blieben ihm einige Tage, um die Sache vorzubereiten. Wie gesagt, blieb das Mädchen nur kurze vier Tage in seiner alleinigen Obhut, umso mehr brauchte es ein ausgeklügeltes Lernprogramm, das raffiniert zwischen Belehrung und Spiel abwechselte. Nach seiner Meinung musste jedes Spiel einem bestimmten erzieherischen Zweck dienen. "Fuchs, du hast die Gans gestohlen" zum Beispiel war als Spiel ganz nett, aber moralisch völlig fragwürdig. Dasselbe galt für "Eile mit Weile". Schon der Name ermunterte zur Faulheit, und war ein Stoss mitten ins Herz der modernen Leistungsgesellschaft. Auch ein Flohspiel, das er im Keller fand, versteckte er lieber. Es erweckte nur unhygienische Assoziationen. Zum Schluss blieb kein Spiel übrig. Auch gut. Ruth konnte später wieder spielen.

Bei der Auswahl von Kindergeschichten ergaben sich ähnliche Probleme. Eduard hatte

bisher nicht geahnt, wie brutal und grausam die Märchen der Gebrüder Grimm waren. Sie waren offensichtlich nichts für zarte Kinderseelen. Auch widersprachen diese Märchen mit ihren endlosen Prinzen und Prinzessinnen der urdemokratischen Gesinnung der Schweiz, und sie verherrlichten nur eine längst verstorbene Zeit. Nein, Märchen waren passé, und es war besser, Kinder schon früh mit der aktuellen Wirklichkeit zu konfrontieren. So nahm Eduard einige Zeitschriften und schnitt lange Artikel über die Zukunft des Transitverkehrs, die Kostenexplosion im Gesundheitswesen und zu Fragen einer neuen europäischen Wirtschaftsordnung aus. Zu gegebener Zeit wollte er sie dem kleinen Mädchen vorlesen, und falls Ruth unbedingt Märchen und Lügengeschichten wollte, konnte er ihr immer noch einige politische Wahlreden zusammenstellen.

Als Ruth bei ihm abgeliefert wurde, hatte er einen ausbalancierten Erziehungsplan organisiert, der faktisch jede Minute abdeckte. Um das kleine Mädchen moralisch aufzurüsten, waren in allen Zimmern erzieherische Leitsprüche aufgehängt, und in die Badewanne hatte Eduard sorgfältig das Sonnensystem mit allen Planeten gepinselt. Was konnte ein Menschenkind besser für die gesellschaftliche Ordnung motivieren als der Hinweis auf die Ordnung der Natur?

In seinem Eifer war Eduard allerdings völlig entgangen, dass Ruth erst vier Jahre alt war und somit noch nicht lesen konnte. Das kleine Mädchen wollte spielen und nichts als spielen. Zu allem Unglück hatte es einen ganzen Koffer voller Playmobils und drei Teddybären mitgeschleppt. Es breitete seine Playmobils im Wohnzimmer aus und begann friedlich zu spielen.

Selbstverständlich konnte Eduard dies nicht zulassen. Sein Erziehungsplan wäre sonst schon von Beginn an rettungslos in Verzug geraten. Er nahm dem Kind alle Playmobils weg und befahl ihm, ein Bündel Zeitungen und Zeitschriften zu ordnen. "Die grossen unten, die kleinen oben, aber sorgfältig."

Ruth sah ihn mit weiten blauen Augen an und nahm dann zögernd eine Zeitung in die Hand. Sehr gut. Das Kind schien die Sache zu kapieren. Eduard nahm den Koffer mit den Spielsachen und verliess das Wohnzimmer.

Er horchte an der Tür. Kein Gebrüll. Also schien alles zu klappen. Er liess Ruth genügend Zeit, die Zeitungen schön sauber zu ordnen.

Nach geraumer Zeit blickte er wieder ins Wohnzimmer und erschrak: das ganze Wohnzimmer war mit Papierschnitzel vollgefüllt. "Schnee, Schnee", schrie ihm Ruth begeistert entgegen. "Es schneit", und sie warf unbeschwert einen Haufen Papierflocken in die Luft. Eduard watete verwirrt durch den Papierschnee und sah sich um. Das Kind hatte tatsächlich alle Zeitungen fein säuberlich zerrupft und die Fetzen im ganzen Raum verstreut. Selbst der Goldfisch knabberte vergnügt an einer papierenen Schneeflocke.

Eduard wollte mit dem Papierschnee aufräumen, da entdeckte er, dass Ruth auch einige versandbereite Briefe und sein sorgfältig getipptes Lehrprogramm zu Flocken zerrupft hatte. Verzweifelt bückte er sich, um nach den Resten des Lehrprogramms zu suchen. Dies nahm Ruth zum Anlass, sich übermütig auf seinen Rücken zu schwingen. "Hoppe, hoppe reite". Sie hatte ihn fest im Griff. Erst nach viermaligem Ritt um den Tisch kam er wieder frei. Rasch gab er Ruth ihre eigenen Spielsachen zurück und versuchte, seinem Wohnzimmer wieder ein sommerliches Aussehen zu geben.

Auch das Nachtessen verlief nicht ganz nach Plan. Als Eduard den Topf mit dem Suppenhuhn auf den Tisch stellte, schnupperte Ruth unwirsch am Topf. "Was ist da drin? Es stinkt so komisch."

"Du isst brav das Suppenhuhn, und damit basta!"

"Ein Huhn? Tot? Das arme Tier!" Ruth blickte entrüstet in den Topf. "Nein, ich esse kein armes Huhn."

Es war nichts zu machen. Das Mädchen liess sich nicht umstimmen, im Gegenteil, es

machte Eduard schwere Vorwürfe, das arme Huhn getötet zu haben. Ihm blieb nichts anderes übrig, als Ruth rasch ein Birchermüesli aufzutischen und das Suppenhuhn allein zu essen. Es war schmackhaft. Trotzdem kam er sich gemein vor, denn Ruth begleitete jeden seiner Bisse mit einem vorwurfsvollen Blick.

Um seine Magennerven zu beruhigen, holte er sich nach dem Essen einen Alpenbitter aus dem Schrank. Das kleine Mädchen war moralisch entrüstet: "Schnaps, pfui! Nur Süffel trinken Schnaps." Verlegen legte er den Alpenbitter in den Schrank zurück und begnügte sich, wie Ruth, mit einem Himbeersirup.

Es war eindeutig: Der erste Tage endete mit einer pädagogischen Niederlage. Sein Erziehungsplan war schon am ersten Tag zerfetzt worden, und sein pädagogisches Selbstvertrauen war angeknackt. Nachts träumte er von einer Bande selbstgerechter kleiner Mädchen, die sich mit allen Mitteln bemühten, ihn zum Vegetarier zu erziehen.

Gemäss dem vorbereiteten Programm stand am nächsten Tag das Thema "Einordnung in die Gruppe" im Vordergrund. Eduard hatte deshalb zehn weitere Kinder zu einer kleinen Party eingeladen. Nach seiner durchträumten Nacht war sich Eduard allerdings nicht mehr sicher, ob dies eine gute Idee war. Die Einladungen waren jedoch schon verschickt, und die ersten Kinder kamen schon vorzeitig angetrabt.

Für Ruth erwies sich die Einordnung in die Gruppe kaum als Problem. Frischfröhlich tummelte sie sich mit den anderen Kindern in der ganzen Wohnung umher. Alle Schränke und Kommoden wurden geöffnet und durchwühlt. Die Betten kamen als Sprungmatten sehr gelegen. Einige Kinder fingen an, die Tapeten mit Filzstiften neu zu verzieren. Goldi, der Goldfisch, wurde erbarmungslos gefüttert, und das arme Tier entkam nur mit knapper Not einem faustgrossen Stein, der zur Verschönerung ins Glas geworfen wurde. Kurz und gut: Es herrschte ein ausgelassenes Treiben. Für die Kinder war die Party ein voller Erfolg.

Eduard war weniger begeistert. Händeringend sah er dem bunten Treiben zu. Sein Versuch, für Ordnung zu sorgen, ging in Gepolter unter. Eines der Kinder warf seinen Nachttisch samt Lampe um, und kaum hatte er sein Schlafzimmer aus den Händen von Robin Hood und seiner Bande befreit, musste er ins Badezimmer eilen, um die Fortsetzung von Sindbads Reisen zu verhindern. Trotzdem war sein Badezimmer schon rettungslos überflutet. Es blieb ihm jedoch keine Zeit aufzuräumen, denn im Wohnzimmer balgten sich einige Kinder um seine Schreibmaschine. Der Kampf endete damit, dass jedes Kind stolz mit zwei, drei Tasten davonrannte. Unterdessen hatte sich Ruth mit zwei Mädchen aufgemacht, alle Kleiderschränke zu durchsuchen, um sich mit Eduards Hosen und Hemden als Weltraummonster zu verkleiden.

Eduard war verzweifelt, und er wusste sich nicht besser zu helfen, als alle Süssigkeiten, die sich im Haus befanden, auf den Küchentisch zu legen. Er wartete, bis das Gerücht vom Schlaraffenland zu allen Kindern vorgedrungen war und schloss rasch die Küchentüre. Dann rannte er zum Telefon und bat Arno und Hardy um rasche Hilfe.

Seine beiden Freunde verloren keine Zeit. Soviel sie verstanden hatten, war Eduard am helllichten Tag in seiner Wohnung überfallen worden, und als sie den Zustand der Wohnung sahen, war beiden klar, dass sie es mit gefährlichen Verbrechern zu tun hatten. "Hast du die Polizei schon alarmiert?" wollte Arno wissen, und Hardy bewaffnete sich vorsorglich mit einem Stuhl. Eduard winkte erschöpft ab und wies zur Küche, von wo lautes Geschrei ertönte.

Vorsichtig öffnete Hardy die Küchentüre. Als ihm ein Stück Kuchen entgegenflog, zog er sich eiligst zurück. Sie beratschlagten, wie sie die wildgewordene Kinderschar loswerden konnten. Eduard war zu niedergeschlagen, um von Nutzen zu sein. So nahmen Arno und Hardy ihren ganzen Mut zusammen. Sie bewaffneten sich mit langen Besen, und mit vereinten Kräften trieben sie die süss klebrige Kinderschar aus dem Haus. Im Freien angekommen zerstoben die Kinder in alle Richtungen. Nur Ruth blieb zurück, ihr strohblondes Haar mit Kaugummi verklebt, eine von Eduards Hosen rund um die Schultern

geworfen. Sie verstand nicht, wieso die lustige Feier so plötzlich zu Ende ging. Da entdeckte sie unter dem Esstisch ein Stück Kuchen und war wieder zufrieden.

Eduard hatte mehr als genug. Er überliess Ruth der Obhut von Arno, um seine verwüstete Wohnung aufzuräumen. Da er sich strikt weigerte, Ruth je wieder in seine Wohnung zu lassen, wurde das kleine Mädchen am Abend bei Arno einquartiert, wo es sich umso ordentlicher benahm, als ihr Arno jede Freiheit liess.

Für Eduard war das Thema "Kindererziehung" ein für alle Mal erledigt. "Kinder sind einfach zu klein, um von richtiger Erziehung etwas zu verstehen", klagte er Hardy, als er die Sache bei einem Bier zu verdrängen versuchte. "Genau, was lohnt es sich schon, Kinder zu erziehen. Sie werden doch bald erwachsen", meinte Hardy.

Der aktive Journalismus – oder wie man einen Goldrush organisiert

Eduard sass mit seinen beiden Freunden Arno und Hardy im Wirtshaus Alpina. Jeder der drei hatte ein halbvolles Glas Bier vor sich stehen. Sie schwiegen und beobachteten gelangweilt den Wirt, der hinter der Theke Gläser wusch. Sonst war es ruhig, denn im Schweizer Fernsehen wurde - aus Spargründen - zum xtenmal ein beliebtes ländliches Rührstück mit Ruedi Walter und Margrit Rainer ausgestrahlt. Allein unsere drei Freunde hatten sich trotzdem ins Wirtshaus gewagt, mehr aus Pflichtgefühl denn Freude. "Wir können den Wirt nicht im Stich lassen, Ruedi Walter hin oder her", hatte Eduard kategorisch erklärt und seine widerstrebenden Freunde ins Wirtshaus geschleppt.

Nun sass Arno schicksalsergeben vor seinem Bier und sah zu, wie Hardy aus Bierdeckeln eine raffinierte Fliegenfalle bastelte. Eduard las schon zum zweiten Mal die Kleinanzeigen im vorgestrigen Lokalblättchen. Die Wanduhr tickte leise. Am Fensterbrett schlief ein schwarzweisser Kater, whiskasgefüllt.

Unvermittelt öffnete sich die Türe, und ein neuer Gast trat in die Wirtsstube. Der Wirt blickte verwundert auf die Wanduhr. War das Stück schon zu Ende? Nein, gemäss Programmzeitschrift dauerte es noch ewige zwanzig Minuten.

Der neue Gast, ein schlanker, junger Mann mit schmalem Gesicht, das durch einen dünnen Spitzbart verunziert wurde, setzte sich an einen sauber geräumten Tisch. Er bestellte einen Kaffee. Eduard sah zu, wie er mit nervösen Fingern drei Löffel Zucker in die Tasse schüttete. Er konnte sich nicht erinnern, den jungen Mann schon einmal gesehen zu haben. Offensichtlich ein Fremder, vielleicht sogar ein Unterländer.

Arno zupfte ihn am Arm. "Ein Neffe vom Fritz Gerber beim Pfaff", flüsterte er. "Soviel ich weiss, ist dieser Neffe bei einer Zeitung tätig, als Journalist oder ähnlichem."

Eduard wurde hellwach. Ein echter Journalist! Ehrfurchtsvoll starrte er den jungen Mann an, der tapfer in einen alten Nussgipfel biss. Dies war also ein Reporter, in Fleisch und Blut. Er hatte sich schon immer stark für Journalismus interessiert: Neuigkeiten jagen und an Pressekonferenzen Gratismahlzeiten verzehren; mit der Schreibmaschine ringen, um den Leuten ihre täglichen Katastrophen ins Gesicht zu schmettern; es war ein faszinierender Beruf. Bei jeder Fabrikeinweihung und jedem Baumsterben an vorderster Front dabei, und dafür noch ein prächtiges Zeilenhonorar einzustreichen. Ein Traumberuf, fand Eduard. Er wäre garantiert ein erfolgreicher Reporter geworden, hätten ihn Schicksal und Eltern nicht eine kaufmännische Karriere einschlagen lassen. Als Personalchef hatte er zwar gut verdient, aber die Krise hatte ihn aus dem Beruf geworden. Ein Journalist dagegen wurde mit jeder Krisenmeldung nur erfolgreicher.

Wie er den jungen Reporter beobachtete, kam ihm die Idee: Jetzt, nach seiner Zwangspensionierung, könnte er sich eigentlich dem Journalismus zuwenden. An den notwendigen Erfahrungen fehlte es ihm keineswegs. Seit seiner frühesten Jugend war er ein routinierter Zeitungsleser, der alle Kniffe des Metiers kannte. Es war die beste Voraussetzung, um sich im reifen Alter als trickreicher Reporter hervorzutun.

"Hast du gehört? Der junge Mann dort ist Journalist", flüsterte er Hardy zu. "Ein verantwortungsvoller Beruf, immer spannenden Nachrichten und gerade aktuellen Wahrheiten auf der Spur, Tag für Tag." Er nahm eine alte Zeitung auf. "Seht ihr: da ein Doppelmord im Opernmilieu, ein neuer Erdrutsch im Gotthardgebiet, ein Ministertreffen in Wien; überall sind Journalisten die ersten, die alles erfahren", schwärmte er.

Sein Freund Arno vermochte seine Begeisterung nicht zu teilen. Was war eine Zeitung schon mehr als bedrucktes Papier, das er im Winter zum Anheizen brauchte? Sonst war eine Zeitung mehr oder weniger wertlos, vor allem eine Zeitung von gestern. Einmal gelesen war alles schon vergessen. Er selber las meistens nur den 'Blick'. Der hatte so schöne Schlagzeilen, dass man ihn auch ohne Nachdenken verstand. Auch Hardy hatte keine hohe

Meinung vom Zeitungsgewerbe. "Alles Lügen, zusammengeschusterte Halbwahrheiten, was in den Zeitungen steht", donnerte er verächtlich.

Der junge Mann blickte irritiert in ihre Richtung. Eduard entschuldigte sich rasch: "Mein Freund Hardy meint es nicht ernst. Wie ich gehört habe, sind Sie Journalist?"

"Ja, etwas dagegen?", verteidigte sich der junge Mann.

Eduard stand auf und setzte sich an seinen Tisch. "Nein, im Gegenteil. Ich denke, Journalist zu sein ist ein wunderbarer Beruf. Immer bei allen Skandalen dabei, um sie in der Zeitung breit zu schlagen, ein Traumberuf."

Der junge Journalist lachte. "So schlimm ist es nicht. Wissen Sie, ich bin Lokalreporter in Chur. Dadurch bin ich mehr mit Stadtratsbeschlüssen, Vereinsfeiern und anderem lokalen Krimskrams beschäftigt, leider."

"Trotzdem ein spannender Beruf. Immer auf Trab, immer hinter Neuem her", rief Eduard begeistert. "Ein toller Beruf, wo immer etwas los ist."

Der junge Mann winkte ab. "Sie irren sich. In Wirklichkeit ist es oft ein stinklangweiliger Job, gerade als Lokalreporter in einer Kleinstadt. Zumeist unwichtiges Kleingemüse." Tatsächlich hatte er von seinem Job bei der Bündner Zeitung die Nase voll. Was war er schon mehr als ein schlecht bezahlter Schreiberling, der sich für jedes läppisches Sportereignis oder jede sinnlose Geschäftseröffnung die Finger wund schrieb. Als Lokalreporter stand er auf der untersten Stufe der Nachrichtenhierarchie; ein kleiner, lokaler Wichtigtuer, der sich mit anderen lokalen Wichtigtuern anbot. Und es sah kaum danach aus, als ob es ihm je gelingen würde, aus dem ewigen Gleichlauf von Lokalnachrichten, brav ausgewogenen Kommentaren oder steifen Theaterbesprechungen auszubrechen. "Wer auf eine Skandalstory hofft, kann in Chur lange warten. Hier passiert nichts, rein gar nichts", erklärte er mit müder Stimme. Und sollte es in Chur tatsächlich einmal zu einem Skandal kommen, würde die Geschichte garantiert unter den Teppich gewischt.

Mit sicherem Gespür erkannte Eduard die Berufsverdrossenheit des jungen Journalisten. Er versuchte, ihn aufzumuntern. "Es ist sicher nicht so schlimm. Für einen aktiven Reporter gibt es immer eine Möglichkeit, einen guten Artikel zu schreiben."

"Am besten ist, die Skandale, die man aufdecken will, selbst zu organisieren", spottete Hardy.

Eduard nahm den Gedanken ernst. "Das ist gar keine schlechte Idee", bemerkte er. "Aktiver Journalismus ist die richtige Strategie: nicht warten, bis etwas passiert, sondern aktiv das Geschehen mitgestalten, gerade als Journalist."

Der junge Mann blickte skeptisch. Rasch leerte er seine Tasse. "Ihr könnt gut reden. Aktiver Journalismus? Komische Vorstellung. Nun, falls Ihr zufällig auf eine gute Story stösst, könnt Ihr mir anrufen." Gewohnheitsgemäss übergab er Eduard eine Visitenkarte, bezahlte und verliess das Wirtshaus. Die meisten Leute hatten wirklich verdrehte Vorstellungen vom Beruf eines Journalisten, dachte er und vergass die Angelegenheit.

Nicht so Eduard. Das zufällige Treffen mit einem waschechten Lokalreporter liess ihm keine Ruhe. Er hatte ihm sogar seine Visitenkarte anvertraut, eine bedeutende Ehre. Sorgfältig steckte er sie in seine Brieftasche. Er nahm sich vor, dem jungen Journalisten mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, schon um sich für die Visitenkarte zu revanchieren.

In den nächsten zwei Tagen war Eduard allerdings voll damit beschäftigt, einen Zürcher Touristen zu beschatten, um ihn beim unerlaubten Pilzsammeln zu erwischen. Den Unterländern aus Zürich war nie zu trauen, und deshalb verfolgte er ihn unermüdlich bis zum Gipfel der Fataler Berge. Dort stellte er ihn zur Rede. Zum Glück erwies sich sein Verdacht als unbegründet, und er konnte die bereitgestellten Handschellen wieder in seinen Rucksack versorgen.

Ins Dorf zurückgekehrt geriet ihm die Visitenkarte des Journalisten wieder in die Finger. "Roger Baumann, freier Mitarbeiter", las er. Erneut erinnerte er sich an den berufs-

verdrossenen Ausdruck des jungen Mann, und ihm war klar: dem Mann musste geholfen werden, und zwar rasch und von kompetenter Seite. Abgesehen davon war es höchste Zeit, sein Konzept vom aktiven Journalismus in die Tat umzusetzen.

Kurzentschlossen telefonierte er in die Redaktion der Bündner Zeitung. Er tat so geheimnisvoll, das Roger Baumann nicht umhin konnte, als von professioneller Neugier erfasst zu werden. So verabredeten sie sich schon für den nächsten Tag.

Eduard traf den Journalisten in einem kleinen Churer Café, wo sich Beamte der Steuerverwaltung an winzigen Tischen drängten, um ihre gereizten Nerven bei einem Salatteller zu beruhigen. Roger sass hinten in einer Ecke und las die Bündner Zeitung. Er war empört. Erneut war beim Umbruch die Hälfte seines Artikels verloren gegangen. Ein Skandal. Dabei hatte er sich viel Mühe gegeben, in der Theaterkritik die Leistungen seiner Freundin gebührend zu würdigen. Er war in rachsüchtiger Stimmung und begrüsst Eduard nur mit knapp bemessenem Lächeln.

"Also, was ist die tolle Story?" knurrte er und blickte demonstrativ auf seine Swatch. Eduard liess sich nicht einschüchtern. Er setzte sich umständlich und winkte dem Servierjungen, ihm eine Tasse Schokolade zu bringen.

"Es geht um Gold, um Calanda-Gold", erklärte er dann mit verschwörerischer Miene.

Roger Baumann war nicht beeindruckt: "Gold am Calanda? Alter Kaffee, völlig uninteressant."

"Gold interessiert immer", erwiderte Eduard unbeirrt. "Ein neuer Fund, und das Thema wird hoch aktuell."

"Möglich. Nur hat man bisher am Calanda schon seit langem kein Gold gefunden", wandte Roger Baumann ein und wollte bezahlen.

"Alles ist eine Frage der Organisation", flüsterte Eduard, und er erklärte dem jungen Journalisten seinen Meisterplan.

Zuerst war Roger Baumann skeptisch. Kommt nicht in Frage, war sein erster Gedanke, schon aus berufsethischen Gründen. Als er sich jedoch an seine schwer verstümmelte Theaterkritik erinnerte, überlegte er sich die Sache genauer. Der Plan könnte möglicherweise funktionieren, und es wäre jedenfalls eine wunderschöne Gelegenheit, sich am Chefredaktor für alle seine Kürzungen zu rächen, bevor er seinen Job kündigte. Denn dass seine Tage als Journalist gezählt waren, stand fest. Entweder er reichte die Kündigung ein, oder über kurz oder lang würde ihn der Chefredaktor sowieso vor die Türe setzen. Er konnte es verschmerzen. Lokalreporter in Chur war ein schäbiger Erwerb, ohne Aufsicht auf Karriere. "Also gut, einverstanden. Ich mache mit, aber auf Ihre Verantwortung", erklärte er zum Schluss. Damit stand der Aktion "Calandagold" nichts mehr im Wege.

Bei der nächsten sich ergebenden Gelegenheit unternahmen Eduard und Roger mit Arno einen ausgedehnten Spaziergang auf den Calanda, einem hohen Bergrücken bei Chur. Zuerst von haarigen Höhlenbewohnern besiedelt und später Fluchtort von raffgierigen Raubrittern ist der Calanda heute ein beliebtes Ausflugsziel der Churer. Bei schönem Wetter geniesst man einen prächtigen Ausblick auf das Rheintal und die Hochhäuser der Stadt Chur. Weiter hinten erkennt man Altstadt und Bischofssitz (im Augenblick bewohnt von einem sattsam rechthaberischen Hohlkopf). Bei schlechtem Wetter wird man vom Widerhall der Autobahn getröstet.

Unsere Wanderer hatten keine Zeit, sich an der Ruine Grottenstein zu erfreuen. Arno wurde von den zwei Verschwörern über Stock und Stein gehetzt, bis sie eine abgelegene Stelle erreichten. Unauffällig liess Roger eine eingeschmolzene Goldmünze in einen kleinen Bach fallen, und Eduard schubste Arno so lange hin und her, bis der nicht anders konnte, als das Goldstück zu bemerken. Verwundert hob er den gelb glänzenden Tropfen aus dem Bach.

"Was haben wir dann da? Meine Güte, es sieht nach Gold aus, echtem Gold!", schrie

Eduard in gespielter Überraschung.

"Unglaublich, aber wahr: Gold!", erstaunte sich auch Roger. Bewundernd nahm er das Goldstück in die Hand und gratulierte Arno ausgiebig zu seinem unerwarteten Glück.

"Vielleicht liegt hier noch mehr Gold", freute sich Arno, und so stocherten sie zu dritt eifrig im Bach herum. Erwartungsgemäss fand sich nichts. "Kein Wunder. Gold ist meist vergraben, im Stein eingeschlossen", erklärte Roger fachmännisch. "Das Beste wird sein, mit Pickel und Schaufel zu operieren."

"Wäre es nicht besser zu überprüfen, ob es sich bei Arnos Fund tatsächlich um Gold handelt?", intervenierte Eduard plangemäss. "Wir müssen unbedingt einen Experten zuziehen, bevor wir weiter graben."

So stiegen sie wieder den Berg hinunter. Arno hielt seinen Goldfund mit beiden Händen. Gold, richtiges Gold, wirbelte es in seinem Kopf. In Chur angekommen führte ihn Roger schnurstracks zum nächsten Juwelierladen.

Der Goldschmied untersuchte das Goldstück sorgfältig. "Kein Zweifel, echtes Gold", meinte er. Er runzelte die Stirn. "Das Gold hat die gleiche Härte und Zusammensetzung, wie heutige Goldmünzen. Es stammt sicher nicht aus einem natürlichen Vorkommen. Wo habt Ihr das Stück gefunden?"

Roger gab nur eine ausweichende Antwort, und sie verabschiedeten sich rasch vom misstrauisch gewordenen Goldschmied. Arno war überglücklich, dass sich sein Fund tatsächlich als echtes Gold erwies. Auch der junge Journalist war mit der Expertise durchaus zufrieden, selbst wenn die Aussage des Goldschmieds einiger redaktioneller Bereinigungen bedurfte.

"Sensationeller Goldfund am Calanda", stand am nächsten Morgen fettgedruckt in der Bündner Zeitung. Ausführlich wurde beschrieben, wie der Einheimische Arnold Gerber am Calanda unvermittelt auf einen umfangreichen Goldfund gestossen sei. Echtes Gold, in einer Reinheit, wie man es sonst nur bei Goldmünzen finde, habe der Experte ausgerufen, als man ihm eine Gesteinsprobe vorgelegt hatte. Ein Wunder der Natur. Der Artikel schloss mit dem unmissverständlichen Hinweis, dass am Calanda mehr Gold liege als bisher geahnt.

Roger Baumann war mit seinem Artikel höchst zufrieden. Ein durchaus ausgewogener Beitrag, der durch ein Foto des strahlenden Finders gut zur Geltung kam.

Leider entsprach das Echo auf diesen Artikel nicht ganz seinen Erwartungen. Die meisten Leser der Zeitung lasen den Artikel zwar mit Interesse, gingen dann aber zur Sportseite über. Gold am Calanda? Und wenn schon! Nur einige Schulbuben schwänzten den Unterricht, um nach dem sagenhaften Goldschatz zu suchen.

Kurz und gut: Die meisten Einheimischen blieben was sie immer waren: skeptisch.

Roger und Eduard mussten sich schweren Herzens entscheiden, eine zweite Goldmünze zu opfern. Zum Glück erwies sich dieses Opfer als unnötig, da es Eduard gelang, die Nachricht vom Goldfund am Calanda dem Boulevardblatt 'Blick' unterzujubeln (mit dem kleinen Unterschied, dass sich der glückliche Finder in eine nackte Finderin verwandelte). Auch in verschiedenen süddeutschen Zeitungen wurde kurz über den Goldfund in den Bündner Bergen berichtet.

Damit kam der Stein endlich doch noch ins Rollen, zuerst langsam, dann immer schneller. Schon am nächsten Wochenende war das kleine Dorf Haldenstein, am Fuss des Calanda, mit Fahrzeugen aus Zürich und Deutschland vollgestopft. Dutzendweise sah man Spaziergänger unauffällig jeden Felsen und jedes Bachbett untersuchen. Einige Schlaue hatten kleine Hämmer mitgebracht und klopften sich unverdrossen auf die Finger.

Roger Baumann verlor keine Zeit und berichtete am Montag ausführlich über die völlig überraschende Invasion von Goldsuchern aus dem Unterland. "Eine Schande, dass Unterländer unser Calandagold einfach abschleppen, massenweise", zitierte er den besorgten Einheimischen Eduard Keller.

Seiner Meinung schlossen sich viele Leser der Zeitung an. Es ging nicht an, dass sich Fremde an ihrem Berg die Taschen mit Gold vollstopften. Man konnte das Geschäft nicht einfach den Unterländern überlassen, selbst wenn es kein Gold geben sollte. Aus diesem Grund gingen immer mehr Churer auf die Goldsuche, zuerst heimlich und verschämt, bald aber offen und aggressiv, mit Hammer und Schaufeln.

Nach dem bekannten Gesetz der Massenanziehung schlossen sich immer mehr Leute dem Goldrush an. Keiner wollte sein Glück versäumen, das so unverhofft direkt vor der Haustüre zu liegen schien. Bald kraxelten hunderte von Personen am Calanda herum, während andere Gruppen stundenlang den Rheinsand siebten, alle in der Hoffnung auf ein Stück glitzerndes Gold. Bei einer ehemaligen Goldmine in der Nähe von Felsberg standen die Leute Schlange, um auch einmal im Dreck wühlen zu dürfen.

Hardy ergriff die Gelegenheit und vermietete Hämmer und Schaufeln. Dazu verkaufte er am Laufband heisse Getränke und Nerventropfen, denn das Goldfieber stieg stetig an. Optimisten konnten sich bei ihm auch mit einer Goldwaage und einer tragbaren Goldschmelze eindecken. Er war damit einer der wenigen Personen, die aus dem ganzen Goldrausch ihren Gewinn zogen.

Denn trotz allen Bemühungen fand sich kein Gold, von einem Goldzahn abgesehen, den ein Goldgräber beim Steineklopfen verloren hatte. Dass kein weiterer Goldfund gemeldet wurde, beunruhigte nur die wenigsten Goldsucher, im Gegenteil: Denn wer eine Goldader entdeckt, tut gut daran zu schweigen. Schweigen ist Gold, hiess die Devise, und es fehlte somit nicht an den wildesten Gerüchten. Die Tatsache, dass nicht wenige Goldsucher auf Katzensgold stiessen, steigerte das Goldfieber.

In dieser Situation blieb auch Roger Baumann nicht untätig. Ohne Zögern stärkte er seinen journalistischen Ruf, indem er im Magazin des Zürcher Tages-Anzeigers in einer farbenfrohen Reportage über den Churer Goldrush spottete. Dabei zitierte er ausführlich den Fachmann Eduard Keller, der - als einsame Stimme der Vernunft - die sinnlose Goldraserei in Grund und Boden verdammt.

Eduards Stimmungsumschwung kam nicht zufällig: Er hatte Arno, den erfolgreichen Goldsucher, zu einer Autogramstunde begleitet und war dabei von einer aufgeregten Menge heftig an die Wand gedrückt worden. Diesen Affront konnte und wollte er nicht auf sich beruhen lassen, und er riet dem jungen Journalisten zum Frontwechsel. "Das Goldfieber überbordert", schimpfte er. "Es ist höchste Zeit, dagegen anzugehen, schon aus journalistischer Sorgfaltspflicht."

So erschien am nächsten Tag in der Bündner Zeitung ein geharnischter Kommentar. Das Goldfieber werde von gewissenlosen Spekulanten aus dem Unterland angeheizt, schrieb Roger. Es sei ein Skandal: Junge Bäume würden ausgerupft, Blumen zertreten und Rehe vertrieben, und alles nur wegen dem falschen Lockruf des gelben Metalls. Es sei höchste Zeit, die Suche nach Calanda-Gold zu verbieten.

Dieser Artikel brachte dem jungen Journalisten breite Zustimmung, nicht zuletzt von den vielen Personen, die vergeblich nach Gold geschürft hatten und verhindern wollten, dass andere mehr Glück hatten. Der Ruf nach einem harten Eingreifen der Behörden wurde unüberhörbar. "Wieso bleiben die Behörden untätig?" beklagte sich Roger in einem weiteren Kommentar, und so blieb der Regierung nichts anderes übrig, als den Calanda zum Sperrgebiet zu erklären.

Damit wurden allerdings die Gerüchte um bedeutende Goldfunde eher noch angeheizt. Es ging sicher um Millionen, sonst würde die Regierung nicht so massiv einschreiten. Nur wenige liessen sich von der Polizei aufhalten und über alle möglichen Schleichwege kletterte ganz Chur und halb Zürich auf dem Calanda umher. Alle versuchten, sich ihre todsicheren Fundorte abzusichern, und es kam zu wüsten Schlägereien, was Roger weitere Gelegenheit verschaffte, sich in allen denkbaren Zeitungen über die Unvernunft einiger Bürger

aufzuregen.

Nach und nach ebte die Aufregung jedoch ab, da allmählich doch durchsickerte, dass Gold am Calanda höchstens in kleinsten Spuren vorhanden war. Auf Anraten von Eduard zitierte Roger in seinen nächsten Zeitungsbeiträgen ausführlich aus einem geologischen Gutachten, das die Möglichkeit von rentablen Goldminen strikt verwarf. Damit war das Thema "Calanda-Gold" erledigt, und die letzten Goldsucher zogen verschämt nach Hause.

Roger Baumann wurde bald danach von der Bündner Regierung wegen seiner verantwortungsvollen journalistischen Haltung öffentlich gelobt. Dies öffnete ihm den Weg als Bundeshausjournalist in Bern, denn wer ist besser geeignet, die Untaten eidgenössischer Parlamentarier zu kommentieren als ein Journalist, der selbst im wildesten Goldfieber nicht seinen Kopf verliert.

Auch Eduard war mit dem Geschehen zufrieden. "Es beweist einmal mehr, dass einem aktiven Journalisten alle Türen offen stehen", erklärte er Hardy, der stillvergnügt seine Einnahmen zählte. "Nur schade, dass viele Zeitungen so rasch auf Lügen hereinfallen."

Der Autosüchtige – und seine misslungene Heilung

Nach einem feuchtfröhlichen Jassabend in Klosters fuhr Bartli Benz in seinem blauen Toyota zu seinem Dorf Fatal zurück. Es war spät geworden, und seine Frau würde ihn mit Schimpf empfangen. So versuchte er die Zeit einzuholen und gab Gas. Kurz vor dem Aufstieg Richtung Fatal schnitt er in elegantem Schwung eine Kurve. Der Wagen schleuderte. Bartli bremste ungeschickt. Der Wagen durchbrach einen Gartenzaun und reihenweise mussten Salatköpfe für seine Ungeduld zahlen. Kurz vor einer Steinmauer blieb der Wagen stehen.

Benommen stieg Bartli aus dem Wagen. Auf seinen kurzen, dicken Beinen ging er um seinen vielgeliebten Toyota und beugte seinen runden, kahlen Kopf unter alle Räder. Der Wagen schien noch ganz. Nur einige wenige Kratzer auf der Kühlerhaube waren zu spüren. Sehr gut. Der Gartenzaun und das Salatfeld lagen zerstört, aber dies war nicht sein Eigentum. Hatte ihn jemand gesehen? Nein, alles war ruhig. Also nichts wie weg.

Er stieg wieder in den Wagen. Zu dumm, dass gerade jetzt dieser blödsinnig hilfsbereite Autofahrer auftauchte. Ein Trottel, der nur schwer davon abzubringen war, erste Hilfe zu leisten. Nur mit Mühe war der Hilfsbereite zu überzeugen, ihn in Ruhe zu lassen. Zu spät. Ein Polizeiwagen hielt, und zwei Polizisten stiegen aus, um sich den zersplitterten Gartenzaun anzusehen. Immer wenn man sie nicht braucht, dachte sich Bartli verbittert. Er tat, als ob ihn die Sache nichts angehe. Der Hilfsbereite wies die Polizisten auf die zerstörten Salatköpfe hin. Einer der Polizisten nahm eines der grünen Opfer in die Hand. Sein Kollege kam auf Bartli zu, der pfeifend seine Scheinwerfer mit einem Salatblatt abwischte.

"Glatteis, eindeutig Glatteis. Eine verdamnte Nachlässigkeit der Behörden", erklärte Bartli. "Die werden noch von mir hören."

"Glatteis? Um diese Jahreszeit!", staunte der Polizist. Er schnupperte, und zu seinem Verdruss musste Bartli in ein Röhrchen blasen. Immer zu einem Spass aufgelegt, die Polizei, direkt kindisch.

Das Verdikt war eindeutig: Bartli hatte zu viel getrunken, und sein Führerschein wurde ihm auf der Stelle entzogen. Der Hilfsbereite grinste hämisch und verabschiedete sich schadenfroh, nicht ohne heimlich einige Salatköpfe einzupacken.

Bartli war empört. Seine Empörung nützte ihm wenig. Er musste den Rest des Weges, den Berg nach Fatal hinauf, zu Fuss zurücklegen. Dies war nicht einfach, denn er war sich nicht gewohnt, längere Strecken zu laufen. Zum Laufen war er zu dick, und wieso sollte er sich zu Fuss abplagen, wo man heutzutage mit dem Auto bis in höchsten Berge kam, sehr viel schneller und bequemer als auf Schusters Rappen.

Nun war mit Autofahren Schluss, zumindest während den nächsten Monaten. Es war zum Heulen. Trotz der kühlen Nachtluft schwitzte er gehörig, als er zu Hause ankam.

Sein Unglück sprach sich im Dorf rasch herum, umso mehr als seine Frau ihre Vorwürfe auch im Dorfladen vernehmen liess. Bartli wurde mit jedem autolosen Tag deprimierter. Nicht, dass er beruflich auf ein Auto angewiesen war. Ein Arbeitskollege aus der Papierfabrik Landquart brachte ihn zur Arbeit und zurück. Dennoch fühlte er sich ohne seinen Wagen hilflos und rettungslos an sein Haus gekettet. An einen kurzen Abstecher nach Klosters, Davos oder Chur war nicht zu denken. Selbst die Natur konnte er nicht mehr geniessen. Ohne Auto war nicht an einen Waldweg zu denken. Zu Fuss gehen? Ein läppischer Gedanke.

So setzte er sich am Wochenende von früh bis spät vor den Fernseher, seinem jetzt einzigen Fluchtweg in die weite Welt. Jede Verfolgungsjagd und jeder Rennfahrerfilm stimmten ihn nur noch betrübter, und der führerscheinlose Bartli wurde immer trübsinniger.

Eduard Keller, immer zu einer guten Tat bereit, wollte ihn aufrütteln. Er versuchte ihn, zu einem Spaziergang zu überreden. "Du kannst nicht ewig zu Hause Trübsal blasen. Komm

schon, die Sonne scheint."

"Lass mich in Ruhe", zischte Bartli und verkroch sich tiefer hinter ein Automagazin.

Eduard liess sich nicht beirren, und Bartli war zu deprimiert, um lange Widerstand zu leisten. So zottelte er bald trübselig hinter Eduard durchs Dorf.

Arno und Hardy schlossen sich ihnen an, bass erstaunt, Bartli auf den eigenen zwei Füessen wandern zu sehen. "Ich wusste nicht, dass du auch Laufen kannst", spottete Hardy frech.

Bartli antwortete nicht. Er keuchte schwer und hielt alle zwei, drei Schritte an, um Luft zu holen. Aber Eduard blieb unbarmherzig und trieb ihn weiter. "Laufen ist gesund, speziell bei deinem Übergewicht". Und weiter ging es, in den Wald hinein.

Es schien Bartli, das dieser elende Spaziergang endlos andauerte. Ein Fuss vor den anderen; eine sinnlose Art sich fortzubewegen. Sie waren sicher schon mehr als tausend Schritte marschiert, garantiert. Er sehnte sich nach seinem weichen Autositz und nach dem lauten Brummen des Motors. Was hatte er stattdessen? Schmerzende Füsse und idiotisches Vogelpfeifen. Zudem schwitzte er elendiglich. Wie gewohnt griff er nach rechts. Seine Hand erwischte nur einen dünnen Ast. Natur! Immer wieder wurde die Natur besungen, aber wo blieb die Ventilation?

Er hatte genug und wollte umkehren. Eduard und Arno verstellten ihm den Rückweg und zwangen in vorwärts, über Stock und Stein. Da kommt nur ein Vierradantrieb weiter, dachte Bartli, und er mit seinem Zweifussantrieb sollte hier durch. Er weigerte sich und setzte sich kurzentschlossen auf einen Baumstumpf.

"Mach nicht schlapp, vorwärts!", knurrte Eduard. Hardy winkte ab: "Es hat keinen Zweck, den armen Teufel zu quälen. Wir kommen hier nicht weiter."

Tatsächlich lagen umgestürzte Bäume kreuz und quer über den Weg; abgestorbene Fichten, die der Luftverschmutzung nicht länger widerstanden hatten. Weiter hinten hoben einige Rottannen ihre kahlen Äste traurig in die Luft. An einigen Stellen war die Erde ins Rutschen geraten, und Steinbrocken standen bereit, beim nächsten Regen ins Tal zu rollen.

"Da gibt es nichts zu rütteln. Dieser Teil des Waldes ist so gut wie tot", erklärte Arno, und er hob ein von Borkenkäfern zerfressenes Stück Rinde vom Boden. "Wenn es so weiter geht, müssen einige Häuser unten im Tal geräumt werden. Ein, zwei starke Regengüsse, und das ganze Zeug rutscht ab."

"Ach, es wird sicher nicht so schlimm sein", versuchte Eduard sich und die anderen zu beruhigen. "Gute Betonverbauungen, und wir kommen auch ohne Wald zurecht." Damit war auch Bartli einverstanden. "Wozu brauchen wir das viele Holz? Plastik ist billiger und widerstandsfähiger." Er kehrte dem toten Wald den Rücken zu.

"Am Waldsterben sind nur diese blöden Autos schuld, mit ihren Abgasen", schimpfte Hardy. "Man sollte diese Benzinmonster verbieten."

Bartli fühlte sich angegriffen. "Immer wird alles dem Auto in die Räder geschoben, jeder Verkehrsunfall, das Waldsterben, alles. Und wenn auch: Wie weit kommst du mit einem Baum? Keinen Millimeter weit!"

Hardy lachte. "Du kannst jedenfalls die Luft nicht weiter verschmutzen. Ohne Führerschein bist du wehrlos."

Es stimmt, dachte Bartli trübsinnig. Die anderen konnten rasen und die Umwelt verdrecken, soviel sie wollten. Nur ihm war diese Freiheit genommen, und alles nur, weil diese Polizisten den Alkoholtest vermässelt hatten. Vier Schnäpse und drei Biere, davon konnte kein Mensch betrunken werden. Es war nicht gerecht. Die Wut frass ihn auf, und er wollte weg; weg von diesem bewegungslosen Wald. Er blickte auf seine Uhr. Mein Gott, in einer Viertelstunde begann jener Fernsehkrimi mit den tollen Verfolgungsfahrten. So rasch er konnte, rannte er auf seinen dicken Beinen den Berg hinunter, ohne sich weiter um seine drei Bekannten zu kümmern. Sie starrten ihm erstaunt nach und setzten dann ihren Spaziergang fort.

In den nächsten Tagen versteckte sich Bartli so gut er konnte. Er hatte keine Lust, durch Eduard hämisch an sein trauriges Fussgängerdasein erinnert zu werden. Abends, nach der Arbeit, sass er am liebsten in seinem blauen Toyota, in Erinnerung an vergangene Überholmanöver versunken. Von Zeit zu Zeit liess er den Motor aufheulen. Nur wegzufahren getraute er sich nicht. Dafür sass ihm der Respekt vor der Polizei zu tief in den Knochen.

Wenn er allerdings die Autofahrer durchs Dorf rasen sah, kam ihm die Galle hoch. Er, ein Aussätziger ohne Führerschein, konnte diese Provokation kaum ertragen. Als er einem lümmelhaften Autofahrer ausweichen musste, explodierte er. Ihn an die Wand zu drücken, nur weil er Fussgänger war! Genug war genug. Er rannte nach Hause, nahm ein spitzes Küchenmesser und durchstach heimlich die Vorderreifen von zwei Wagen mit Zürcher Kennschildern. Zischend entwich die Luft. Es geschah ihnen recht, diesen Autotouristen. Es blickte sich um. Niemand hatte ihn gesehen. Sehr gut. Befriedigt eilte er zu seinem Toyota zurück und setzte sich bewegungslos hinter das Steuer. Er blieb sitzen, bis ihn seine Frau energisch ins Haus rief.

Die durchstochenen Autoreifen sorgten am nächsten Morgen für einige Aufregung. Sicher ein schlechter Nachtbubenstreich, höchstwahrscheinlich die Tat eines Auswärtigen, war die einhellige Meinung der Einheimischen. Da von der Untat nur Unterländer betroffen waren, legte sich die Aufregung rasch.

Als zwei Tage später jedoch ein Einheimischer seinen Wagen mit zerschnittenen Reifen vorfand, hörte der Spass auf, und das ganze Dorf empörte sich über diese schamlose Untat. Am nächsten Morgen fand sich ein weiterer Wagen mit platten Reifen, und die gegenseitigen Verdächtigungen nahmen überhand.

Eduard Keller sah seine Stunde gekommen. Der unbekannte Reifenmörder musste rasch gefasst werden. Wer war dazu besser geeignet, als ein Mann, der vorurteilslos alle Fakten untersucht und nur wissenschaftlichen Methoden vertraut?

Somit untersuchte Sherlock Keller mit einer Lupe sorgfältig einen der zerschnittenen Reifen. Arno diente ihm als Dr. Watson. Nach langer Untersuchung legte Eduard die Lupe beiseite, schabte mit einem Taschenmesser ein Stück schwarzes Gummi vom Reifen und legte es als Beweisstück Nummer Eins in ein beschriftetes Kuvert. "Arno, was schliesst du aus der Sache?"

Arno zuckte mit den Schultern. Er war detektivisch völlig ungeübt, obwohl er die Abenteuer von Hercule Poirot, Miss Marple oder Lord Peter mehr als einmal gelesen hatte.

"Alles ist ganz einfach, wenn man die Logik walten lässt", ermunterte ihn Eduard. "Punkt Nummer Eins: Die Spur am Boden stimmt mit dem Reifenprofil haargenau überein. Die Spur ist noch frisch. Also kann der Wagen nicht länger als zwei Tage hier gestanden haben, und genau in dieser Zeitspanne geschah die Untat."

Dem konnte sein Freund nur bewundernd zustimmen. Genau, der Besitzer des Wagens war gestern, wie jeden Tag, zur Arbeit gefahren. Raffiniert, wie Edi dies nur aufgrund einer schmutzigen Reifenspur herausbekam.

"Nun zu Punkt Zwei", dozierte Eduard weiter. "Wie man vom Schnitt ersehen kann, wurde der Reifen mit einem scharfen Gegenstand durchstochen. Ich tippe auf ein Messer." Arno staunte. "Der Einschnittwinkel beweist, dass der Schlag von schräg oben geführt wurde. Der Täter war jedenfalls kein Zwerg, und er muss entweder Links- oder Rechtshänder sein, ohne Zweifel."

Arno konnte sich vor Verblüffung kaum erholen. Man stelle sich vor, ein Links- oder Rechtshänder war der Täter. Kaum zu glauben, wie Edi zu solchen Folgerungen kam, und dies nur aufgrund eines kaum sichtbaren Schnittes.

"Jetzt, da wir alle wesentlichen Tatsachen kennen, müssen wir mit scharfer Logik operieren: Der Wagen wurde gestern spätestens um sechs Uhr abends parkiert und um sieben

Uhr morgens wurde die Untat entdeckt. Logischerweise liegt die Tatzeit zwischen sechs Uhr abends und sieben Uhr morgens. Dies macht die Sache ganz einfach: Wer für diese Zeit ein klares Alibi aufweist, kann aus dem Kreis der Verdächtigen entlassen werden. Wir müssen allerdings höllisch aufpassen, um nicht einem falschen Alibi aufzusitzen. Es kommt immer wieder vor."

Eduard nahm ein Blatt Papier aus seiner Brusttasche und begann alle Personen ohne sicheres Alibi aufzulisten. Nach einigen Nachforschungen war die Liste der Tatverdächtigen auf zweihundertfünfzig Personen angeschwollen. In anderen Worten: Jeder Einwohner von Fatal konnte der Täter sein, Kinder über fünf Jahre einbezogen.

Arno war schockiert. Ein ganzes Dorf war im Verdacht. Schrecklich. "Wie weiter?", fragte er ratlos.

"Ganz einfach", entgegnete Eduard, von der Grösse der Aufgabe zu geistigen Höchstleistungen angespornt. "Wir müssen das Motiv für die Tat herausfinden. Kennen wir das Motiv, kennen wir den Täter. Welches ist die stärkste Leidenschaft des Schweizers?"

Arno war sich nicht sicher. "Die Liebe zum Vaterland?", versuchte er zu raten.

Eduard winkte ab. "Unsinn. Die stärkste Triebkraft des Schweizers ist das Geldverdienen. Hinter dieser Pneustecherei steckt garantiert ein wirtschaftliches Motiv. Wer hat ein grösseres Interesse, Autoreifen zu beschädigen, als jemand, der vom Verkauf von Reifen lebt. Nun: Wer in dieser Gegend verkauft Autoreifen? Kennen wir den Mann, haben wir den Täter."

"Hardy verkauft alte Pneus", flüsterte Arno atemlos. Er schluckte schwer. Sollte etwa sein Freund Hardy Reifen zerstechen, um mehr Reifen zu verkaufen. Undenkbar. Er wehrte sich für seinen Freund: "Hardy hat mit der Sache bestimmt nichts zu tun."

Dem musste auch Eduard zustimmen. Ihren Freund Hardy zu verdächtigen, war unmöglich, selbst wenn er schuldig wäre. Deshalb war es glasklar, dass Hardy als Täter nie in Frage kommen durfte. Die logische Folgerung war jedoch, dass ein wirtschaftliches Motiv für die Untat damit wegfiel. Es gab nur eine Alternative: Leidenschaft war das Motiv. Der Täter war entweder ein triebhafter Reifenschlachter oder ein leidenschaftlicher Autohasser. Nun erinnerte sich Eduard daran, wie vor einigen Tagen Antonio, ein junger Forstarbeiter, den Privatverkehr für das Waldsterben verantwortlich gemacht hatte. Dies war höchst verdächtig, zudem stammte seine Mutter aus Italien. Man hörte ja immer wieder, wie südländisches Temperament in Messerstechereien endete.

"Der Antonio ist sehr verdächtig", rief Eduard erregt. "Er hat eine tiefe Abneigung gegen Autos, und das Messerstechen liegt ihm sozusagen im Blut. Ja, wenn man den Tatsachen ohne Vorurteile ins Auge blickt, wird klar: Antonio ist der gesuchte Täter."

Arno war erstaunt. Er kannte Antonio nur als zuverlässigen, netten jungen Mann, der hie und da auch eine Runde Bier spendierte. Wie man sich in den Leuten täuschen konnte. Gegen aussen völlig harmlos, hintenherum wahre Teufel, die über unschuldige Autoreifen herfallen.

"Wir müssen Antonio beschatten, um ihn in flagranti zu erwischen", erklärte Eduard, und so verfolgte er den jungen Forstarbeiter am nächsten Tag auf Schritt und Tritt. Unauffällig folgte er ihm in den Wald, wo einige kranke Tannen abgeholzt wurden. Um nicht aufzufallen, tarnte sich Eduard mit grünen Zweigen. Die Zweige kitzelten ihn zwar an der Nase, aber Antonio war zu beschäftigt, um sich um den niesenden Busch zu kümmern. Nur ein Zürcher Tourist wunderte sich, als ihm plötzlich ein mannshoher Busch über den Weg hüpfte.

Lange Zeit kauerte Eduard regungslos hinter einem Baumstumpf. Gegen Mittag musste er hungrig zusehen, wie Antonio genüsslich ein Sandwich verschlang und ein Büchsenbier schluckte. Hunger und Durst wurden unerträglich, und so kehrte Eduard ins Dorf zurück.

Beim Parkplatz tuschelten einige Einwohner erregt. Der Unhold hatte erneut zugeschlagen, am helllichten Tag. Diesmal wies der Wagen des Gemeindepräsidenten einen platten Reifen auf. Arno kam herbeigeeilt. "Edi, hast du den Antonio erwischt? Ein raffinierter Kerl: Tut so, als ob er im Wald Holz schlägt, dabei stösst er sein Messer in weiches Gummi."

"Vergiss den Antonio!" Der junge Mann war offensichtlich unschuldig. Dies konnte

Eduard bezeugen. Zu dumm. Wer war dann der Täter? Für einen Augenblick war Eduard ratlos. Dann fasste er sich. Die Sache hatte etwas Gutes: die Liste der Verdächtigen schrumpfte mit der erwiesenen Unschuld von Antonio auf zweihundertneunundvierzig Personen. Nun galt es weitere Personen zu beschatten, um Schritt für Schritt den Kreis der Verdächtigen einzuengen. Er beschloss, als nächstes den Pfarrer zu überwachen. Nicht, dass er ihn für schuldig hielt. Mitnichten. Aber der Pfarrer wäre ihm bestimmt dankbar, möglichst rasch aus der Liste der Verdächtigen gestrichen zu werden.

"Wieso die ganze Aufregung?", wollte Hardy wissen, als er mit einem Leiterwagen antrabte. "Aha, wieder ein zerstocheener Pneu. Wenn es weiter nichts ist." Er wollte weiter. "Wenn wir nur wüssten, wer die Reifen zersticht", seufzte Arno. "Kann uns egal sein", meinte Hardy gelassen. "Aber wenn ihr es unbedingt wissen wollt: es ist Bartli Benz."

Eduard sprang hoch. "Was hast du für eine Ahnung? Denkst wohl, dich als Mister Marple aufzuspielen! Bartli? So ein Unsinn, das sagt mir allein schon mein kriminalistisches Gespür."

Hardy war beleidigt. "Tu nicht so. Ich habe es mit meinen eigenen zwei Augen gesehen. Ich habe ganz genau gesehen, wie der Bartli mit einem Messer einen Pneu durchstach, vorgestern."

"Wieso hast du es nicht früher erzählt und ihn angezeigt?"

"Mich hat keiner gefragt. Und warum soll ich Bartli anzeigen?" Hardy winkte empört ab. Er war schliesslich kein Polizeispitzel, und zudem war es ganz erfreulich, wie sich sein Geschäft mit gebrauchten Pneus unvermittelt belebte.

"Ich werde der Sache unverzüglich nachgehen, und alles endgültig aufklären", rief Eduard aufgeregt. Der Bartli als Täter, komisch. Andererseits war nicht zu verwundern. Ein Mann mit diesem Übergewicht konnte nicht normal sein, und irgendwie hatte er ihn schon immer in starkem Verdacht gehabt. Auf seiner Liste stand Name Bartli Benz jedenfalls sehr weit oben.

Sie trafen Bartli in seinem Toyota, wo er verträumt mit den Scheidenwischern spielte. Als sie ihn zur Rede stellten, gab er alles zu. Es täte ihm leid. Es habe ihn plötzlich gepackt. Die anderen konnten fröhlich umherrschen, ihren schnellen Wagen. Nur er sass hilflos am Ort, ein flügelloser Vogel, ein führerscheinloser Fan der Autopartei. Er bat sie inständig, ihn ja nicht zu verraten. Man würde ihn noch mehr verspotten. Von seinen Tränen gerührt, schworen sie tiefstes Schweigen.

Bartli atmete auf. Für Eduard war die Angelegenheit noch nicht erledigt. "So kann es nicht weiter gehen. Du musst das Problem an der Wurzel packen. Wo liegt dein Hauptproblem, psychologisch gesehen, Bartli?"

Der war ratlos. Er hatte keine Probleme, nicht dass er wusste. Was ihn ärgerte, war nur, dass man ihm den Führerschein entzogen hatte.

"Du bist zu dick und es fehlt dir an Kondition. Das ist dein Problem. Ohne Auto kommst du keine zwei Meter weit. Du musst Diät halten und weniger essen."

Er zu dick? Bartli blickte in den Rückspiegel. Vollschlank wäre das bessere Wort. Weniger Essen, um abzunehmen? Er war schockiert. "Ihr wollt mich doch nicht umbringen? Nein, am Essen spare ich nicht. Ich muss bei Kräften bleiben."

"Also gut", lenkte Eduard ein. "Dann musst du dich mehr bewegen, mehr Sport treiben und häufiger spazieren."

Bartli war erstaunt. Sich mehr bewegen, Sport treiben? Eine kuriose Idee. Sport war für ihn etwas, das man im Fernsehen erlebte, etwas für junge Athleten. "Ich fühle mich wohl, auch ohne Bewegung", erklärte er bestimmt. Behaglich liess er sich ins Autopolster fallen.

Es war eindeutig ein Problem mangelnder Motivation, überlegte sich Eduard. Er beriet sich flüsternd mit seinen zwei Freunden. Wie konnte man den Kerl zu mehr Bewegung zwingen? Vielleicht sollten wir ihn ins Tal fahren und dort aussetzen, schlug Arno vor. Dann musste er nach Hause zurücklaufen. Es war keine schlechte Idee, aber der Trick würde nur einmal

funktionieren. Nein, der Mann braucht etwas, das ihn ständig in Bewegung hält. Eine Liebesaffäre, war Hardys Vorschlag. Zu unmoralisch, fand Eduard. Wie wäre es mit einem Hund, konterte Hardy spassershalber. Dies erschien Eduard als Glanzidee: mit einem Hund wäre Bartli gezwungen, täglich spazieren zu gehen. Da Arno einen Bauern kannte, der froh war, einen jungen Hund loszuwerden, war die Sache geritzt.

"Wir haben die Lösung für dein Konditionsproblem", triumphierte Eduard. "Du bekommst einen Hund, einen schönen jungen Appenzeller Bless." Hardy kläffte schadenfroh, und Bartli klammerte sich erschrocken ans Steuerrad. Er war von der Idee nicht begeistert. Ein Hund war zwar sicher nett, aber es brachte viele Umtriebe. Er wehrte sich. "Nein, kein Hund. Meine Frau ist damit nicht einverstanden."

Sie liessen nicht locker. "Wir schenken dir den Hund. Ein Geschenk darf man nicht zurückweisen. Du wirst dich rasch daran gewöhnen. Warte nur, bis du das süsse Hündchen gesehen hast."

"Ich will keinen Hund geschenkt, und damit basta!", beehrte Bartli auf.

"Wer redet von einem Geschenk", erwiderte Hardy grinsend. "Wir organisieren ein Rennen und wer das Rennen gewinnt, erhält als ersten Preis den Hund. Ich nehme an, du bist mit einem Rennen einverstanden, oder alle erfahren die Wahrheit über die Reifenpannen."

Bartli atmete auf. Ein Rennen, damit war er einverstanden. Er würde einfach verlieren, für ihn kein Problem. Er hatte sich zu früh gefreut.

"Nun die Spielregeln: Alle rennen bis zum Brunnen bei der Kirche", erklärte Hardy. "Wer zuletzt ankommt, gewinnt den Hund."

An den Spielregeln gab es nichts zu rütteln, Bartli konnte sich noch so wehren. Resigniert liess er sich zur Startlinie schleppen, und niedergeschlagen liess er sich als Favorit feiern.

Hardy pfiiff. Das Rennen begann. Arno und Hardy verloren keine Zeit und eilten davon. Eduard tänzelte hämisch um Bartli herum, und ermunterte ihn lautstark. "Beeil dich, sonst kommst du auf den Hund."

Bartli keuchte schon nach wenigen Schritten. Eduard lachte laut. Dabei stolperte er über einen Stein und fiel hin. Rasch rappelte er sich wieder hoch und schrie auf. Verdammt, sein rechter Knöchel war verstaucht. Nur mühsam konnte er weiterhoppeln. Mit zusammengebissenen Zähnen versuchte er Bartli einzuholen, aber der nahm alle Kräfte zusammen, und es gelang ihm, die Ziellinie noch knapp vor Eduard zu erreichen.

Betroffen erklärte Hardy seinen Freund Eduard zum Sieger. Bartli lachte keuchend. "Die Wette gilt. Edi erhält den Hund." Siegesgewiss verliess er die Szene. Eduard starrte ihm benommen nach.

Es war nichts zu machen. Die Spielregeln mussten eingehalten werden, und schon zwei Tage später sah man Eduard mit einem jungen Hund spazieren. Bartli erhielt schon bald seinen Führerschein zurück, und immer wenn er mit seinem Wagen an Eduard und seinem Hund vorbeifuhr, musste er leise kichern. Spazieren, was für ein Blödsinn. Autofahren, das war das richtige Leben. Dass er zusehends dicker und der Wald zunehmend dünner wurde, störte ihn wenig.

Der afrikanische Flüchtling – und seine Verfolger

Einige Tausend Afrikaner, in ihrer Heimat bedroht, hatten sich in die Schweiz geflüchtet, in der Hoffnung, Asyl zu finden. Sie hofften vergeblich. Das Boot war wieder einmal voll. Sie waren unerwünscht. Im Gegensatz zu den geliebten Steuerflüchtlingen und Drogenwäschern waren die Afrikaner arm, und keine Bank wollte sich ihrer annehmen. An eine Anpassung an Schweizer Sitten war nicht zu denken, murrten viele. Man konnte einen Afrikaner noch so oft schrubben, er war und blieb dunkelhäutig; eine Bedrohung für die Reinheit der Schweiz.

Deshalb wurde das Asylbegehren der allermeisten Afrikaner abgelehnt; nicht, dass die Behörden die Entscheidung leicht nahmen, im Gegenteil. Es wurde viel Sorgfalt verwendet, die Ablehnung juristisch abzustützen. Von einer generellen Gefährdung der Afrikaner in ihrem Heimatland könne keine Rede sein, und was im Einzelfall geschehe, sei juristisch irrelevant. Wer als politischer Flüchtling gerade die unpolitische Schweiz aufsuche, habe andere Motive. Er sei ein Wirtschaftsflüchtling, der nur darauf beharre, nicht an Armut zu sterben.

Die Weisung der Regierung war eindeutig. Die meisten Afrikaner sollten aus der Schweiz ausgeschafft werden, und dieser Entschluss war juristisch einwandfrei. Trotzdem besaßen einige abgelehnte Asylbewerber die Frechheit, aus den Flüchtlingslagern zu flüchten, in Richtung Italien, in der Hoffnung, im Süden weitmaschigere Gesetze und warmherzigere Menschen zu treffen.

An einem nebligen, kalten Novemberabend fuhr Hardy mit dem Lokalzug von Chur nach Landquart. Er hatte sich bei einem Bio-Gärtner einen Steinguttopf voller Sauerkraut besorgt. Der Topf stank fürchterlich, und Hardy hatte deshalb trotz vollbesetztem Zug ein ganzes Abteil für sich. In Landquart stieg er aus und nahm den schweren Sauerkrauttopf mit sich, sehr zur Erleichterung der Mitpassagiere. Am Bahnhof wartete er auf Eduard, der ihn mit seinem Wagen ins Bergdorf Fatal fahren sollte.

Wie Hardy mit dem stinkenden Topf vor dem Bahnhof stand, sah er in einer dunklen Ecke eine Gestalt kauern. Vielleicht ein Wirtshauskumpel, der nicht mehr weiter kam, dachte sich Hardy. Unangenehm in dieser Jahreszeit. Es war kalt und ein harter Wind peitschte Zeitungsreste über den Bahnhofsplatz.

Neugierig ging er näher. Die Gestalt drückte sich tiefer in den Schatten. Hardy zögerte nicht und zog die Gestalt ans Licht. Ein zierlicher junger Mann mit dunkler Haut und gelocktem Wollkopf starrte ihn mit weiten schwarzen Augen an. Ein Fremder, sicher ohne Obdach, erkannte Hardy. Sah hungrig aus.

"Hunger?", schrie ihm Hardy zu und machte kauende Bewegungen. Der junge Mann nickte und wollte wegrennen. Hardy hielt ihn fest. "Wie heisst du?", wollte er wissen. Der Dunkelhäutige verstand nichts und klapperte nur mit den Zähnen.

"Ist egal", meinte Hardy. Er winkte dem jungen Mann zu, ihm beim Einladen des Topfes zu helfen. Denn inzwischen war Eduard mit seinem Wagen angefahren. Gemeinsam stellten Hardy und der Fremde den schweren Topf in den Kofferraum. Hardy befahl ihm, in den Wagen zu steigen. Der junge Mann blickte ihn erstaunt an und kauerte sich zusammengerollt auf den Hintersitz.

"Wer ist der Mann?", wollte Eduard wissen. "Sieht ziemlich durchgefroren aus."

"Ein Kumpel, den ich getroffen habe", wich Hardy aus. Der Fremde hatte Hunger, und damit war die Sache geklärt. Er war auf seinen Reisen früher schon oft froh gewesen, ein Essen und ein Obdach erhalten zu haben. Das Gesetz der Landstrasse ist die Freundschaft, hatte ihm ein Mexikaner erzählt, als er verlumpt und verlaust in einem indianischen Dorf gestrandet war.

Eduard blickte immer wieder durch den Rückspiegel auf den dunkelhäutigen Fremden mit

seinen krausen Haaren, die blauschwarz glänzten. Ein seltsamer Freund von Hardy. Es war erstaunlich, wen Hardy immer wieder aufgabelte. "Wie heisst du?", rief Eduard nach hinten. Der junge Mann antwortete nicht. Er starrte erstaunt, ja entsetzt auf die emporragenden Felswände der Klus. Was für ein komisches Land, in dem selbst die Bergwände wie unüberwindbare Gefängnismauern wirken.

"Wie heisst du?", fragte Eduard nochmals. Er wollte unbedingt den Namen des Fremden wissen, denn sobald man den Namen kennt, wirkt selbst der seltsamste Fremdling weniger bedrohlich. Diesmal horchte der junge Mann auf, und er wiederholte mehrmals ein Wort, das sich wie Joseph anhörte. So kam es, dass Hardy ihn Joseph nannte, und unter diesem Namen wurde er von nun an angesprochen.

Im Dorf Fatal angekommen, trugen Hardy und Joseph den Sauerkrauttopf in Hardys Küche und bereiteten sich ein warmes Abendessen. Keiner verstand, was der andere sagte, aber beide verstanden sich ausgezeichnet.

Später holte Hardy Hammer und Nägel aus seiner Werkstatt und machte Joseph rasch ein Bett bereit. Somit war dieser für die Nacht bald gut aufgehoben.

Es war wie selbstverständlich, dass Joseph weiter bei Hardy blieb. Von Hardy aus gesehen, war es ganz in Ordnung. Sein Freund Arno half mit, ihn mit Kleidern zu versorgen. Allein Eduard kamen Bedenken. Er äusserte schon bald der Verdacht, dass es sich bei Joseph um einen flüchtigen Flüchtling handelte. Joseph oder wie er auch immer hiess, war einer jener Asylanten, die sich der behördlichen Ausweisung nicht unterwerfen wollten.

Er warnte Hardy: "Du machst dich strafbar, wenn du Joseph bei dir aufnimmst. In der Zeitung stand schwarz auf weiss: Wer einen ausgewiesenen Asylbewerber aufnimmt, wird gebüsst."

"Ach was. Wer weiss schon, dass Joseph bei mir wohnt. Bis einer von der Polizei vorbeikommt, ist längst Frühling. Du willst Joseph nicht etwa anzeigen?" Hardy ballte seine Fäuste.

"Sicher nicht. Aber du musst einsehen, dass man sich nicht einfach über Recht und Ordnung hinwegsetzen darf. Wenn der Bundesrat die Afrikaner heimschickt, hat er seine Gründe, und wenn nicht: Recht ist Recht. Wir können daran nichts ändern. Das einzig Richtige ist, wenn Joseph sich freiwillig der Polizei stellt."

"Macht er nicht. So dumm ist keiner, und ich werde ihn nie bei der Polizei verpfeifen. Wem hat Joseph etwas zu Leide getan? Niemandem. Wieso darf er nicht bleiben, auf jeden Fall bis das Wetter besser wird?"

"Es geht nicht um Joseph, sondern ums Prinzip. Die Behörden haben den Fall geprüft, aktenkundig dargelegt und von Gesetzes wegen gehört er nicht in die Schweiz. Dem Gesetz muss Folge geleistet werden, sonst könnte jeder kommen."

"Bis jetzt ist nur Joseph nach Fatal gekommen", mischte sich Arno ein. Er konnte nicht begreifen, warum Edi sich so ereiferte. Joseph war doch ein netter Kerl.

"Ihr zwei habt keine Ahnung von rechtsstaatlicher Ordnung", knurrte Eduard unwirsch. "Es geht nicht um Joseph oder einen anderen Menschen, es geht um das Gesetz. Aber macht, was ihr wollt. Ich wasche meine Hände in Unschuld." Damit liess er die Sache auf sich beruhen. Zwar war es streng genommen seine Bürgerpflicht, Joseph bei der Fremdenpolizei anzuzeigen. Aber irgendwie konnte er deren Telefonnummer nicht finden, und schliesslich war es ihre Pflicht und nicht seine, sich um Asylbewerber zu kümmern. Dafür zahlte er genügend Steuern.

So blieb der junge Afrikaner weiterhin im Dorf, unbehelligt. Er folgte Hardy auf Schritt und Tritt. Oft half er ihm in seiner Werkstätte. Mit Eifer ging er daran, alte Kommoden aufzufrischen, Wurmlöcher in neue Antikstühle zu bohren oder Hardys Ersatzteillager zu ordnen.

Auch im Dorf gewöhnte man sich an den dunkelhäutigen jungen Mann mit den grossen schwarzen Augen. Nicht, dass man ihn herzlich in die Dorfgemeinschaft aufgenommen hätte, nein, dazu war er zu fremdländisch. Man tolerierte ihn einfach, so wie man jeden tolerierte, der sich anständig und unauffällig benahm. Besondere Freude hatte Joseph an den Dorfkindern. Er spielte oft mit ihnen, und sie spielten gerne mit ihrem dunkelhäutigen Freund, der so schön den exotischen Gestalten aus ihren Kinderbüchern glich. Als der erste Schnee fiel, zog er die Kleinen unermüdlich auf ihren Schlitten durchs Dorf. Trotz der Kälte war ihm weniger kalt als im wohllorganisierten Flüchtlingslager in Bern.

Ein Beamter aus Zürich, während seiner Winterferien im Bergdorf zu Besuch, sah ihn beim Schneemannbauen. Sonderbar, ein Afrikaner in diesem kleinen Bündner Bergdorf. Ihm war nichts davon bekannt, dass man diese Asyltouristen auch in dieser Gegend einquartierte. Er wunderte sich und telefonierte einem Bekannten aus der Fremdenpolizei.

Damit wurde eine unerbittliche behördliche Maschine in Gang gesetzt. Bürokratien bewegen sich zwar langsam, aber einmal in Bewegung geraten, lassen sie sich kaum mehr stoppen.

Dem Bekannten von der Fremdenpolizei war schon nach wenigen Anrufen klar, dass im Falle der gesichteten Person eine grobe Unregelmässigkeit vorlag: ein abgewiesener Asylbewerber, dem Asyl geboten wurde; eindeutig ein schwerer Gesetzesverstoss.

Es folgte ein kurzer Anruf nach Chur, und schon am gleichen Tag setzten sich in Landquart zwei Kantonspolizisten widerwillig in ihr Polizeifahrzeug, um den flüchtigen Afrikaner aufzubringen. Der Fang wäre ihnen beinahe gelungen. Nur ein dummer Zufall kam ihnen dazwischen:

Um für den Weihnachtsbasar zu sammeln, war Eduard auf die Idee gekommen, seine beiden Freunde und Joseph als die drei Mohren aus dem Morgenland zu verkleiden. Mit Joseph gab es kein Problem: seine Haut war von Natur aus dunkelbraun. Bei Arno und Hardy gelangte Eduard dank brauner Schuhwichse zu einem ähnlichen Ergebnis. Er hängte jedem noch einen langen Vorhangstoff um, und die drei Mohren waren voneinander kaum zu unterscheiden.

Draussen stoppte ein Auto. Hardy sah zum Fenster hinaus. Zu seinem Schrecken bemerkte er zwei Polizisten, die zielgerichtet seine Hütte aufsuchten. Zum Glück hatte er gelernt, rasch zu reagieren, und ehe die Polizisten die Haustüre öffnen konnten, war er mit Joseph durch den Kellereingang entwischt. Auch Eduard verzog sich schleunigst. Er hatte mit der Sache nichts zu tun, und sein gutes Gewissen trieb ihn, hinter Hardy her zu rennen. So blieb, als die Polizisten in die Stube traten, nur Arno zurück, fertig ein gebräunt.

"Da haben wir den Ausbrecher", freuten sich die Polizisten, und sie nahmen den verblüfften Arno in ihre Mitte. Vor Schreck wagte er kein Wort. Wieso war die Polizei hinter ihm her? Was hatte er verbrochen? Die Erinnerung kam wie ein Schock. Genau, vor drei Tagen hatte er heimlich Gartenabfälle im Wald vergraben, verbotenerweise, um an der Kehrrichtsackgebühr zu sparen. Sicher hatte ihn jemand beobachtet und angezeigt. Nichts sagen und nichts zugeben, sei gegenüber der Polizei die beste Taktik, hatte ihn Hardy immer wieder belehrt, und so schwieg er hartnäckig. Schuld bewusst setzte er sich hinten ins Polizeifahrzeug.

Erst auf der Polizeistation unten im Tal klärte sich der Irrtum auf. Der jüngere der beiden Polizisten sah sich gezwungen, Arno wieder nach Hause zu fahren. "Wieso hast du nichts gesagt, du Trottel!", fuhr er ihn an. Arno schwieg beharrlich. Sich nur auf keine Diskussion einlassen. Die Polizei hatte immer das Recht des Stärkeren auf ihrer Seite.

Verärgert setzte ihn der Polizist unterhalb des Dorfes ab, und bis Arno wieder Hardys Hütte erreichte, hatten sich alle vom ersten Schreck erholt. Alles war nochmals gut verlaufen, aber es war ihnen klar, dass die Polizei erneut auftauchen würde.

Tatsächlich fuhr die Polizei in regelmässigen Abständen wieder vor. Sie erreichte wenig. Im Winter besitzt das Dorf Fatal nur eine offene Zufahrt, und es war somit eine Leichtigkeit, Joseph vorzuwarnen. Die Polizisten begnügten sich daher damit, im Dorf umher zu schlendern und sich zu vergewissern, dass kein Dunkelhäutiger sichtbar war. Nach einer kurzen Kaffeepause im Wirtshaus Alpina fuhren sie wieder ins Tal zurück, um an ihrem Rapport zu feilen.

Selbst ein frühmorgendlicher Überraschungsbesuch bei Hardy blieb ohne Erfolg. Joseph war vorsorglich bei Arno einquartiert worden, und Hardy konnte die beiden Polizisten unbesorgt durch seine Hütte führen. Vom geflüchteten Afrikaner war keine Spur. Hardy stellte sich dumm und wusste von nichts. Damit die Polizisten nicht mit leeren Händen zurückkehrten, schenkte er ihnen eine Flasche Holunderschnaps. Sie dankten ihm und zogen davon. Blödsinnig, ihre Zeit mit solchen Bagatellen zu verplempern. Sollten die in Bern ihren Afrikaner doch selbst nachjagen.

Auch der Polizeikommandant war mehr als bereit, die Sache ad acta zu legen. Er schrieb nach Bern, der gesuchte Asylbewerber sei unauffindbar und legte die Akten zuhinterst in seine Schubladen.

Die eidgenössische Fremdenpolizei liess sich jedoch nicht einfach abwimmeln. Es ging um den Rechtsstaat, und den kantonalen Behörden war oft nicht zu trauen. Ein Beamter der Ausländerbehörde opferte ein Wochenende, um empört festzustellen, dass sich der unerwünschte Afrikaner offensichtlich immer noch im Bergdorf Fatal aufhielt.

Dies schlug dem Fass den Boden aus. In harschen Worten wurde die Bündner Polizei aufgefordert, endlich ihre Pflicht zu tun.

Die Polizei tat mehr als ihre Pflicht. Wütend über den Rüffel aus Bern setzte der Polizeikommandant alles in Bewegung, was in seiner Macht stand, und so fuhren zehn Polizeiwagen mit rund vierzig Polizisten den Berg hinauf.

Leider war auch diesmal das Buschtelefon schneller als die Polizei, und Hardy wurde gebührend vorgewarnt. Er verlor keine Zeit, und unterhalb des Dorfs wurde die gesamte Polizeikarawane durch eine wildgewordene Kuhherde aufgehalten. An ein rasches Durchkommen war nicht zu denken, denn Hardy und Eduards Hund sorgten ausgiebig dafür, dass die Kühe kreuz und quer über die Strasse rannten. Bis Polizei und Kühe wieder entwirrt waren, war genügend Zeit verflossen, um ganze Räuberbanden zu verbergen. Tatsächlich war Arno in dieser Zeit mit Joseph schon in den Wald geflüchtet, wo sie sich in einer abgelegenen Hütte bequem machten.

Die Dorfbewohner sahen dem Herannahen einer umfangreichen Polizeimacht verwundert zu. In ihrer Vermutung, es handle sich um einen ehrenvollen Höflichkeitsbesuch, wurden sie von Eduard aktiv bestärkt. "Eine Ehre für das Dorf", rief er allen zu. "Wir müssen uns als würdig erweisen". Die Einwohner von Fatal reagierten rasch, und als die Polizisten endlich im Dorf ankamen, wurden sie unvermittelt vom Männerchor begrüsst. Eduard schwenkte eine breite Schweizer Fahne und die Schulkinder brachten eifrig Kaffee und Knusperstangen.

Die Polizisten scharren verlegen mit den Füßen, und ihr Kommandant brummte verärgert. Er winkte ab, als Eduard zu einer Begrüßungsrede ansetzte. Zu dumm. Die Sache war geplatzt. Dieser Afrikaner, falls es ihn gab, war garantiert schon über alle Berge. Er hätte am liebsten das ganze Dorf verhaftet und zwang sich nur mühsam dazu, einen Becher heissen Kaffee entgegenzunehmen.

Er leerte den Becher in einem Zug und befahl dann seiner Mannschaft, das Dorf zu durchsuchen. Pflicht war Pflicht. Ob sie etwas fanden oder nicht, war nicht seine Sache.

Also durchsuchten die vierzig Polizisten sorgfältig das ganze Dorf, blickten in jeden Kuhstall und untersuchten jeden Hühnerhof, immer von einem Rudel begeisterter Kinder begleitet.

Jeder Einwohner von Fatal, der sich blicken liess, wurde verhört. Die Verhöre brachten wenig. Ein typisches Verhör nahm etwa folgenden Verlauf:

"Wo steckt dieser Afrikaner?"

"Ein Afri-was?"

"Wir wissen, dass sich der Kerl hier versteckt. Hast du den Mann auf diesem Foto gesehen?"

"Schwierig zu sagen. Sehen alle gleich aus."

"Wer?"

"Halt diese Fremden."

"Hast du im Dorf einen Fremden gesehen?"

"Ja"

"Wann?"

"Erst letzthin, einer mit deutscher Autonummer."

"Blödsinn. Wir suchen nicht einen Steuerflüchtling. Wir suchen einen Dunkelbraunen."

"Wie dunkel?"

"Du bist doch auch dafür, unerwünschte Ausländer aus der Welt, äh, aus der Schweiz zu schaffen, oder nicht?"

"Na klar."

"Also: Habt ihr einen dunkelhäutigen Mann im Dorf? Ja oder nein!"

"Ja"

"Wer gibt ihm Obdach?"

"Niemand. Kommt und geht. Ganz wie es ihm passt."

"Und wo steckt er?"

"Wer?"

"Eben dieser Afrikaner."

"Weiss ich nicht. Habe ihn heute nicht gesehen."

Darauf klappte der Polizist meist verärgert sein Notizbuch zu. Vielen Einwohnern war es allerdings nicht recht, die Polizei verärgert zu haben, und man bot ihnen Käse oder Schinken an. Von ihren Verhören kamen die Polizisten oft vollgepackt zurück.

Zum Schluss blies der Kommandant die Aktion ab, sehr zur Enttäuschung vieler Polizisten, die noch gerne geblieben wären. Aber der Kommandant war entschlossen. Lächerlich von der Fremdenpolizei, um einen armseligen Afrikaner so ein Theater zu veranstalten.

Es folgte noch ein Abschiedslied vom Männerchor, und die Polizisten fuhren davon. Einige Kinder winkten lange. Vorsichtig balancierte jeder Polizist sein Fresspaket auf den Knien. Zwei jüngere Polizisten kehrten sogar mit jungen Katzen in ihr Hauptquartier zurück.

Nach dieser behördlichen Grossaktion blieb es ruhig. Nur von Zeit zu Zeit wanderte ein amtliches Schreiben aus Bern in den Papierkorb des Polizeikommandanten.

Joseph blieb nur noch kurze Zeit bei Hardy. Er war entschlossen, dieses Land, das ihn versties, baldmöglichst zu verlassen. Die Schweiz war ihm zu kalt, und er wollte nach Süden fliehen, solange er konnte. Zwar verliess er Hardy nur ungern, aber das von schneebedeckten Bergen eingeschlossene Tal erinnerte ihn nur allzu sehr an ein weites Gefängnis, aus dem es kaum ein Entrinnen gab.

Einer von Hardys Freunden, ein Alteisenhändler, fuhr Joseph ins Tessin, wo ihn ein alter Schmuggler sicher über die Grenze führte. Die Flucht aus der Schweiz sei problemlos gewesen, erfuhr Hardy später. Joseph war glücklich in Italien angelangt. Dort verlor sich seine Spur. Nur in Bern erinnert eine dicke Akte an den Afrikaner, der zu arm war, um als Flüchtling zu gelten.

Das Dreckgeschäft – gesunde Alpenerde für eine gesunde Schweiz

Der Frühling begann mit wechselhaftem Wetter, und Eduard Keller erkältete sich. Es war nur eine leichte Erkältung. Dies hinderte ihn nicht daran, alle Ärzte der Region mit seinem Husten anzustecken und der Drogerie im Tal zu einer unerwarteten Geschäftsbelebung zu verhelfen. Kiloweise schleppte er Hustentabletten, Anti-Schnupfen-Sprays und medizinische Ratgeber nach Hause, um sich in fiebrigem Eifer voll seiner Krankheit hinzugeben.

Die idyllische Selbstbemitleidung dauerte leider nur wenige Tage. Eduard wurde wieder gesund. Seiner Ansicht nach zu früh, denn noch lagen zehn Packungen Hustentabletten ungeöffnet im Badezimmer.

Die Erkältung war vorüber. Daran war nichts mehr zu ändern. Vorbeugen ist allerdings besser als Heilen. Die Gesundheit ist ein zu wertvolles Gut, um irgendein Risiko einzugehen, und was ist besser für unsere Gesundheit, als viel Bewegung in der freien Natur.

So trabte Eduard rasch zu seinen Freunden Arno und Hardy, um auch für deren Gesundheit zu sorgen. Seine beiden Freunde wären lieber zu Hause geblieben. Es war ein kühler, regnerischer Tag, und vom Tal stiegen dichte Nebelschwaden empor. Allein, es half kein Widersträuben, und unbarmherzig trieb Eduard seine zwei Freunde in den Wald oder was vom Wald übrig geblieben war. "Bewegung ist gesund, gerade in eurem Alter", ermunterte er sie. "Seht mich an: Nach einer harten Erkältung wieder topfit. Alles dank gesunder Kost und viel Bewegung.

Hardy schüttelte den Kopf. "Viele Leute wären gesünder, würden sie sich weniger um ihre verdammte Gesundheit sorgen", knurrte er. Auch Arno war es unverständlich, wieso sich Eduard so um ihre Gesundheit kümmerte. Es war nicht seine Sache. "Man ist so gesund, wie man sich fühlt", meinte er und sprang gelenkig über einen umgestürzten Baum.

"Totaler Unsinn", entgegnete Eduard. "Wer in einer umweltverschmutzten Welt gesund bleiben will, muss sich gezielt abhärten. Für seine Gesundheit muss aktiv gekämpft werden, koste es, was es wolle."

Seine Freunde grinsten. "Du hättest Arzt werden sollen, dann könntest du dir im Kampf für die Gesundheit eine goldene Nase verdienen", spotteten sie.

Eduard schwieg betroffen. Arzt zu werden, davon hatte er schon oft heimlich geträumt. Er hatte es nicht geschafft, und war stattdessen Personalchef geworden. Schade. Er hätte sich nur allzu gern um die Gesundheit des Volkes gekümmert, selbstlos und immer hilfsbereit. Abgesehen davon war das Geschäft mit der Gesundheit das Geschäft des Jahrhunderts, und als Arzt konnte man mit vollen Händen in die Krankenkassen greifen. Nun, es gab viele Möglichkeiten, sich auch als Normalbürger um die Gesundheit der Mitbürger verdient zu machen. Gerade er, der soeben eine schwere Erkältung erfolgreich gemeistert hatte, war dazu mehr als kompetent.

Das Geräusch eines näherkommenden Motorrollers unterbrach seine Gedanken. Ein junger Mann mit langen Haaren und dickem Rucksack kreuzte ihren Weg. Er grüsste knapp und raste an ihnen vorbei, eine Staubwolke hinterlassend.

"Das war der junge Meyer. Er lebt mit seiner Frau auf der Alp Terrasana", erklärte Arno, als Eduard ihm verdutzt nachblickte. "Die beiden sind vor zwei Jahren aus Zürich hierher gezogen. Tapfer, sich auf einer so abgelegenen Alp niederzulassen."

"Typisch Unterländer, so in der Wildnis zu leben", spottete Hardy. "Mich könnten keine zehn Frauen nach Terrasana locken."

Eduard horchte interessiert auf. "Terrasana, Terrasana?" Er wiederholte den Namen mehrmals. "Terrasana bedeutet doch, auf Deutsch übersetzt, "gesunde Erde". Warum wird diese Alp Terrasana genannt?", wollte er wissen.

Seine beiden Freunde wussten keine Antwort. Die Alp hiess seit jeher Terrasana, und damit hatte es sich.

"Dass die Alp so genannt wird, muss etwas bedeuten. Der Name hat eine tiefere Bewandnis", rief Eduard aufgeregt. Er witterte ein Geheimnis, und er schwor sich der Sache auf den Grund zu gehen.

Tatsächlich fragte er in den nächsten Tagen jeden Einheimischen, der ihm nicht rasch genug auswich, nach der tieferen Bedeutung des Namens Terrasana. Auch fuhr er nach Chur ins Staatsarchiv. Er durchsuchte Berge von Dokumenten und verhalf dem Staatsarchivar zu einer heftigen Migräne. Es nützte alles nichts: Niemand wusste etwas, und keiner Maß dem Namen irgendwelche besondere Bedeutung zu. Dies war für Eduard der endgültige Beweis, dass er einem tiefverborgenen Geheimnis auf der Spur war. Er war mehr denn je entschlossen, die Mauer der Unwissenheit um diese Alp zu durchbrechen.

So telefonierte er dem jungen Meyer nach Terrasana und bat, ihm bei nächster Gelegenheit einen Sack Terrasana-Erde zu bringen. Der junge Mann wurde aus Eduard nicht klug, insbesondere da dieser sehr geheimnisvoll tat. Er war jedoch zu höflich, ihm seinen Wunsch abzuschlagen. Bald vergass er jedoch die ganze Sache.

Erst als er das nächste Mal mit seinem Motorroller ins Dorf fuhr, fiel ihm sein Versprechen wieder ein, zu spät um umzukehren. Um Eduard nicht zu enttäuschen, brachte er ihm einen kleinen Sack Kompost, den er kurzentschlossen aus Eduards Garten geholt hatte. Was sollte er Erde von Terrasana ins Dorf schleppen, wo der Eduard selbst wunderschönen Gartenkompost besass? So dumm war keiner.

Eduard nahm den Sack Erde hochofrennt entgegen und drückte dem jungen Mann ein grosszügiges Trinkgeld in die Hand. Entzückt wühlte er in der feuchten Erde. Endlich hielt er die geheimnisvolle Terra-Sana in seinen Händen. Rasch schob er den jungen Meyer aus dem Haus, um ungestört einige Erdkrümel in ein Reagenzglas zu schaufeln. Das Glas schickte er einem befreundeten Chemiker, mit der Bitte, ihm die Probe sorgfältig zu analysieren. Den Rest der Erde schloss er in seinen Tresor. Sicher ist sicher.

Da Eduard im Begleitbrief angetönt hatte, es gehe um Leben oder Tod, erhielt er von seinem Bekannten schon postwendend eine Antwort: Von Gift finde sich keine Spur, im Gegenteil, stand in der chemischen Expertise. Bei der zugesandten Probe handle es sich ohne Zweifel um hochwertige Erde mit wenig Schwermetallspuren, aber hohem Nährwert, garantiert wachstumsfördernd, speziell für Stangenbohnen.

Eduard fand seine kühnsten Erwartungen bestätigt. Hochwertig, wachstumsfördernd, selbst für Bohnen. Damit war endgültig erwiesen, dass es sich bei der Terrasana-Erde um einen medizinischen Geheimitipp handelte. Denn was Bohnen wohlbekommt, kann dem Menschen nur Gutes tun. Um den letzten Zweifel auszuräumen, wagte sich Eduard tapfer an ein Selbstexperiment. Kurzentschlossen schluckte er einen Löffel Erde. Nicht schlecht, nur der Geschmack war etwas zu erdig, und so spülte er den Mund mit drei Gläsern Kirsch. Tatsächlich fühlte er sich danach pudelwohl, leicht und beschwingt. Ohne Zweifel: Er war einem Wundermittel auf der Spur.

Schnurstracks rannte er mit seinem Sack Erde zu seinem Freund Hardy, um von der wundersamen Terrasana-Kur zu schwärmen. "Unsere Terrasana-Erde wirkt Wunder. Sie ist hochwertig und wachstumsfördernd. Probiere mal!" Er hielt Hardy den Sack vor die Nase.

Hardy strich sich über seinen schwarzen Bart. Er war skeptisch. "Dreck ist Dreck. Was soll da Besonderes sein?"

Eduard liess sich nicht beirren. "Dies ist keine gewöhnliche Erde, es ist Gesundheits-Erde. Damit lassen sich viele bisher unheilbare Krankheiten heilen, garantiert. Dahinter steckt ein bedeutendes Geschäft."

Das letzte Argument überzeugte auch Hardy. Zu einem Geschäft war er immer bereit. Schon oft hatte er sich an Geschäften beteiligt, sei es der Schmuggel von Zigaretten, sei es das Fälschen von Antiquitäten. Allerdings war er damit nie reich geworden. Irgendwie hatten alle Geschäfte mit kleinen Gewinnen geendet, aber wer wusste, vielleicht zog er diesmal das grosse Los.

So wühlte er interessiert im Sack herum und liess einige Erdkrumen durch seine Finger gleiten. "Einverstanden, du kannst mit mir rechnen. Heute wird jeder Mist verkauft. Wieso sollen wir uns nicht daran beteiligen. Geld stinkt nicht."

"Du verstehst die Sache falsch", schnappte Eduard entzürnt. "Es geht mir nicht ums Geld, sondern um die Gesundheit meiner Mitmenschen. Terrasana-Erde ist eine bio-aktive Gesundheitserde, voller reiner Natur. Und was ist gesünder als reine Natur. Probiere und du wirst es selber sehen."

Erschrocken wehrte Hardy ab und wies auf Arno, der ahnungslos herangeschlendert kam. "Arno soll den Dreck schlucken. Er klagt über Halsweh, nicht ich."

Eduard wandte sich mitleidig an Arno, der neugierig den Sack voller Erde beschnupperte. "Arno, stimmt es, dass du an Halsweh leidest?"

"Ja, ein unangenehmes Kratzen. Ich glaube, ich habe mich leicht erkältet. Was habt ihr da? Wieso liegt dieser Sack mit Erde auf dem Küchentisch?"

"Es handelt sich um Terrasana-Erde, die geheime Heilerde unserer Vorfahren", erklärte ihm Eduard. "Sie wirkt sicher auch gegen Halsweh. Versuche es einmal!"

Arno wollte nicht. Es nützte ihm wenig, denn mit vereinten Kräften schoben ihm seine beiden Freunde einen Löffel Erde in den Mund. Hardy klopfte ihm heftig auf den Rücken und schob ihm ein Glas Wasser zwischen die zusammengepressten Lippen. "Hinunter mit dem Dreck, und jetzt spülen. Brav so!"

Arno schüttelte sich krampfhaft und spuckte einen Kieselstein auf den Boden.

"Ist dein Halsweh weg?", wollte Eduard wissen. "Wenn nicht, brauchen wir eine stärkere Dosis Terrasana. Nun, Arno, hast du noch Halsweh?"

Arno verneinte erschrocken. "Ich glaube, ich bin wieder gesund, garantiert!", erklärte er wohlweislich und verschwand schleunig.

"Hast du gesehen, Hardy: ein Schluck Terrasana, und weg ist der Schmerz. Fabelhaft", triumphtierte Eduard. Er war mehr denn je überzeugt, das Wundermittel gegen Erkältungen gefunden zu haben.

Es galt nun, diese glückliche Nachricht der übrigen Menschheit mitzuteilen.

Eduard war sich darüber im Klaren, dass nur ein professionelles Vorgehen zum Erfolg führen würde. Gerade heute, wo es von Pfuschartikeln und pseudo-medizinischem Unsinn nur so wimmelte, hatte das Echte und Natürliche nur dann eine Chance, wenn man mit organisierter Seriosität vorging. Aus diesem Grund gründete er zusammen mit seinen beiden Freunden die Terrasana-Produkte GmbH, die sich einer erstaunten Welt schon bald mit schöngedruckten Visitenkarten vorstellte. Arno stellte seinen Briefkasten zur Verfügung, denn welche Firma wird schon ernst genommen, wenn sie nicht einen eigenen Briefkasten aufzuweisen hat.

In Erwartung der kommenden Geschäfte schleppten Arno und Hardy karrenweise Erde aus der Alp Terrasana ins Dorf. Eduard wog sie sorgfältig ab und füllte sie in Einmachgläser. Schon nach wenigen Tagen war sein Dachboden, sein Keller und seine Wohnung mit eingemachter Terrasana-Erde vollgestopft, alles schön beschriftet und mit grellen Aktions-Preis-Etiketten versehen.

Das Geschäft mit der echten, einzigartigen Gesundheitserde aus den Schweizer Bergen verlief allerdings sehr harzig, um es milde auszudrücken. Die Dorfbewohner, von Werbezetteln überschwemmt, heilten ihre Erkältungen unverständlicherweise weiterhin lieber mit Chemie statt der Urkraft ihrer Heimerde zu vertrauen. Einzig drei Touristen konnten sich zum Kauf eines hausgemachten Glases voller Terrasana-Erde entschliessen, und dies auch nur, weil sie beim Anblick von Hardy um ihre Gesundheit fürchteten.

Kurz und gut: von einem masiven Umsatz konnte keine Rede sein. Selbst dass Hardy ein Terrasana-Spezial (10% Erde, 90% Alkohol) erfand, belebte das Geschäft nur wenig.

Terrasana-Spezial, der Gesundheitstrank mit dem urchig-erdigen Geschmack, fand nur bei einigen Saufkumpanen Hardys den ihm gebührenden Anklang.

Als sich der Umsatz der Terrasana-Produkte GmbH auch nach Einführung der wohl-tuenden Gesichtserde nicht erhöhte, wurde Eduard klar, dass mit Idealismus allein wenig zu erreichen war. Der Konkurrenzkampf um die Gesundheit der Menschen war hart und brutal, und wer die Menschheit beglücken wollte, musste mit allen Mitteln der modernen Werbung zu kämpfen wissen.

Eduard hatte nicht vergeblich einige Marketing-Bücher gelesen, um nicht zu wissen, woran es seinen Produkten mangelte: es war nicht die Qualität der Ware. Die war unbestritten. Was fehlte war jedoch das geeignete Image. Vor allem fehlte die medizinische Autorität, ohne die sich selbst ein harmloser Gesundheitstees nicht profitbringend verkaufen lässt.

Die Lösung des Problems war damit naheliegend: Er musste sich der Unterstützung der Ärzteschaft versichern. So stellte Eduard einen Musterkoffer seiner Erdprodukte zusammen, und gemeinsam mit Arno suchte er die Ärzte der Region auf. Er kannte alle Ärzte von früheren Besuchen, und somit war es ihm ein Leichtes, sie durch einen Überraschungsangriff an der Flucht durch die Hintertür zu hindern.

Der Überfall auf die Ärzte erwies sich allerdings als Schlag ins Wasser. Sie hatten Eduard als Patient erleiden müssen, und waren deshalb um nichts in der Welt bereit, ihn auch noch als Geschäftspartner zu akzeptieren. Misstrauisch beäugten sie die schlammgefüllten Fläschchen, und höflich, aber bestimmt wurde Eduard vor die Tür gestellt. "Es ist eindeutig. Die Ärzte haben eine unheimliche Angst vor jeder Konkurrenz", erklärte Eduard seinen Misserfolg. "Sie wehren sie mit Händen und Füßen gegen jedes Wundermittel, das sie arbeitslos machen könnte."

Arno konnte ihm nur zustimmen. Es war eine unleugbare Tatsache, dass die Krankheiten der Ärzte täglich Brot waren. Nur der kranke Mensch war ihnen wertvoll. Um die Gesunden kümmerten sie sich keinen Dreck. Seit Jahren war er kaum krank gewesen, und hatte sich je ein Arzt um ihm gekümmert? Nein. Sie hatten ihn wie einen Aussätzigen behandelt und ihn kaum gegrüsst, obwohl er monatlich brav seine Krankenkassenprämien einzahlte. "Es ist leider so: die Ärzte helfen erst, wenn es zu spät ist und wenn man schon krank ist", klagte er.

Auch Eduards Vertrauen in die Ärzteschaft war erschüttert. "Da bemüht man sich tatkräftig um die Gesundheit seiner Mitmenschen, und was geschieht: die Ärzte verweigern jede Unterstützung, aus reinem Futterneid." Traurig blickte er in einen sauber aufgeräumten Musterkoffer. Um sich zu trösten, trank er eine Flasche Terrasana-Spezial. Die Wirkung blieb nicht aus. Er fasste neuen Mut. "Was brauchen wir die Hilfe dieser sogenannten Experten. Die Stimme des Volkes wird uns Recht geben." Damit rannte er ins Wirtshaus, wo er sein Problem dem Stammtisch vorlegte. Der Stammtisch war nur zu gerne bereit, das schwierige Marketing-problem zu lösen.

"Kein Problem, Edi, du spannst am besten einen Normalbürger vor deinen Werbekarren", schlug ein rundlicher Pfeifenraucher vor. Er blies Eduard genüsslich den Rauch ins Gesicht. "Ich weiss nicht?" Eduard war skeptisch. "Wo findet man heute noch einen unverdorbenen Durchschnittsbürger? Die wenigen Normalbürger, die es noch gibt, stehen alle bei einer Werbeagentur unter Vertrag." Dem war nichts entgegenzusetzen, und die Runde brütete weiter. Ein schwieriges Problem, das nur durch scharfes Nachdenken zu lösen war. So bestellte Eduard noch eine weitere Runde Bier. "Was ich brauche, ist jemand der Vertrauen in unsere Gesundheitserde ausstrahlt, eine Art natürliche Autorität", erklärte Eduard. "Wie wäre es mit einem erdgebundenen Naturmenschen? witzelte ein Kahlkopf. "Naturmenschen wirken bei den Unterländern immer." Eduard war begeistert. Dies war die Lösung, nur: wer war als Naturmensch geeignet? Er blickte in die Runde, aber alle winkten ab. Alles, nur nicht Naturmensch.

Glücklicherweise trat gerade Hardy in die Wirtsstube, und der Stammtisch war sich rasch einig, in ihm den idealen Werbeträger für die Gesundheitserde gefunden zu haben. Schon

seine Fingernägel zeugten von seiner engen Verbundenheit mit Mutter Erde, und mit seinem ungepflegten schwarzen Bart sah er genügend wild aus, um als Alpen-Oehi verkauft zu werden. Allerdings wirkte er nicht besonders vertrauenserweckend, aber dies sollte kein unüberwindbares Hindernis sein. Wie jedem Politiker bekannt ist, ist auch Vertrauen eine Frage der Imagepflege.

Ohne zu zögern begann Eduard damit, Hardy eine neue, werbewirksame Persönlichkeit anzupassen. Er unterwies ihn, sich das Gehabe eines altklugen Äplers zu geben; eines Berggeborenen, der den tiefsten Geheimnissen der Natur auf die Schliche gekommen ist. Hardy erwies sich als gelehriger Schüler, und schon bald vermochte er seine Zuhörer mit den wildesten biologischen Theorien zu verwirren. Allein das für eine Verkaufsaktion notwendige geschmeidig-griffige Verhalten wollte ihm nicht recht gelingen.

"Es fehlt dir an Übung", meinte Eduard, und er liess Hardy auf eine Gruppe von Zürcher Touristen los, die friedlich eine Gruppe Kühe fotografierten. Eine Flasche Terrasana-Spezial in der einen Hand, einen Beutel Dufterde in der anderen Hand, so trabte Hardy breit grinsend den Touristen entgegen, in der durchaus freundlichen Absicht, sie in ein Verkaufsgespräch zu verwickeln.

Die Touristen blickten erschrocken auf. Was war das? Ein dreckiger, schwarzbärtiger Kerl, der ihnen zähnefletschend entgegenrannte. Sie warteten nicht und flüchteten in panischer Angst ins Unterland zurück. Es dauerte nicht lange, bis sich dort ein Gerücht über einen wilden Alpen-Yeti verbreitete.

Drei unerschrockene Ethnologen, in Begleitung einer Gruppe von Journalisten, machten sie in die Berge auf, um diesem Gerücht auf die Spur zu kommen. Wie zu erwarten war, fand sich weder der unheimliche Bündner Schneemensch noch einer der wilden Mannlis aus der Sagenwelt. Stattdessen trafen sie Eduard und Hardy, die ihnen unverdrossen von der wundersamen Terrasana-Erde vorschwärmten. Die Ethnologen waren milde interessiert, die Journalisten dagegen waren eher enttäuscht. Aber Beruf ist Beruf, und ein guter Journalist lässt sich kein Sujet entgehen. So erschienen in den folgenden Wochen in verschiedenen Illustrierten bunte Reportagen über den ehrwürdigen Bruder Hitsch, der sich seit Jahrzehnten mit den gesundheitlichen Wirkungen von Alpen-Schlamm befasst hatte. Der Kommentar der Journalisten war leicht spöttisch, und in den Reportagen schimmerte eine gesunde Portion Skepsis durch.

Es half wenig: der Aufstieg von Hardy zum gesuchten Alpen-Guru war nicht aufzuhalten. Immer häufiger fuhren Unterländer nach Fatal, um Bruder Hitsch um Rat anzufragen. Migränen, Allergien, Rheuma, Neurosen, Depressionen oder Ozon-Loch, für alles hatte Hardy (und im Hintergrund sein Mentor Eduard) ein passendes Mittel bereit. Keiner der Ratsuchenden verließ das Dorf ungetröstet und ohne mindestens zwei Spar-Packungen Terrasana. Je mehr die Ärzte gegen diesen Unsinn wetterten, desto stärker wurde der Andrang der nach Gesundheit dürstenden Menge.

So wurde Hardy als Bruder Hitsch im Unterland innert kurzer Zeit zum populären Markenzeichen gesunden Alpenschlamm. Zur Freude von Eduard erhöhte sich parallel auch der Umsatz der Terrasana-Produkte GmbH ständig. Insbesondere die braune Dufterde ("Reiben Sie sich die Alpen ins Gesicht") erfreute sich wachsender Beliebtheit. Zu einem eigentlichen Durchbruch kam es, als die Zürcher Nobelboutique Esotera - auf der Suche nach immer neuem Dreck - den alpinen Gesundheitstrank Terrasana-Spezial und die biologische Naturerde (in der praktischen Dreierpackung) ins Sortiment aufnahm. Schon bald war in der Stadt Zürich keine Party ohne Schlamm-Cocktail und keine politische Diskussion ohne Schlammbeutel denkbar. Jeder der etwas auf sich hielt, nahm täglich seine Portion Alpen-Erde, und wer nicht Out sein wollte, färbte sich seine Haare Terrasana-braun.

Kurz und gut: innert weniger Wochen liess sich im Unterland kaum eine gutbürgerliche

Wohnstube ohne Bündner Dreck finden, aufgelöst in Alkohol, als Gesichtserde oder sogar als nobler Schnupftabak für den naturverbundenen Herrn. Die Nachfrage nach Terrasana-Produkten wurde so enorm, dass Eduard gezwungen war, heimlich Einmacherde aus Italien zu importieren.

Wie jeder andere wirtschaftliche Erfolg rief auch der Erfolg der Terrasana-Produkte haufenweise Nachahmer auf den Plan. Geschäftstüchtige Berner und Walliser waren schon bald heftige Konkurrenten, und angeboten wurde alles, was die Alpen zu bieten hatten: Gletschereis am Stiel, Granitamulette, getrocknete Borkenkäfer, Gebeine abgestürzter Bergsteiger, Steinmännchen usw. Selbst das Matterhorn wäre stückweise exportiert worden, hätten die Behörden nicht energisch eingegriffen.

Die einheimische Konkurrenz war schlimm, aber langfristig weitaus schwerwiegender erwies sich die ausländische Konkurrenz. Speziell die Vermarktung der Yellow-Earth durch die gewohnt geschäftstüchtigen Chinesen erwies sich für bald als tödlicher Schlag (umso mehr als die Chinesen zu jeder Viererpackung Bio-Erde einen Bausatz Mikrochips boten). Der Zusammenbruch der Terrasana-Produkte GmbH erfolgte ebenso rasch wie ihr Aufstieg. Da Eduard den Marktzusammenbruch nicht voraussah, schmolzen am Schluss auch die angehäuften Gewinne rasch dahin. Es blieb ihm und seinen beiden Freunden nichts anderes übrig, als ihr Geschäft zu beerdigen und die restliche Terrasana-Erde aus Eduards Keller zu schaufeln.

"Es ist leider so: die Leute können einheimischen Dreck nicht von ausländischem Pfuschi unterscheiden", klagte Eduard als Arno und Hardy die letzte Flasche Terrasana-Spezial austranken. Sie jedenfalls waren froh, dem ständigen Geschäftsstress der letzten Wochen entronnen zu sein. Denn was nützte die ganze bunte Geschäftigkeit, wenn man damit nur seine Ruhe und Gesundheit riskierte.